*Arbeit zum Abschluss des* ***Diplomstudiums der Landschaftsplanung und Landschaftspflege***

# *Empathie und Raum*

## *Zur empathischen Beziehung zwischen Mensch und Raum*

*vorgelegt von:* ***Christoph Oliver Puschmann****,*

*an der Universität für Bodenkultur Wien,*
*Department für Raum, Landschaft und Infrastruktur,*
*Institut für Landschaftsarchitektur (ILA),*
***2012****,*

*betreut von:*
***Ao. Univ. Prof. Dr. Erwin Frohmann***

**Kurzfassung der Arbeit**

Die Verbindung mit naturräumlichen Qualitäten verstärkt die Sehnsucht nach Empathie zur Landschaft. Diese entsteht innerhalb eines synästhetischen Erlebens durch das ganzheitlich-leibliche Erfahren der Atmosphäre des Raumes. Die dabei im Menschen ablaufenden Prozesse haben eine stark emotionale Komponente und entsprechen in ihrer Charakteristik einer Beziehung. Gerade naturräumliche Qualitäten werden durch solcherart Verbundenheit in ihrer körperlichen und psychisch-emotionalen Wirkung erkennbar. Der empathische Zugang zum inneren Selbst eines Menschen ist dabei auch der Schlüssel zur Empfindung des Raumes. Dementsprechend gibt die Arbeit einen Überblick über die Entwicklungszusammenhänge, die einer empathischen Beziehung immanent, und ebenso für eine Mensch- und Raumverbindung von Relevanz, sind. Dies legt den Fokus vorrangig auf Erkenntnisse der Freiraum- und der Empathieforschung, welche wiederum auch Aspekte der Psychologie, der Sozialforschung, der Emotionsforschung, der Neurologie oder der Pädagogik inkludieren. Eine derartig empathische Beziehung zu einem Ort oder einer Landschaft ist geprägt von innerer Lebendigkeit und Wachheit, und ein Öffnen und Einfühlen in deren naturräumliche Qualitäten ermöglicht einen alle Lebensbereiche umfassenden Beitrag zur Nachhaltigkeit.

**Abstract**

The connection to nature and its qualities increase the craving for empathic exchange with places and landscapes. It grows along a synaesthetic holistic-bodily experience within atmosphere and ambiance. The inherent human processes in the limbic nerve system concerning our cognitiv and especially affective states can be seen as equivalent as the are in human relationships. These connectedness between human and the natural environment can be discovered within its psycho-emotional impact on our health and wellbeing. An empathic access to ones inner self holds the key to a prosperous perception and to an open and vivid exchange between humankind, space and landscape. An empathic connection to landscape and its natural qualities is a sustainalble contribution which comprises all aspects of life.

**Danksagung**

An dieser Stelle möchte ich meinen ausdrücklichen Dank an jene audrücken, die mich in dieser Phase meines Lebens auf all nur erdenkliche Art unterstützt haben. Da wären allen voran meine Eltern, auf die ich mich immer mental und finanziell verlassen konnte, und die mir so eine Zeit des persönlichen Wachstums überhaupt ermöglichten. Herrn ao.Univ.Prof.Dr. Erwin Frohmann, der als Betreuer mit einer engelsgleichen Geduld meinen Arbeitsprozess in Gang hielt, und auch mental und energetisch immer zur rechten Zeit zur Stelle war. Mag. Swantje Musa für das Lektorieren der Arbeit, Mag. Barbara Mold, Wolfgang Ebenhofer und meiner Mutter für inhaltliche Verbesserungen. Marie-Helene Glasheen-Buffin für anfängliches Coaching, Dipl.Päd. Marianne Ebenhofer MST für die „lebende" Word-Hilfe, sowie Mag Fabienne Buttinger für das Ausleihen ihrer Fachbücher. Speziellen Dank gebührt meinen spirituellen Lehrern: Marlis Grzymek-Laule, Gabriel Mimler, Dr. David Brian Wolf, Eva-Maria Trippl und Manuela Stattin für geistige, seelische und körperliche Gesundung und Erweiterung der Sinneswahrnehmung. Dank auch an die Familiensteller Christoph Manss, Christina Bahlo und allen anderen, nicht namentlich erwähnten, an Prozessen beteiligten Personen. Der Satvatove Community, der Physioenergetikerin Frau Daniela Birklhuber und Herbert Reindl für das zeitweilige Wiederbeleben meiner Physis. Meinem Bruder, und meiner Freundin Barbara für ihr Wesen und ihre Liebe. Meinem Freund Gabriel und seiner Familie für ihre herzliche Offenheit, ihre erfrischende Lebensart und ihre Weisheit. Michi, Alex, Martine, Raoul und Doris sowie den Familien Mold und Schwarzinger für die vielen Gespräche und für ihr Herz. Martin und Roswitha für die traumhafte Unterkunft. Allen Arbeitskollegen, Freunden und Bekannten, die mich durch ihr Sein auf meinem Weg jahrelang begleitet haben, sowie den Vierbeinern, Bento, Max und Xena für ihre Treue, ihr Vertrauen und die daraus resultierende Lernerfahrung.

GOING THROUGH A WORLD OF SAD DEBRIS REGARD QUIXOTIC REVERIES OF

ownership

THE BLOSSOMING DISEASE OF MAN CALLED TENURE AND ACCRETION

the ancient western treadmill of deception and derision

BUT I WANT SOMETHING MORE

racing through a life of tragic wastage i experience the loss of TRUST AND INNOCENCE

the billowing cyclone of time has blown away our reasons

AS WE TRUDGE LIKE BLIND MEN FORWARD TRYING TO AVOID

collision

BUT I WANT SOMETHING MORE

BRETT GUREWITZ, 1989

# Inhaltsverzeichnis

**1 Einleitung ... 8**
**2 Zielsetzung ... 15**
2.1 Forschungsfragen ... 16
2.1.1 Leitfragen ... 16
2.1.2 Unterfragen ... 16
2.2 Forschungsleitende Hypothesen ... 17
**3 Methodik ... 18**
3.1 Grundlegende Überlegungen ... 18
3.2 Literaturrecherche, Quellenarbeit und Literaturanalyse ... 20
**4 Empathie ... 21**
4.1 Die Wissenschaft der Empathie ... 21
4.1.1 Die wissenschaftliche Genese von Empathie ... 21
4.1.2 Moderne und integrative Empathieansätze ... 26
4.1.3 Das „Organizational Model“ von M.H. Davis ... 28
4.1.4 Erklärende Betrachtung und Kritik ... 32
4.2 Neurowissenschaft und Empathie ... 34
4.2.1 Spiegelneurone ... 35
4.2.2 Simulation und Soziale Neurowissenschaften ... 38
4.2.2.1 Was bedeuten diese Forschungen in Bezug auf Empathie? ... 42
4.3 Soziale Einbettung der Empathie ... 43
4.3.1 Emotionen ... 43
4.3.2 Soziale Kompetenz und ihre Teilaspekte ... 48
4.3.2.1 Soziale Fertigkeiten ... 49
4.3.2.2 Interpersonale Kompetenz ... 51
4.3.2.3 Soziale Intelligenz ... 51
4.3.2.4 Emotionale Intelligenz ... 51
4.3.3 Empathie: ein sozialer Faktor in den Konzepten der emotionalen Intelligenz ... 58
4.4 Die Entwicklung von Empathie und prosozialem Lernen ... 59
4.4.1 Das Empathiemodell von Martin Hoffman ... 59
4.4.2 Bindungstheorien ... 62

4.4.2.1 Mutter-Kind-Bonding nach Joseph Chilton Pearce ..... 62
4.4.2.2 Die Bindungstheorie von Mary D. Salter Ainsworth..... 63
4.4.3 Bischof-Köhler – eine Meinung aus der Entwicklungspsychologie . 65
4.4.4 Der Aspekt der Lernerfahrung ..... 69
4.4.5 Einflüsse tierischer Begleiter ..... 70
4.5 Empathie im therapeutischen Kontext und in der Praxis ..... 73
4.5.1 Eine Meinung aus der Festhaltetherapie ..... 74
4.5.2 Empathie im psychotherapeutischen Zusammenhang ..... 76
4.5.3 Abschließende Betrachtung des Kapitels „Therapie“ ..... 79
4.5.4 Herz-Gehirn-Bonding nach Joseph Chilton Pearce ..... 80
4.6 Zusammenfassung Empathie ..... 83
**5 Der Raum ..... 88**
5.1 Annäherung an den Raumbegriff ..... 88
5.2 Raummodelle ..... 89
5.2.1 Die Welt des euklidischen Raumes ..... 89
5.2.2 Die relativistische Raumauffassung ..... 91
5.2.2.1 Die raumzeitliche Problematik der relativistischen Raumauffassung ..... 92
5.2.3 Die Umsetzung der relativistischen Raumtheorie ..... 93
5.2.3.1 Die Soziologin Martina Löw wagt den Versuch der Definition eines umfassenderen Raumbegriffs ..... 94
5.2.4 Versuch eines praxisorientierten Zugangs ..... 97
5.2.4.1 Der „gelebte“, der „lebendige“, der „erlebte“ oder der „konkrete“ Raum ..... 99
5.2.4.2 Einflüsse der Phänomenologie ..... 101
5.2.4.3 Die Raumauffassung der Phänomenologen ..... 103
5.2.5 Was sich aus den Raummodellen sagen lässt ..... 105
**6 Die Beziehung Mensch – Raum ..... 108**
6.1 Der Mensch und seine Verbundenheit mit dem Ort ..... 108
6.1.1 Eine Auseinandersetzung mit Begriffen der Verortung ..... 108
6.1.2 Aneignung, die Schaffung einer Beziehung zum Ort ..... 112
6.2 Natur und die Sehnsucht nach Empathie ..... 115

6.2.1 Der Naturbegriff und Annäherung an eine Definition ..... 115
6.3 Die Wirkung der Natur auf den Menschen ..... 120
6.3.1 Emotional-psychologische Aspekte der Naturverbundenheit..... 124
6.3.2 Die Bedeutung von Animismus und Anthropomorphismus ..... 131
6.3.3 Naturbeziehung und Nachhaltigkeit in Verbindung mit Animismus alter Kulturen und östlichen Religionen ..... 134
6.3.4 Der Mensch und seine Naturbeziehung in Verbindung mit Umwelt- und sozialen Aspekten..... 142
6.4 Die empathische Verbindung mit der Natur als gesellschaftspolitische Dimension bezüglich Nachhaltigkeit ..... 147
6.5 Der Mensch – ein Ganzes oder doch nur Teil seiner Natur? ..... 151
6.6 Über Atmosphären ..... 156
**7 Ergebnisse, Schlussfolgerungen und Zusammenfassung ..... 164**
7.1 Ergebnisse zu den Forschungsfragen ..... 164
7.2 Schlussfolgerungen und Thesenbildung zu den forschungsleitenden Hypothesen..... 168
7.3 Zusammenfassende Diskussion ..... 171
7.4 Die empathische Raum-Mensch-Beziehung als Beitrag zu nachhaltigem Handeln und Planen ..... 176
7.5 Zusammenfassende Betrachtung..... 178
**8 Literaturverzeichnis..... 179**
**9 Abbildungsverzeichnis..... 191**

# 1 Einleitung

Ich bin am Stadtrand Wiens aufgewachsen. Meine Kindheit war geprägt von Erlebnissen in Parks, der „Natur der Stadt“, zum Teil in der „Gstättn“, wie jene verbliebenen Areale der Industriebrachen hier bezeichnet werden. Das Gefüge des Bezirks ist eingehüllt in diese Atmosphäre von Freiräumen, die es nicht mehr gibt. Solchen, die ich selbst noch bespielt und in kindlicher Wahrnehmung erforscht habe, sowie jenen von denen ich nur mehr historische Belege kenne. Ich hielt mich immer schon viel im Freien auf. Der „wochenendliche“ Wandertag mit den Eltern sowie viele Reisen schürten mein Bedürfnis nach dem Erleben der Natur. Ich hatte immer Respekt, und früher Furcht, vor der „richtigen“ Natur, der „Wildnis“ oder dem Wald. Die Dunkelheit nachts, die Kälte, die vielen Geräusche überall: All das war spannend und interessant. Auch die phantasieanregenden Gesichter die ich als Kind in den Bäumen erkennen konnte und die verschiedenen Gerüche, gepaart mit feuchter oder trockener Luft auf der Haut, führten unweigerlich zu einem romantischen Zugang zur Natur, in der die Schönheit gleichzeitig Ruhe und Ausgleich bot. Später dann, auf der Suche nach Antworten, begann ich das Studium an der Universität. Die Nüchternheit bezüglich der Betrachtung unserer Umwelt, der Gewässer, des Waldes, der Landschaft waren erschreckend, die Sichtweise der Vermarktung der Natur und die Effizienz der Ressourcennutzung richtig abstoßend. Wie viele Parameter genügen um in einer Matrix das Leben darzustellen? Erst klassifizieren, dann die Kosten-Nutzen-Analyse! Die Wissenschaft auf seltsamen Wegen: „Es muss sich einfach rechnen!“ Auch hier immer noch die gängige Meinung, wir könnten ersetzen, finanziell abgelten, kompensieren, puffern, steuern, abfedern, mildern. Wir versuchen das in Zahlen und Daten auszudrücken, was wir noch gar nicht in seiner Gesamtheit begreifen. Wir verhandeln um Abgeltungen und Ersatzmaßnahmen: „Diese „x“-Meter Autobahn werden dort mit drei Bäumen und einem Froschteich kompensiert.“ Die Planung in der Zwickmühle zwischen Forschungsstand und Politik, zwischen Nachhaltigkeit und Wirtschaftlichkeit. Diese Verminderung von Handlungsfähigkeit geht mit dem Verlust an Qualität

und lebenswerter, und intakter Umwelt einher. Sie reduziert unser Wohlbefinden, unsere Lebensfreude, und aus Freiheit wird allgemeine Ratlosigkeit und Angst.

Es fällt auf, dass jene Menschen, die sich noch engagieren, sei es für die Umwelt, in Bürgerinitiativen, bei NGOs etc., und Rechte und Werte einfordern - meist gegen Projekte von „öffentlichem Interesse“ -, in ihrer Argumentation völlig hilflos den Gegebenheiten der Politik und der Wirtschaftlichkeit des „Marktes“ gegenüberstehen. Anliegen von Bürgern und Bürgerinnen, die nicht mit „harten“ Zahlen und Fakten der Ökonomie operieren, sondern sich an „weichen“ Werten, wie sie in den meisten umweltpolitischen Diskussionen und Entscheidungen, die Ästhetik der Natur tangierend, anzutreffen sind, orientieren, werden entweder nicht ernst genommen, oder noch schlimmer, einfach belächelt.

Dazu sei ein Beispiel aus Mödling, einer Stadt mit rund 114.000 Einwohnern[1] am Südrand des „Speckgürtels“ von Wien, angeführt. Im Jahr 2007 gab es hier eine Unterschriftenaktion einer Bürgerinitiative für den Erhalt eines nahe der Altstadt gelegen Gartens mit kleineren, leicht baufälligen Gebäuden, der 35 Parkplätzen weichen sollte. Es war dies ein kleines „Idyll“ in der Stadt, an dem kaum jemand vorbeigehen konnte, ohne, über den Zaun hinweg, die Schönheit der Bäume[2] und die sich rankenden Rosen mit anderen Blühstauden zu einem gelungen Ensemble vereinigten, zu bewundern. Es kam, wie es kommen musste. Inmitten der Diskussion um eine alternative Nutzung[3] des Grundstücks anstelle der Parkplätze, wurde der Garten gerodet. Die regierende politische Macht stellte die Gegner des Parkplatzprojektes vor vollendete Tatsachen. Der Ästhetik beraubt, war nun der Weg frei für die Stellplätze. Von der Stadtverwaltung wurde darauf hingewiesen, dass auf dem neu errichteten Parkplatz ebenfalls ein kleiner Spielplatz errichtet würde und Teile der Liegenschaft sozusagen als Zugeständnis erhalten blieben. Damit war das Thema offiziell vom Tisch. Verschiedene Zeitungen berichteten mehrmals darüber, sowohl über die damit in Zusammenhang stehenden

---

[1] Wikipedia vom 16.12.2011, http://de.wikipedia.org/wiki/Bezirk_Mödling

[2] Darunter ein ca. 60 Jahre alter seltener Mispelbaum (vgl. DIE GRÜNEN: Babenbergergasse SCHADE! http://www.die-gruenen-moedling.at/themababenbergergasseschade.html#c2110 letzter Zugriff: 29.12.2011).

[3] Ein öffentlicher Park sowie ein Teehaus wurden vorgeschlagen (vgl. http://www.die-gruenen-moedling.at/kurier27032007-winzergasse0.html, letzter Zugriff: 29.12.2011).

Versammlungen und Aktionen der Bürgerinitiative als auch über politische Entscheidungen bis hin zum Abriss der Gebäude und der Rodung des Gartens.

Dieses Beispiel, durchaus kein Einzelphänomen, bringt vor allem Grund- und Werthaltungen an die Oberfläche, die sich scheinbar seit den Anfängen eines zaghaften ökologischen Denkens kaum verändert haben. Natürliches, Lebendiges und Gewachsenes, seien es nun Gärten, Landschaften oder soziale Strukturen, vermissen sowohl eine Form der Wertschätzung als auch eine geeignete Vertretung. Argumentativ muss schon sehr weit ausgeholt werden, um den Nutzen, zum Beispiel dieses Gartens, für das Gemeinwohl darzulegen. Dies ist jedoch innerhalb derzeitiger politischer Diskussionskulturen und „Gepflogenheiten“ nahezu unmöglich. Oder anders formuliert: Es werden Positionen verhandelt, aber niemals die eigentlichen, dahinter liegenden Anliegen und Bedürfnisse. Letztere werden meist nicht offengelegt oder nicht gehört. So entlädt sich die Spannung zahlloser Beispiele dieser grundsätzlichen Problematik zwar auf politischer Ebene, aber mit ganz realen Konsequenzen für den Lebensraum und somit auch für die BewohnerInnen, und prägt infolgedessen eine Gesellschaft, die weniger von Empathie geleitet wird oder von Gemeinsinn profitiert, sondern von Egoismus und ängstlicher Kaltherzigkeit.

Worin besteht nun die Schwierigkeit in der Argumentation umweltbezogener Anliegen, die BürgerInnen regelmäßig mutlos und verzagt zurück lässt? Dies liegt zum einen an der „Unaussprechlichkeit“ dessen, um was es eigentlich geht, am „Wesen“ der Dinge oder der Atmosphäre eines Ortes und den damit verknüpften Wahrnehmungen und Gefühlen. Zum anderen resultiert dies aber aus den auf wirtschaftlicher Basis angelegten Maßstäben der Bewertung, den Parametern, den angewandten, „rationalen“ Kriterien. Am Ende steht oft eine unausgewogene, aber unwiderrufbare Entscheidung. Das Leben steht ratlos und ohnmächtig der Allmacht „logischer“ und „rationaler“ Argumentationslinien gegenüber, wenn Gefühle und nicht (be)greifbare Ressourcen in wirtschaftlichen und politischen Diskussionen zerrieben werden.

Gott sei Dank gibt es da noch das „Andere“. Das was nicht aus dem Kopf kommt und auch nicht dort verwaltet wird. Das, was Erich Fromm als Biophilie[4] bezeichnen würde: „Wer das Leben liebt, fühlt sich vom Lebens- und Wachstumsprozeß in allen Bereichen angezogen. Er will lieber neu schaffen als bewahren. Er vermag zu staunen und erlebt lieber etwas Neues, als daß er in der Bestätigung des Altgewohnten Sicherheit sucht. Das Abenteuer zu leben ist ihm mehr Wert als Sicherheit. Seine Einstellung zum Leben ist funktional und nicht mechanisch. Er sieht das Ganze und nicht nur seine Teile, er sieht Strukturen und nicht Summierungen. Er möchte formen, mit Liebe, Vernunft und Beispiel und nicht mit Gewalt, nicht indem er die Dinge auseinandernimmt und auf bürokratische Weise die Menschen verwaltet, so als ob es sich um Dinge handelte. Er erfreut sich am Leben und allen Lebensäußerungen mehr als an bloßen Reizmitteln“ (Fromm, 2000, 45f).

Da gibt es die Welt der feinen Sinne, der Gefühlswahrnehmungen, des tiefsten inneren Wissens, der Intuition. Jene Erlebnisse und Handlungen, die mit dem ganzen Herzen aufgenommen werden oder aus ihm entspringen. Manches davon ist wie eine Entscheidung, anderes wiederum schreckt auf, rüttelt wach, lässt erkennen.

Dies soll kurz mit einigen Erlebnissen die in Verbindung mit der Entwicklung dieser Arbeit stehen, erläutert werden.

Ich hielt mich im Zuge der Vorarbeiten bzw. Überlegungen, die Diplomarbeit betreffend, oft im Barockgarten des Belvedere auf, der einem bekannten Wiener Schloss vorgelagert ist. Gebäude und Garten perfekt gestaltet, von dem berühmten Baumeister Johann Lucas von Hildebrandt, eine Ausführung für einen großen Feldherrn seiner Zeit, ist es ein Repräsentationsbau schlechthin. Die Symmetrie, die Blickachsen, die Perspektive, der Marmor, die Brunnen, die Gartensegmente,

---

[4] Der Psychoanalytiker und Sozialphilosoph Erich Fromm stellt in seinem 1964 erstmals erschienenen Werk „Die Seele des Menschen“ die Triebkräfte, Tendenzen und Bedürfnisse des Menschen dar. Er stellt dabei bewusst plakativ „das Gute“ und „das Böse“ gegenüber und bezeichnet sie noch mehr auf die Spitze treibend als „biophile“ sowie „nekrophile“ Orientierung beziehungsweise einerseits als „Liebe zum Lebendigen“ und andererseits als Besessenheit vom Tod. Für Fromm sind diese zwei Pole mehr als eine Summe von Wesenszügen eines Menschen; vielmehr stellen sie „eine totale Orientierung, eine alles bestimmende Art zu leben dar“ (vgl. FROMM, 2000, 43ff).

der Pflanzenschnitt - alles genauestens aufeinander abgestimmt, nichts wurde dem Zufall überlassen. Ich sitze also dort, auf den Stufen, genau an jener Stelle, wo sich diese Kombination der Elemente voll entfaltet. Zuerst war ich beeindruckt - das ist ja auch schon im Entwurf so vorgesehen -, doch je länger ich diese Szenerie betrachtete, desto seltsamer wurde sie für mich. Fand ich mich doch in einer völlig künstlichen, steril wirkenden Welt wieder. Der Geltungsdrang eines Bauherrn aus dem 17. Jahrhundert, musealisiert, also konserviert und eingefroren bis in unsere Tage. Mich schauderte, als ich im Kopf den Vergleich zu jenen „modernen“, mit riesigen Glasfassaden behangenen Großbauten unserer Tage zog, die jegliches Wohn- und Lebensgefühl mit ihrem kalten „Outfit“ abblitzen lassen. Jene Prestigebauten, die nicht für ihre NutzerInnen errichtet wurden, und in denen der Mensch gezwungen wird, sich und seine Bedürfnisse an das Gebäude anzupassen.

Immer noch auf der Treppe des Barockschlosses sitzend und in Gedanken versunken, sah ich plötzlich einen Lichtblick. Inmitten dieser unendlich scheinenden Öde aus Steinblöcken, Kieswegen und minutiös in Form geschnittenen Hecken zwängten sich, fast rebellisch, ein paar Grashalme durch die Marmorstufen neben mir. Dieses Lolium Perenne wäre mir mit Sicherheit an anderer Stelle keine Millisekunde eines Blickes Wert gewesen, doch in dieser Umgebung wurde es zu einem Symbol für meine Verbundenheit mit dem Ort. Empathie mit seiner Lebensfreude, Schönheit, Individualität und dem Durchsetzungsvermögen eines Pflänzchens in reinster Form.

Ähnliches erlebte ich vor längerer Zeit auch im Kreuzgang des Klosters Belem in Lissabon. Ein Ort, an dem ich mich sofort wohlfühlte. Damals hatte ich noch nie über das Vorhandensein von unsichtbaren Atmosphären, geschweige denn über deren Wahrnehmung, bzw. über Bezüge eines Ortes zu lokalen, regionalen und überregionalen Schwingungen auf verschiedenen Ebenen nachgedacht.

Das kam erst, als ich im Zuge einer Übung erstmals einen Energiewirbel mit meinen Händen ertastete und in weiterer Folge auch an bestimmten Stellen meines Körpers wahrzunehmen begann.

Die Anmut der Pflanzen an verschieden Stellen des Kreuzgangs, Muster der Verwitterung des alten Gesteins, biologische Formen, eine undurchschaubare aber

lebendige Symmetrie, die sich täglich veränderte. Das alles als Ergänzung des ohnehin schon beeindruckenden Bauwerks, das mitten in der hektischen Stadt in seinem Garten eine solche Ruhe entfaltete.

Welch ein Schock war es für mich, als ich Jahre später den Kreuzgang nach seiner Renovierung zur Ansicht bekam. Welch ein Unterschied! Trotz sorgsamstem Umgang mit dem Kulturgut wirkte es jetzt völlig tot. Was war geschehen? Waren lediglich die Kletterpflanzen und das Moos auf manchen Steinen verschwunden? Auch die Farbe hatte sich verändert. Das Gebäude wirkte nun eben neuer und nicht mehr so altehrwürdig wie zuvor. Trotz all dieser Überlegungen hatte ich das Gefühl, dass es noch etwas Anderes gab bzw. nicht mehr gab, was ich so vermisste. Dieses alte Gemäuer trug einen besonderen Geist. Auch die Pflanzen ließen es, in die Natur eingebettet, harmonisch erscheinen, aber wie konnte das alles verloren gehen?

Diese Überlegungen brachten mich allmählich dazu, die Frage nach den Qualitäten des Raumes zu stellen. Was macht den Raum aus? Warum fühlen wir uns an einem Ort wohl, an einem anderen nicht? Was haben Pflanzen damit zu tun? Was schafft eine bestimmte Atmosphäre, und wie? Was für Wechselwirkungen gibt es zwischen Raum und Mensch, und auf welchen Ebenen sind diese in welcher Weise erkennbar und entscheidend? Welchen Einfluss hat der Mensch auf die Atmosphäre seiner Umgebung und sie auf ihn? Ist meine gefühlte Empathie mit dem Raum rein persönlich und psychisch bedingt, oder gibt es Erklärungen darüber hinaus? Was bedeutet das in weiterer Folge für meine Handlungen sowie die Planung?

Solche Erlebnisse, positive und negative Beispiele, könnte ich mittlerweile unzählig anführen. Bei der Beschäftigung mit diesem Thema, der Erweiterung meiner Wahrnehmung und Perspektive, wurde mir immer bewusster wie komplex und ineinander verwoben diese Thematik ist. Die Grenze des Raumes in der Gesamtheit seiner Dimensionen zu der des Menschen, mit seinen körperlichen und psychischen Prägungen, scheint fließend. Ich bin mir darüber im Klaren, dass ich erst am Beginn des Verstehens jener Zusammenhänge bin, über die sich schon hellere Köpfe vieler Epochen ihren Reim zu machen versuchten, und dass auch diese Arbeit lediglich einen Teil von all den zuvor gestellten Fragen behandelt Sie

ist vielmehr ein Ausschnitt von dem, was wirklich ist. Dieser Ausschnitt der Gesamtwirklichkeit ist die Auseinandersetzung der Themenbereiche Empathie und Raum und bewegt sich so in zwei gänzlich verschiedenen Grenzbereichen der Wissenschaft. Genau diese Schnittstelle, wo sich der Mensch mit seinem empathischen Empfinden seiner umgebenden Umwelt nähert, gilt es in dieser Arbeit zu finden und zu beleuchten.

# 2 Zielsetzung

Der Raum als Spiegel menschlicher Zivilisation ist Projektionsfläche und Ort manifester menschlicher Handlungen und erhält gerade durch diese Beziehung seine besonderen Eigenschaften und Qualitäten. Das macht ihn zu jenem Raum, den wir durch unsere physische und psychische Wahrnehmung erleben. Unser Be- und Empfinden im Raum oder der Landschaft ist wiederum abhängig von unserer Wahrnehmung und daher auch von unserer eigenen psychischen und emotionalen Entwicklung innerhalb der Prägung unseres kulturellen und sozialen Umfeldes. Diese permanente gegenseitige Abhängigkeit zwischen dem Raum und der menschlich empfundenen physischen und ästhetischen Raumqualität ist mitentscheidend dafür, wie eine Person den Raum annimmt und welche Aktivitäten sie in ihm setzt. Die persönliche Wertschätzung eines Menschen entscheidet bewusst oder unbewusst über die Attraktivität und somit letztlich über die Funktion des Raums. Ohne die Kenntnis der eigenen inneren Gefühlswelt im Zusammenhang mit den ortsgegebenen Raumqualitäten, unter Einbeziehung unseres empathischen Empfindens und Einfühlungsvermögens, sind auch die besten Planungsabsichten nicht von Erfolg gekrönt. Ziel dieser Arbeit ist ein Literaturdiskurs, anhand dessen die Fähigkeit zur Empathie und die damit verbundenen Vorbedingungen innerhalb der individuellen Entwicklung des Menschen hin zu einem offenen und empathisch agierenden Selbst dargestellt werden. In weiterer Folge werden Verbindungen und Wechselwirkungen des Menschen mit dem Raum beziehungsweise seiner Umwelt hinsichtlich seines Raumempfindens und seiner Raumauffassung selbst erläutert. Diese Schnittstellen sind wesentlich für die empathische Verbindung des Menschen nach außen; die Betrachtung dieser Dynamik ist auch inhaltlicher Schwerpunkt dieser Arbeit.

Die Verbindung des Menschen mit der Natur soll dabei einerseits exemplarisch die Komplexität diese Gefüges abbilden, andererseits eröffnet sie die Möglichkeit einer holistischen Betrachtung, die über die Summe der einzelnen Teile hinaus hin zu einer leiblich atmosphärischen Wahrnehmung führt. Das Potential einer solchen Betrachtungsweise, der in der Empathie eine Schlüsselrolle zwischen unserem inneren Selbst und der Außenwelt und somit auch des Raums zukommt,

ermöglicht es, eine Brücke zwischen Mensch und Raum zu bauen, mit deren Hilfe emotionale und ästhetische Verbindungen zum Raum ernsthaft argumentierbar und in der planerischen Praxis auch integrierbar werden. Diese Stärkung der Gefühlsebene, auf Basis bewusst gelebter Empathie mit unserer Umwelt, entspricht gelebter Nachhaltigkeit sowohl aus planungs- als auch aus gesellschaftlicher Perspektive.

## 2.1 Forschungsfragen

Die folgenden Forschungsfragen bilden den Ausgangspunkt für diese Arbeit. Gleichzeitig stellen sie einen Leitfaden dar, an dem sich die Ergebnisse der Arbeit orientieren. Allerdings sind sie lediglich Ausschnitte des gesamten Fragenkomplexes und werden innerhalb der Arbeit nach Möglichkeit präzisiert.

### 2.1.1 Leitfragen

- *Wie gestalten sich die Wechselwirkungen zwischen Raum und Mensch in Bezug auf Empathie?*
- *Ist empathisches Empfinden auf den Raum übertragbar?*

### 2.1.2 Unterfragen

- *Was ist Empathie?*
- *Welche Einflüsse entscheiden über die Fähigkeit eines Menschen zur Empathie?*
- *Sind diese Einflüsse lediglich auf psychologische und emotionale Faktoren reduzierbar?*
- *Kann Empathie mit einem Ort stattfinden?*
- *Ist Empathie zur Beschreibung bestimmter Mensch-Raum-Beziehungen ein passender Ausdruck?*
- *Sind Konzepte, die im Zusammenhang mit Empathie stehen, auf die Mensch-Raum-Beziehung übertragbar?*

- *Wie weit ist die Empathiefähigkeit eines Menschen für den Umgang mit Räumen ausschlaggebend?*
- *Können Räume zur Steigerung der Empathiefähigkeit beitragen?*
- *Sind empathische Beziehungen in der gesellschaftlichen- als auch in der planerischen Realität raumentscheidend?*

## 2.2 Forschungsleitende Hypothesen

1. *Empathiefähigkeit ist Voraussetzung für gesteigerte Wahrnehmung sowie für die Verbindung mit Ort und Landschaft.*

2. *Bei steigender Empathiefähigkeit verstärkt sich die emotionale Verbindung zum Raum. Diese bewirkt sensiblen Umgang, erhöhte Achtsamkeit und Wertschätzung gegenüber der Umwelt.*

3. *Die Fähigkeit zur Empathie mit dem Raum kann für den nachhaltigen Umgang mit Umwelt und Natur einen entscheidenden Beitrag leisten. Dieser Umgang wirkt wiederrum zurück auf die eigene Psyche und ist letztlich mitentscheidend für die Zukunft unserer menschlichen Zivilisation.*

4. *Die Qualität des Ortes im Zusammenhang mit einer (em)pathischen Mensch-Raum-Beziehung ist derzeit kaum als raumrelevanter Faktor in Planungen anerkannt und sollte zukünftig stärker in solche einfließen.*

5. *Bei empathischer Raumgestaltung kommt es zu harmonischen, nachhaltigen und umweltgerechten Planungen.*

6. *Jeder individuelle Ausdruck im Raum spiegelt den Umgang mit Leben an sich wider. Dieser ist auch Anzeiger für Empathie.*

# 3 Methodik

## 3.1 Grundlegende Überlegungen

Zu Beginn dieser Arbeit stellte sich für mich die Frage der Herangehensweise. Da bei der gewählten Fragestellung das Generieren von Erkenntnissen und Hypothesen im Vordergrund stand, entschied ich mich dafür, sowohl induktiv als auch deduktiv zu arbeiten[5]. Ein reiner Literaturdiskurs schien mir dazu die geeignetste Form zu sein. Diese Herangehensweise bedingt einen sich reflexiv in Schleifen gegenseitig ergänzenden und erneuernden Forschungs- und Thesenentwicklungsprozess, und bildet zudem eine Brücke zwischen den verschiedenen methodischen und philosophischen Differenzen der einzubeziehenden wissenschaftlichen Disziplinen[6].

Die Auswahl der angewandten Forschungsmethoden unterliegt letztendlich nicht nur den Anforderungen des Themas, sondern auch den Präferenzen des Forschers, die sich durch seine Einbettung in ein 'erkenntnistheoretisches System'[7] sowie in ein 'soziales System'[8] ergeben. Diese beiden Systeme sind voneinander abhängig und bedingen sich selbst[9]. Es

---

[5] „Die Induktion wird gewöhnlich als der Schluß vom Besonderen auf das Allgemeine definiert. Ihr Gegensatz ist die Deduktion, der Schluß vom Allgemeinen auf das Besondere. Beide Schlußweisen werden in der Wissenschaft angewendet. Die Naturwissenschaft arbeitet nicht ausschließlich mit der Induktion, sondern kombiniert diese mit deduktiven Schritten“ (THEIMER, 1985,18).

[6] „In den Geisteswissenschaften zeigt sich nicht nur ein allgemeiner Theorienpluralismus, sondern auch ein Methodenpluralismus. Die Naturwissenschaften kennen letzteren nicht; eine strenge einheitliche Methode ist ihre Grundlage. Dagegen ermangeln sie einer einheitlichen Philosophie. Die naturwissenschaftliche Methode ruht auf einem unter praktischen Gesichtspunkten gebildeten Gemisch vieler Philosophien, wobei sie einige bevorzugt, andere aber nicht verschmäht, wenn ihre Anwendung nützlich ist. Es stört sie nicht, daß diese Philosophien einander widersprechen. Ihre «Philosophie» ist so widerspruchsvoll wie die Welt, die sie erfaßt. Das ist nicht ihre Schwäche, sondern ihre Stärke. Versucht man eine widerspruchsfreie monistische Philosophie der Naturwissenschaften zu konstruieren, so entfernt man sich hoffnungslos von der Wirklichkeit“ (THEIMER, 1985,11).

[7] „*Wissenschaft als erkenntnistheoretisches System* umfaßt Regeln, nach denen der Gegenstand einer Wissenschaft bestimmt, Begriffe definiert, die logische Struktur für Aussagen oder die Verfahren, Aussagen zu gewinnen, formuliert werden. [....] Diese Regeln der Logik, der Theorie und der Methode unterliegen der Diskussion der Wissenschaftler, sie beruhen auf Übereinkunft oder, um mit HENRI POINCARÉ zu sprechen: auf Konventionen“ (FRIEDRICHS, 1990, 16).

[8] „*Wissenschaft als soziales System* besteht aus Akteuren, die spezielle Sozialisation erhalten haben (z.B. Hochschulausbildung) und deren Interaktionen bestimmten Normen unterliegen.…“ (FRIEDRICHS, 1990, 15).

[9] "1. Beide Systeme beruhen auf Handlungen; 2. das erkenntnistheoretische System entsteht aus den Regelungen der Wissenschaftler, also als Folge des sozialen Systems; 3. das erkenntnistheoretische System ist nicht statisch, sondern historischen Wandlungen unterworfen, in die die sozialen Veränderungen eingehen (z.B. nationalsozialistische Biologie); 4. unterschiedliche politische oder weltanschauliche Bedingungen,

entsteht also eine Situation, die trotz des wohlmeinenden wissenschaftlichen Anspruchs durch Kontrolle, beziehungsweise Forschung nicht von den hinter ihnen stehenden philosophischen Grundannahmen entkoppelt ist. Möchte der Forscher sich also wissenschaftlichen Grenzbereichen annähern, bleiben ihm zwei Möglichkeiten: Er kann zum ersten interessante Denkweisen und dem gegenwärtigen Wissenschaftssystem gegenläufige Perspektiven ausklammern, da sie nicht den Normen der gängigen Wissenschaftlichkeit entsprechen, oder zweitens eben diesen Raum geben und ein, eventuell neues, erkenntnistheoretisches System entstehen lassen. Egal in welchem Rahmen er sich bewegt und welche Methode er als die geeignetere erachtet, wird es entscheidend sein, auf Nachvollziehbarkeit und Transparenz seiner Arbeit zu achten. „Über die Qualität der Forschung entscheidet allein der Nachweis der wissenschaftlichen Systematik und der Klarlegung der Forschungsbedingungen“ (ATTESLANDER, 1991, 20). Der aus diesen Überlegungen resultierende Forschungsablauf dieser Arbeit kann in einen Entdeckungszusammenhang, einen Begründungszusammenhang und einen Verwertungszusammenhang gegliedert werden. Der Entdeckungszusammenhang ist das zu Beginn stehende Aufgreifen einer Problemstellung, ausgehend von Modellen abhängig von Sozialisation auf Lebens- und Forschungsebene. Daraus entstehen erste Hypothesen als Initialphase und Überleitung in den Begründungszusammenhang.

Aus dem Begründungszusammenhang heraus ergeben sich die Definition von Begriffen sowie deren gedankliche Ableitung aus vorhandenen Untersuchungen und Literaturquellen. Auf diesen Erkenntnissen gründend, erfolgt das Identifizieren der geeigneten empirischen Forschungsmethode und daran anknüpfenden Forschungsfragen, die erneut auf Hypothesenbildung aufbauen. Diese Arbeitsergebnisse sollen anschließend im Sinne ihrer Nutzbarkeit im wissenschaftlichen Zusammenhang in den Verwertungs- und Wirkungszusammenhang übergehen (vgl. FRIEDRICHS, 1990, 51).

---

unter denen Wissenschaftler leben, können zu unterschiedlichen Forderungen an die Erkenntnistheorie führen. […] Schließlich, und das ist das Entscheidende, wird die Interdependenz beider Systeme erkennbar: Wissenschaft als soziales System ist definiert durch die Sozialisation innerhalb eines erkenntnistheoretischen Systems, das selbst erst durch die Wissenschaft als soziales System entsteht und von ihr getragen wird“ (FRIEDRICHS, 1990, 16f).

## 3.2 Literaturrecherche, Quellenarbeit und Literaturanalyse

Die Literaturrecherche stellt die aktuelle Literatur dar. Daraus ergibt sich ein relativ breites Spektrum der zu integrierenden Fachgebiete und verschiedensten wissenschaftlichen und ethischen Betrachtungsweisen. Um diese Fülle an vorhandenem wissenschaftlichen Material und interessanten Anschauungen in einem überschaubaren zeitlichen Rahmen bewältigen zu können, wurden einige Themen und Sichtweisen exemplarisch herausgehoben. Der systemische und soziologische Rahmen ist natürlich auch hier ein entscheidender Faktor, der die Wahl der aufgegriffenen Werke und Strömungen, die Tendenz der Recherche und deren Stellung in den thematischen Kontext beeinflusst hat.
Da sich diese Arbeit in vielen Themenbereichen der Wissenschaft und deren fachlichen Überschneidungen bewegt sowie zum Teil Phänomene untersucht, welche die derzeitigen wissenschaftlichen Randgebiete sogar überschreiten, entsteht folgende Schwierigkeit: Teile der Thematik sind im Kern wissenschaftlich kaum oder unzureichend erschlossen beziehungsweise erschließbar. Es ist folglich notwendig, sowohl wissenschaftliche Arbeiten, die sich diesem Thema annähern, als Informations- und Ausgangspunkte zu nutzen als auch zusätzlich auf Arbeiten von Personen zurückzugreifen, die mit ihren Überlegungen und Sichtweisen über diesen Rahmen hinaustreten. Dieserart ausgewählte Literatur wird sowohl am Ende der jeweiligen Kapitel als auch schwerpunktbezogen, gegen Ende der Arbeit, thematisch analysiert. Aus diesen Erkenntnissen werden anschließend durch Interpretation Arbeitsergebnisse generiert und in einer richtungsweisenden Schlussbetrachtung zusammengefasst.

# 4 Empathie

Das Kapitel Empathie gibt einen Einblick in die verschiedenen Aspekte dieses Themas. Es beginnt mit der Betrachtung der historischen Entwicklung des Empathie-Begriffs sowie der Darstellung von maßgeblichen Modellen und Forschungsergebnissen der Psychologie, in der die wissenschaftliche Erkundung dieser Fähigkeit hauptsächlich angesiedelt ist. Es folgen neue Erkenntnisse der Neurowissenschaft, die mittels modernster Technik die Erforschung von Empathie stärker in den Bereich der Naturwissenschaften rückt. Anschließend daran gibt die Sozialforschung und die Entwicklungspsychologie Auskunft über den Zusammenhang von Empathie innerhalb des persönlichen Reifungsprozesses und den damit verknüpften gesellschaftlichen Startbedingungen. Mit der exemplarischen Darstellung empathischer Zugänge innerhalb des therapeutischen Kontextes wird das entstehende Bild abgerundet. Das Kapitel schließt mit einer kurzen Zusammenfassung, welche die vorläufige Definition von Empathie aus der Sicht des Autors enthält.

## 4.1 Die Wissenschaft der Empathie

### 4.1.1 Die wissenschaftliche Genese von Empathie

Die Beschäftigung mit dem Thema begann, laut Davis, 1671 mit Thomas Hobbes und im 18. Jahrhundert mit Adam Smith. Letzterer schrieb von einem „fellow feeling“, welches eintritt, wenn wir einen Menschen beobachten der starke Gefühle erlebt, sei es Schmerz, Trauer, Freude oder Stärke. Wichtig war Smith die Feststellung, dass der Beobachter dabei ein emotionales Gefühl erlebt, das dem des anderen sehr ähnlich, aber nicht mit diesem ident ist. Zum Beispiel freuen wir uns mit oder fühlen uns ebenso stärker und mutig. Smith verwendete dafür den Begriff ‘sympathy'[10] und erklärte das Phänomen mit der Vorstellungskraft des Menschen.

Etwa hundert Jahre später behauptet Herbert Spencer, dass Sympathie ein Ergebnis der lange dauernden sozialen Entwicklungsgeschichte der Spezies Mensch sei und durch

[10] Sympathia (ζσμπάθεία) aus dem griechischen zusammengesetzt aus syn (ζγν) gleichbedeutend „mit“ und pas/cho (πάζτω), welches „empfinden“ oder „leiden“ bedeutet. (vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Sympathie vom 11.5.2010)

wiederholte intensive, zwischenmenschliche Kontakte und Verbindungen hervorgerufen werde.

1908 stellte McDougall in seiner „Introduction to Social Psychology“ eine Theorie auf, nach welcher es zwei Möglichkeiten gibt, Gefühle zu erzeugen: einerseits aus biologischen Gründen, wie sie zum Beispiel laute Geräusche verursachen, die er als „biological adequate“ bezeichnet, und andererseits durch die Wahrnehmung der Gefühle einer anderen Person, die er „primitive passive sympathy“ nennt. McDougall sprach davon, dass für jedes Primärgefühl ein passender Wahrnehmungsmechanismus, ein „perceptual inlet“ existiere. Dieser reagiere auf bestimmte emotionale Hinweisreize und übersetze diese dann in eine emotionale Antwort. Die Thematik des Teilhabens an einer breiten Gefühlswelt des anderen ist in dem Begriff ‚sympathy‘ in all diesen Theorien tief verankert. Davis betont ausdrücklich „…the sharing of affect between two individuals“ (DAVIS, 1994, 3f) als gemeinsames Charakteristikum der verschiedenen frühen „Sympathie–Theorien“. Da dieser Begriff jedoch schon bei seiner erstmaligen Verwendung in diesem Zusammenhang durch Smith mit Mitleiden und Mitempfinden verknüpft war, gab es auch in jüngerer Zeit Autoren, die ‚sympathy‘ in seiner ursprünglichen Bedeutung verwendeten. Dies führte im Laufe der Geschichte zu einer Einschränkung dessen, was Smith damit ausdrücken wollte. Im Zusammenhang mit der Entstehungsgeschichte des Begriffs der Empathie ist der Begriff sympathy‘ deshalb wichtig, da beide Begriffe lange Zeit, trotz ihrer unterschiedlichen Bedeutung, in der Fachliteratur synonym Verwendung fanden. Auch dieser Umstand führte zu erheblichen Verwirrungen im wissenschaftlichen Kontext.

Autoren, die sich mit der Entstehung des Begriffs ‚empathy‘ auseinandergesetzt haben, sind sich einig, dass er von dem Psychologen Edward Titchener erstmals verwendet wurde[11]. Dieser hatte ihn aus dem Altgriechischen[12] abgewandelt, um das vom deutschen Philosophen Theodor Lipps verwendete Wort ‚Einfühlung‘ zu beschreiben.

Sein Zeitgenosse C.E. Seashore zitiert aus dem Werk Lipps „Einfühlung, Innere Nachahmung und Organempfindungen“, 1903, S.185-204 wie folgt: “The specific character of æsthetic enjoyment lies in the enjoyment of an object (Gegenstand) which, in

---

[11] Später wurde der Begriff „empathy“ aus dem Englischen durch Fachliteratur importiert und als Empathie eingedeutscht (vgl. HOLZ-EBELING, 1991, 147).

[12] Steht das Wort empathia (έμπάθεία) im Neugriechischen für „Vorurteil“ und „Gehässigkeit“, so stand es im Altgriechischen für „heftige Leidenschaft“ (vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Empathie, vom 11.5.2010).

so far as it is the object of enjoyment, is not object but subject.“, um dann selbst weiter auszuführen: „This process of fusion he calls ’Einfühlung‘. It is the fact that the opposition between the subject and the object disappears, or rather, does not exist.“ (LIPPS zitiert in SEASHORE, 1904, 329f)

Lipps selbst beschrieb 1909 ‚Einfühlung‘ folgendermaßen: „als 'nicht weiter zurückführbare, zugleich höchst wunderbare Tatsache, die uns ein Wissen von anderen Menschen, von ihrem 'Empfinden, Vorstellen, Fühlen, Wollen, Denken‘ verschafft“ (LIPPS zitiert in HOLZ-EBELING, 1991, 147).

Davis ist der Auffassung, dass Lipps und Titchener unter ‚Einfühlung‘ bzw. ‚empathy‘ ‚innere Nachahmung‘[13] verstanden (DAVIS, 1994, 5). Während der Begriff der Einfühlung ursprünglich eng mit jenem der Romantik, seiner ästhetischen Natur und der Beseelung der Dinge verbunden war, entfernt sich Lipps, trotz seines ästhetischen Zugangs, von dieser Tradition. Er distanziert sich im Rahmen seiner Einfühlungstheorie deutlich von der Gefühlswelt, wie sie noch Friedrich Theodor Vischer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vertrat. Seashore fasst das folgendermaßen zusammen: „‘Einfühlung‘ is not to feel something in one’s body, but to feel one’s self into the æsthetic object. In short organic sensations do not enter into the æsthetic enjoyment, and it is the duty of scientific æsthetics to recover itself gradually from this ’Organempfindungskrankheit‘“ (SEASHORE, 1904, 330). Hier wird als die generelle Abkehr von der Bedeutung der Gefühle, auch im Zusammenhang mit dem Begriff der Empathie, als Phänomen dieser Zeit deutlich, und diese Tendenz sollte auch die fachliche Auseinandersetzung der nächsten Jahrzehnte bestimmen.

Schon 1929 gab Wolfgang Köhler dem Begriff eine einseitigere Ausrichtung, indem er Empathie nicht mehr als „feeling into“, sondern als „the understanding of others‘ feelings than sharing of them“ interpretierte (vgl. DAVIS, 1994, 6).

Die wenig später von Jean Piaget publizierte ‚Dezentrierung‘[14] (1932) und die nahezu zeitgleich propagierte ‚Rollenübernahme‘[15] von George Herbert Mead (1934) hatten zur

---

[13] „Innere Nachahmung ist der ästhetische Prozess, ››wobei wir uns in das betrachtete Objekt hineinversetzen und dadurch in einen Zustand *innerlichen Miterlebens geraten*‹‹ (I.c. S.416).“ (Rudolf Eisler – Wörterbuch der philosophischen Begriffe, 1904, unter http://www.textlog.de/7561.html vom 11.5.2010)

[14] ‚Dezentrierung‘ wird entwicklungspsychologisch als Voraussetzung für eine Rollen- oder Perspektivenübernahme gesehen und besteht in der Fähigkeit eines Individuums, „mehrere Aspekte eines Sachverhalts gleichzeitig im Denken zu berücksichtigen“ (BISCHOF-KÖHLER, 1989, 14).

[15] Der Begriff der Rollenübernahme im Sinne Meads (1934) bedeutet „so viel wie, in der Phantasie den Standort des Anderen einzunehmen und die Situation oder auch sich selbst mit seinen Augen betrachten.

Folge, dass bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit primär auf kognitive Prozesse gelenkt wurde. In der Forschung der damaligen Zeit lag der Schwerpunkt ausschließlich auf dem präzisen Erkennen, dem genauen Wahrnehmen des anderen. „…much of the research during this period was predicated on the idea that empathy consists of an ability to accurately imagine others‘ viewpoints“ (DAVIS, 1994, 7).

Der Fokus der Wissenschaft, der weitgehend im Einklang mit der Erforschung der menschlichen Psyche und der Weiterentwicklung der Psychotherapie stattfand, lag dabei auf der kognitiven Ebene und war mit den Begriffen ‚Rollenübernahme‘ und ‚Perspektivenübernahme‘ eng verknüpft.

So definiert R. Hogan Empathie 1969 noch als „the intellectual or imaginative apprehension of another’s condition or state of mind without actually experiencing that person’s feelings“ (HOLZ-EBELING, 1995, 12).

Da eine allzu einseitige Auslegung meist eine ebenso einseitige Interpretation in die Gegenrichtung bewirkt, stehen nachfolgende Vertreter als Repräsentanten einer affektiven Betonung des Begriffs Empathie.

Es gab auch schon früh vereinzelt Definitionen von Empathie wie jene von H.A. Murray: „…an involuntary occurrence whereby an observer experiences the feelings or emotions which in his personality are associated with the situation in which the subject is placed or, with the forms of the behavior that the subjects exhibits“ (MURRAY[16] zitiert in LENTSCH, 2007, 7). Empathie ist, laut dieser Definition, also eine unwillkürliche Begebenheit oder ein unfreiwilliger Vorgang, wobei der Beobachter/die Beobachterin die Gefühle oder Emotionen erfährt, die er/sie selbst mit der Situation des anderen assoziiert, oder Assoziationen zu den Verhaltensweisen, die ein anderes Subjekt zur Schau stellt, entwickelt. Ein breites Umdenken der Wissenschaft fand erst viel später statt.

Einer der ersten Andersdenkenden war Ezra Stotland. Er unterschied zwar affektive Empathie von kognitiven Prozessen und diskutierte die Verbindung beider Konstrukte, seine Definition war aber ausschließlich auf affektive Erwiderungen als Reaktion auf die Erfahrungen anderer ausgelegt (vgl. DAVIS, 1994, 7f).

---

Vorausgesetzt wird dabei zumindest implizit, daß die Weise des anderen, Erfahrungen zu machen, prinzipiell der eigenen entspricht“ (BISCHOF-KÖHLER, 1989, 15).

[16] Murray, H.A. (1938): Explorations in personality. New York. Oxford, 247.

Er schrieb: „It's an observer`s reacting emotionally because he perceives that another is experiencing or about to experience an emotion“ (STOTLAND[17] zitiert in HOLZ-EBELING & STEINMETZ, 1995, 12). Hier wird die wahrgenommene Emotion als Reaktion des Beobachters dargestellt. Die Autoren konnten sich auch völlig gegensätzliche Emotionen vorstellen und bezeichneten diese als *kontrastierende Empathie* und lösten durch diese Erweiterung vielfach Unverständnis in der Fachwelt aus.[18]

Weitere Vertreter der affektiven Theorieauslegung hatten folgende zusammenfassende Gemeinsamkeit: „More recent contemporary theorists have also tended to define empathy solely in terms of affective responses […] they have also generally restricted the term empathy to emotional reactions which are at least broadly congruent with those of the target“ (DAVIS, 1994, 9). Hoffman definierte Empathy zum Beispiel so: “an affective response more appropriate to someone else`s situation than to one`s own“ (HOFFMAN zitiert in DAVIS, 1994, 9).

Für Mehrabian und Epstein bedeutet der Begriff folgendes: „Empathy as the vicarious emotional response to the perceived emotional experiences of others. Empathy includes the sharing of those feelings, at least at the gross affect level“ (MEHRABIAN & EPSTEIN[19] zitiert aus LENTSCH, 2007, 7). Hier ist also von stellvertretender emotionaler Erwiderung die Rede, die erkannten oder wahrgenommenen erlebten Gefühle anderer Personen betreffend, wobei das in diesem Zusammenhang verwendete „stellvertretend“ ebenfalls auf heftigen Widerstand in der Fachwelt gestoßen ist. Kritikern[20] zufolge schließe dies eine persönliche Färbung der eigenen erlebten Emotionen aus.

Begusch fasst Autoren mit stark affektiver Herangehensweise folgendermaßen zusammen: „Vertreter dieses Ansatzes verstehen unter Empathie eine stellvertretende affektive Reaktion auf den emotionalen Zustand einer anderen Person. Menschen gelten als empathisch, wenn ihr eigener affektiver Zustand demjenigen eines anderen entspricht. Es

---

[17] Stotland E. (1969): Exploratory investigations of empathy. In: Berkowitz, L. (Ed,): Advances in experimental social psychology (Vol.4, pp.271-314). New York: Academic Press, 272.

[18] In diesem Zusammenhang wäre es ja durchaus denkbar, dass auch z.B. Schadenfreude (HOLZ-EBELING & STEINMETZ, 1995, S.14) als empathisch angesehen werden könnte. BISCHOF-KÖHLER (1989) spricht hingegen von einer kompensierenden Schockreaktion der Beobachter.
‹‹Empathieabwehr›› und ‹‹Kontrast-Empathie›› verstehen LEIBETSEDER et al. (2001 S.72) ebenfalls als „Streß im Sinne einer ‹‹empathischen Überforderung››“ und als „Modi der affektiven Regulation auf Aufforderungssituationen“, nicht aber als „korrespondierende Affektlagen“.

[19] Mehrabian, A.; Epstein, N. (1972): A measure of emotional empathy. Journal of Personality.40: 525-543.

[20] Dieser Definition folgten, lt. LEIBETSEDER et al. (2001, 71), Modelle von Empathie, die auf Gefühlsansteckung beruhten. Sie nennen dabei Autoren wie Eisenberg et al. oder Hatfield, Cacioppo & Rapson, die diese 1994 um verschiedenste Ausprägungen erweiterten.

gilt zu beachten, dass die Qualität der Emotionen gleich ist, die Intensität jedoch abgeschwächt sein kann. Eine Differenzierung zwischen eigenem und fremdem Erleben wird nicht vorgenommen“ (BEGUSCH, 2001, 19).

Aus dieser zumeist deutlichen Trennung zwischen kognitiven und affektiven Definitionen ergeben sich erhebliche Schwierigkeiten für die Forschung. Duan & Hill, 1996 sind der Meinung, „dass es zwischen den Forschern nur darüber Einigkeit gibt, dass Empathie zwei unterschiedliche Aspekte beinhaltet (kognitiver und affektiver Aspekt)“ (vgl. DUAN & HILL[21] in KÜHBERGER, 2007, 41). Andere Forscher wie Strayer „fordern eine Integration der beiden Empathieaspekte dahingehend, dass es sich bei der Empathie um ein komplexes multidimensionales Phänomen handelt, das beide Elemente, das kognitive und das affektive, beinhaltet.“ (vgl. STRAYER[22] in KÜHBERGER, 2007, 41)

### 4.1.2 Moderne und integrative Empathieansätze

In manchen moderneren Ansätzen wird versucht, die verschiedenen Problembereiche miteinander zu verbinden. Mittels integrativen Definitionen schaffen manche Autoren Rahmenbedingungen, die eine bessere Zuordnung ihres Arbeitsbegriffs von Empathie ermöglichen sollen.
Lauren Wispé zum Beispiel berücksichtigt in ihrer Definition die Entwicklungsgeschichte der Begriffe. ‚Sympathy‘ ist für sie eine „heightened awareness of the suffering of another person as something to be alleviated“ und ‚empathy‘ ist ein „attempt by one self-aware self to comprehend unjudgementally the positive and negative experiences of another self.“ (WISPÉ, 1986, 318)

Leibetseder et al. gehen von folgender Definition aus: In dieser wird „Empathie als Bereitschaft und Fähigkeit eines Individuums definiert, Emotionen über das Ausdrucksverhalten anderer Personen nachzuempfinden und durch die Zuordnung zu situativen Hinweisreizen zu begreifen. Drei Aspekte kennzeichnen sie:
- die Wahrnehmung affektiver Signale bei anderen Individuen,

---

[21] DUAN, CH. & HILL, C.E. (1996): The Current State of Empathy Research. In: Journal of Counseling Psychology, Vol.43, No 3, 261-274.
[22] Strayer, J. (1987): Affective and cognitive perspective on empathy. In: Empathy and its development. Eisenberg, N. & Strayer, J. (Eds.): Cambridge University Press. New York, 218-244.

- die Wahrnehmung dafür maßgeblicher situativer Hinweisreize,
- die Wahrnehmung damit korrespondierender eigener Emotionen.“

Hier werden also beide, sowohl der affektive als auch der kognitive Aspekt, berücksichtigt, auch wenn die kognitive Ausrichtung klar im Vordergrund steht. Die Autoren grenzen bei dieser Definition ausdrücklich die Faktoren 'Perspektivenübernahme‘, 'Empathieabwehr‘ und 'Kontrast-Empathie‘ aus. Sie unterscheiden weiter in „fiktive“ und „reale Auslöser der Empathie“ voneinander und begründen dies mit einer „möglicherweise anderen emotionalen Bewältigungsstrategie“ und „möglicherweise anderen kognitiven Mechanismen“, die beiden zugrunde liegen könnten.

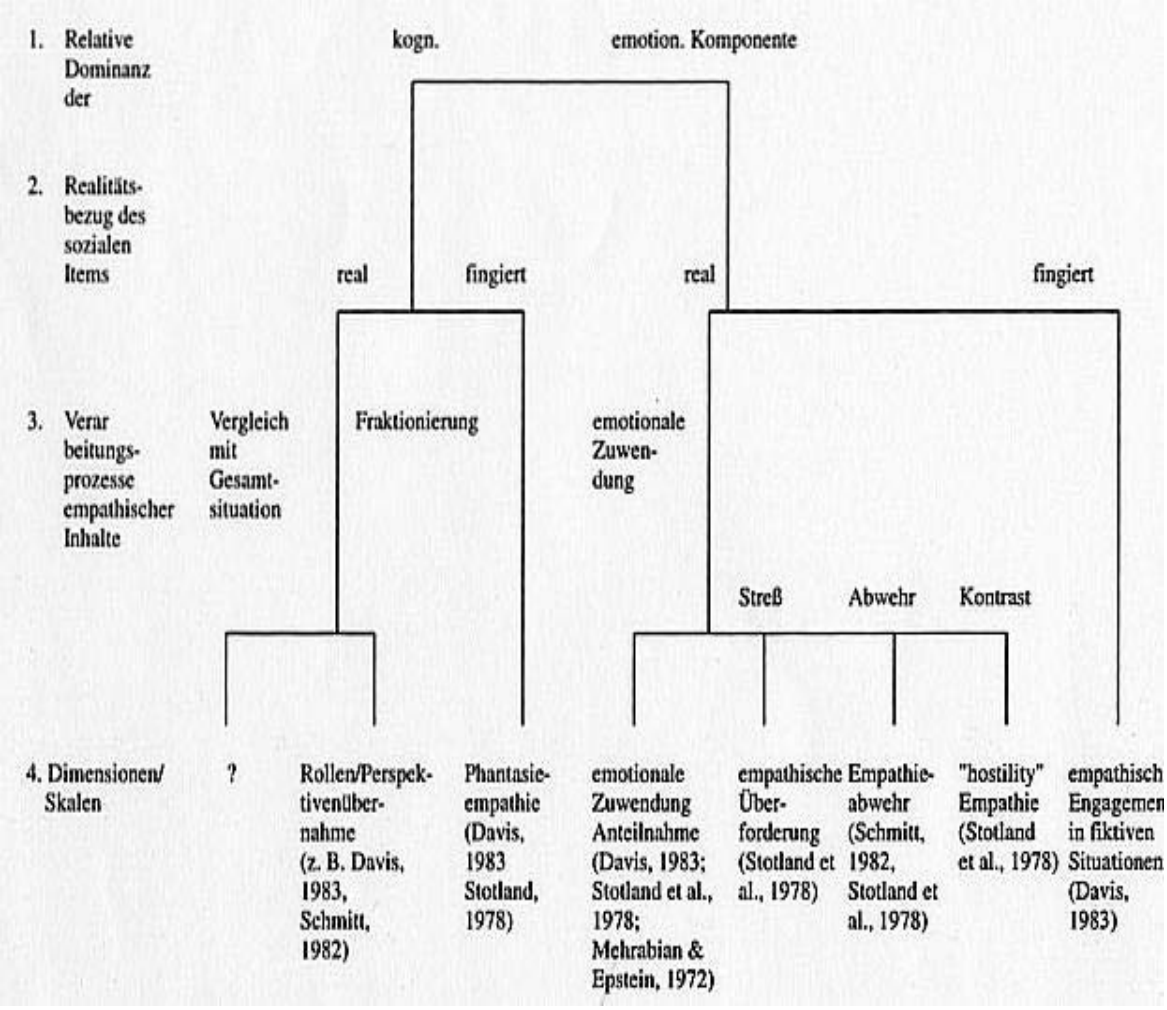



**Abbildung 1: Schema zur Zuordnung von Empathiedimensionen zu einem Muster kunstituitiver Aspekte nach Leibetseder et al.**

Auch früher haben andere Autoren Empathie nach ihrem Entstehungsmechanismus unterteilt und Begriffe wie 'Phantasieempathie'[23] im Gegensatz zu einer Empathie aus realer Anteilnahme unterschieden, wobei bei letzterer zumindest die direkte Beobachtung der Situation vorausgesetzt wurde.

Leibetseder et al. versuchten durch „Zuordnung von Empathiedimensionen zu einem spezifischen Muster konstitutiver Aspekte" die verschiedenen Ebenen der Thematik zu schematisieren (LEIBETSEDER et al., 2001, 72f).

Es muss dazu gesagt werden, dass Leibetseder et al. auf der Suche nach einer geeigneten Möglichkeit waren, empathische Haltungen, die mittels verschiedener Fragebogen gemessen wurden, auf ihre Gütekriterien und ihre Aussagewerte hin zu überprüfen. Ihr Interesse galt eigentlich der Analyse von Arbeitsmethoden, wie sie in der Empathieforschung verwendet werden, und nicht der Erstellung eines allgemeingültigen Modells der Empathie. Trotz aller Pragmatik finde ich hier die Komplexität, mit der sich die Empathieforschung auseinandersetzt, gut veranschaulicht.

### 4.1.3 Das „Organizational Model" von M.H. Davis

Laut seiner eigenen Beschreibung, war es Davis ein Anliegen, die Gemeinsamkeiten der verschiedenen Empathiedefinitionen wieder zu betonen. Um dies zu bewerkstelligen, legte er seine eigene Definition sehr breit an: „Empathy is broadly defined as a set of constructs having to do with the responses of one individual to the experience of another. These constructs specifically include the *processes* taking place within the observer and the affective and non-affective *outcomes* which result from those processes" (DAVIS, 1994, 12).

Für sein Modell nimmt Davis einen in der Forschung üblichen Ablauf an, in dem ein Beobachter/eine Beobachterin eine Zielperson wahrnimmt und auf diese sowohl kognitiv, affektiv und/oder mit eigenem Verhalten reagiert.

„Based on this definition, the organizational model conceives of the typical empathy 'episode' as consisting of an observer being exposed in some way to a target, after which

[23] Laut KÜHBERGER (2007, 41) prägten Davis (1983) und Stotland et al. (1978) diesen Begriff für Empathie, die durch fiktive oder symbolische Stimuli ausgelöst wird. Sie grenzen diese von jenem empathischen Erleben, welches durch reale Stimuli erzeugt wird, ab, und verwenden dabei Begriffe wie „Perspektivenübernahme" (Davis, 1983) oder „emotionales Engagement" und „emotionale Anteilnahme" (Stotland et al., 1987).

some response on the part of the observer, cognitive, affective, and/or behavioral, occurs“ (DAVIS, 1994, 12).

Innerhalb dieses Ablaufs identifiziert Davis folgende vier relevante charakteristische Einheiten: „Four related constructs can be identified within this prototypical episode: **antecedents,** which refer to the characteristics of the observer, target, or situation; **processes,** which refer to the particular mechanisms by which empathic outcomes are produced; **intrapersonal outcomes,** which refer to cognitive or affective responses produced in the observer which are not manifested in overt behavior toward the target; and **interpersonal outcomes,** which refer to behavioral responses directed toward the target“ (DAVIS, 1994, 12).

Unter ‚antecedents‘ versteht Davis einerseits alles, was man als Vorgeschichte des Beobachters zusammenfassen könnte und gleichzeitig die personenbezogenen Vorbedingungen für den nachfolgenden Prozess bilden. Er nennt individuelle Unterschiede in der Persönlichkeit, einschließlich der Sozialisation, und die damit verbundenen Wertvorstellungen und Lernerfahrungen, weiters die daraus resultierende Fähigkeit zur Empathie, wie zum Beispiel die Fähigkeit zur Rollenübernahme oder affektiven Wahrnehmung (siehe auch Kapitel 4.3.2.5 oder 4.4.3). Andererseits nennt er situationsbezogene Faktoren wie „the strength of the situation“[24] und „the degree of similarity“[25], welche beide durch die spezifische Konstellation und die Beziehung der handelnden Personen beeinflusst werden. Bei starken Gefühlen treten die Einflüsse der Sozialisation der Person in den Hintergrund und umgekehrt.

Davis unterscheidet weiter in „process“ und „outcome“: „Process, in the sense that I intend, refers to something that happens when one is exposed in some fashion to another (usually distressed) person. Attempting to entertain the cognitive or emotional perspective of the other, for example, is a process; unconsciously imitating the other`s facial or postural movements is another. An outcome, in contrast, refers to something that results from these processes, for example, emotional responses in the observer or a more cognitive understanding of the other. Definitions of empathy or sympathy which focus on the affective responses are, therefore, outcome-oriented definitions. Approaches which define

---

[24] Laut DAVIS (1994, 12f) sind gerade starke affektive Reaktionen dann möglich, wenn der Beobachter auf negative Emotionen einer schwachen, hilflosen Zielperson reagiert.

[25] Der Grad der Übereinstimmung entscheidet über die Tiefe und Intensität der empathiebezogenen Gefühle und Fähigkeiten (vgl. DAVIS, 1994, 116ff).

empathy as role taking, however, more typically focus on the process rather than the outcome“ (DAVIS, 1994, 10f).

Davis‘ zweite Unterteilung seines Modells bezieht sich auf jene Prozesse, die empathische Auswirkungen generieren. Er gliedert diese in „simple cognitive“ „advanced cognitive„ und „noncognitive processes“. Unter „nonkognitive“ Prozesse fallen die „primary circular reactions“ [26] von Hoffman, die schon zuvor beschriebenen ‚perceptual inlets‘ von McDougall und der Prozess der ‚inneren Nachahmung‘[27] von Lipps. Als einfache kognitive Prozesse kategorisiert Davis die ‚klassische Konditionierung‘, direkte Assoziation‘ und ‚labeling‘[28].
Er zählt bei den fortgeschrittenen kognitiven Prozessen folgende Beispiele auf:
language mediated association‘[29], ‚elaborated cognitive networks‘[30] sowie Rollen- und Perspektivenübernahme.

Die dritte Einheit bilden „affective“ und „non-affective outcomes“, die Davis „intrapersonal outcomes“ nennt. Affektive, innere Reaktionen teilt er nochmals in parallele und reaktive Reaktionen der emotionalen Art. Seines Erachtens sind parallele, affektive Reaktionen der innere Kern der geschichtlichen Entwicklung von Empathie. In Erweiterung zählt er zu diesem auch kongruente Emotionen des Beobachters, die nicht genau dieselben sind. Mitgefühl[31] jedoch fiele schon in die Kategorie „reactive outcomes“, da es zwar eine direkte, laut Davis empathische, Reaktion ist, aber stark von den Gefühlen der Zielperson abweicht. Das Gleiche gilt für Aggression und Wut, die ein Beobachter/eine Beobachterin empfindet, wenn eine andere Person misshandelt wird. Zu „non-affective outcome[s]“ zählt Davis jene Teile der Rollen- bzw. Perspektivenübernahme, die nicht als

---

[26] Siehe Kapitel Empathiemodell von Hoffman 5.4.1 in dieser Arbeit.
[27] Hier bezieht Davis sich ebenfalls auf Hoffman, welcher diesen als relativ automatisch ablaufend und nicht als kognitiv kategorisierte (vgl. DAVIS, 1994, 16).
[28] ‚Labeling‘ benennt einen Vorgang, in dem eine Vorannahme des Gefühls über die tatsächliche Gefühlslage des anderen hinwegtäuscht.
[29] ‚Language mediated association‘ ist ein Begriff, den Hoffman dafür verwendet, wenn ein Beobachter die Gefühle einer Person wahrnimmt und diese anschließend verbal oder kognitiv verarbeitet, und diese eigene Gefühlsassoziationen im Beobachter auslösen (vgl. DAVIS, 1994, 17).
[30] In diesem Begriff von Eisenberg, Shea et al. wird vom Beobachter, ebenfalls in einer Reaktionskette, auf seinen kognitiven Speicher zurückgegriffen, um Rückschlüsse die andere Person betreffend ziehen zu können (vgl. DAVIS, 1994, 17).
[31] Mitgefühl wurde in der Literatur sehr unterschiedlich bewertet und dementsprechend verschieden benannt. Wispé nennt es Sympathie (siehe oben), Batson, 1991, nennt es „empathy“, und Davis „empathic concern“.

Prozesse gesehen werden können, also erfolgreiche Einschätzungen der Gedanken, Gefühle sowie Urteile über Eigenschaften der anderen Person[32].

„Interpersonal outcomes“ sind schließlich all jene Verhaltensweisen, die aus dem zuvor genannten resultieren. Dazu gehören auch „helping behavior“ und „aggressive behavior“. Davis betont, dass in diesem Modell „interpersonal outcomes“ direkt von kognitiven und affektiven Reaktionen des „intrapersonal outcome“ abhängen und nur indirekt und schwächer von den eigentlichen Empathieprozessen und Antezedenzien.

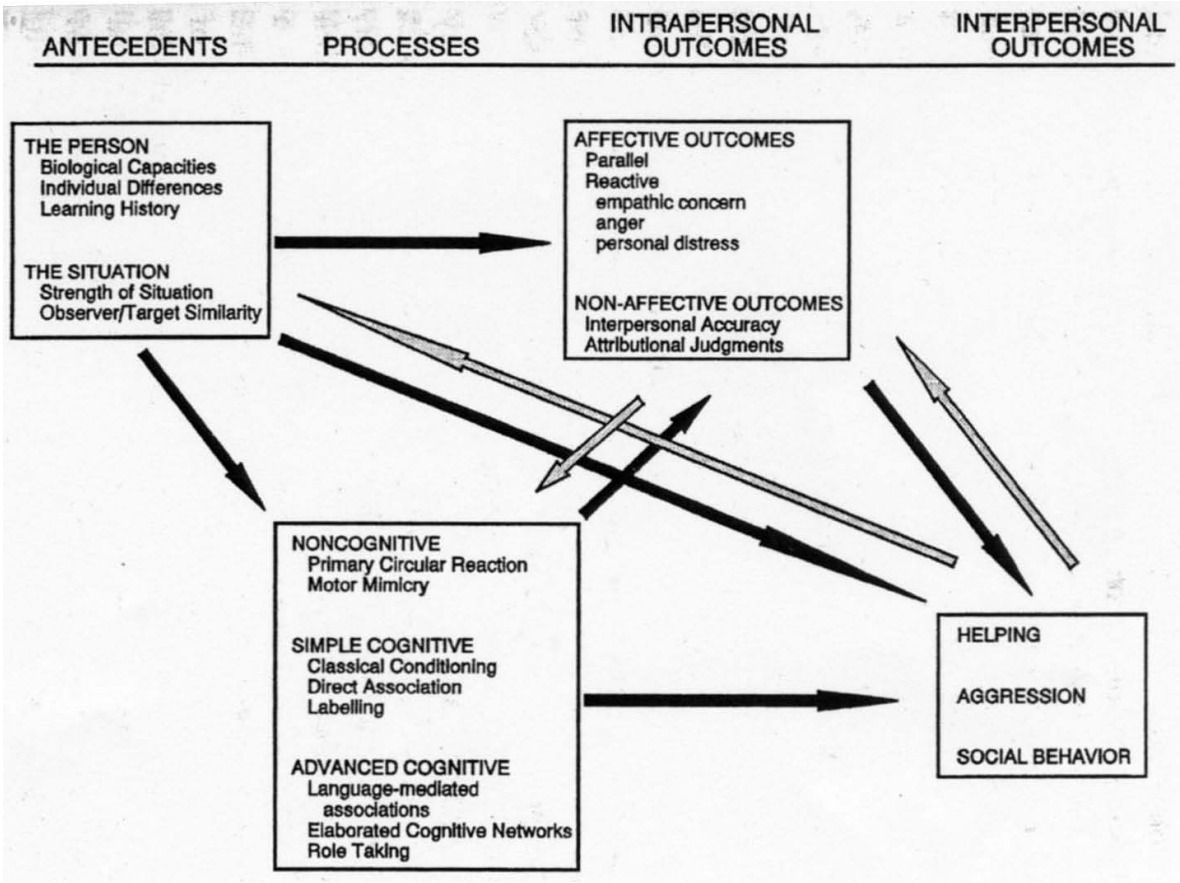



**Abbildung 2: „Possible alternations in the organizational model“ nach Davis**

Vorteile des Modells, die das Thema Empathie betreffen, ortet Davis in seinem multidimensionalen Ansatz sowie in der Möglichkeit, komplexe Abläufe in einzelne Phasen zu unterteilen, um diese nach ihren theoretischen Schwachpunkten untersuchen zu können. Schwächen sieht er hingegen in der Rekursivität seines Modells und schlägt selbst zwei Erweiterungen in Form von Feedbackschleifen vor. Die eine soll „intrapersonal

[32] Vieles davon wurde in der Literatur der 1950er Jahre als ‚interpersonal accuracy‘ bezeichnet.

outcomes“ mit dem „empathy-related process“, die zweite „interpersonal outcomes“ mit „intrapersonal outcomes“ verbinden. Eine zweite Schwäche des „organizational model“ sieht er in dem ausschließlichen Bezug auf den Beobachter/die Beobachterin: „The model identifies antecedent factors which have an impact on the observer, processes which take place within the observer, and outcomes which are experienced or performed by the observer. What is lacking is a consideration of emergent processes or outcomes resulting from the interaction of observer and target“ (DAVIS, 1994, 220).

### 4.1.4 Erklärende Betrachtung und Kritik

Worin liegt nun eigentlich der subtile Unterschied zwischen, ‚sympathy‘ und ‚empathy‘? Die Konzepte, die den Begriff ‚sympathy‘ verwenden, haben, laut Davis, „a largely, though not entirely, passive flavor“ (DAVIS, 1994, 5). Es schwingt also immer etwas Passives in der Art und Weise mit, wie sich die Welt des anderen für den Beobachter/die Beobachterin erschließt. Im Gegensatz dazu findet er im Begriff ‚empathy‘, wie ihn erstmals Titchener in Anlehnung an Lipps vertritt, eine aktive intellektuelle Ebene, sich in die Gefühlswelt eines anderen zu begeben, wenn er schreibt: „In contrast, empathy suggested a more *active* attempt by one individual to get “inside“ the other, to reach out in some fashion through a deliberate intellectual effort“ (DAVIS, 1994, 5). Die zuvor schon angesprochenen Probleme, die Unterschiede der Semantik hervorrufen, sind in der Wissenschaft nichts Neues.

Neben den beiden, oft synonym verwendeten Begriffen der Sympathie, die plakativ als passive bis automatisierte Einfühlung verstanden werden kann, und Empathie, die ein aktives Interessieren impliziert, zeigt die historische Betrachtung eine weitere, bis in die heutige Zeit tiefgreifende Unterscheidung des Begriffs in ‚affective‘ und ‚kognitive‘ Empathie.

Die kognitive Ausrichtung des Begriffs der Empathie, von seiner Entstehungsgeschichte an über Hogan (siehe oben), setzt sich bis in unsere Zeit fort. So ist zum Beispiel noch 1994 in Dorsch[33], einem psychologischem Wörterbuch, zu lesen: „Empathie ist die Fähigkeit des Nacherlebens, des Sichhineinversetzens in ein fremdes Erleben, des Miterlebens des

[33] In der Version DORSCH, 2009, steht auf Seite 257 schon eine andere Definition, die sich auf Bischof-Köhler, 1998 und Kohlberg 1969 beruft. “Empathie (E), Phänomenal ist E. Die Erfahrung, unmittelbar der Gefühlslage eines anderen teilhaftig zu werden und sie dadurch zu verstehen. Trotz dieser Teilhabe bleibt das Gefühl aber anschaulich dem anderen zugehörig. Darin unterscheidet sich die Empathie von ↑ Gefühlsansteckung“

fremden Ichs auf Grund der Wahrnehmung des Ausdrucks oder der Mitteilung der Erlebnisse einer anderen Person, beziehungsweise der Kenntnis ihrer seelischen Situation“ (DORSCH, 1994, 184). In dieser Definition wird die Wahrnehmung des Erlebens eines anderen schrittweise auf eine kognitive Ebene reduziert, und jene Dinge, die durch diese Definition nicht abgedeckt werden, auf eine unbestimmte „seelische“, also wissenschaftlich nicht nachprüfbare Ebene abgeschoben. Bei Hogan wird nicht nur die intellektuelle und phantasievoll-erfinderische Auffassungsgabe in den Vordergrund gestellt, sondern ein emotionales Nachvollziehen sogar ausgeschlossen. Es verwundert also kaum, dass sich in weiterer Folge viele Autoren und Forscher, die sich der Unterteilung in eine affektive und eine kognitive Empathie bedienen oder sich zum Vorbild genommen haben, bei der Erstellung von Tests zur Messung von Empathie, scheinbar wegen der komplizierteren Übersetzung auf die Sprachebene, lediglich dem kognitiven Aspekt als Gegenstand der Forschung widmen. Der historische Überblick zeigt deutlich, dass die bisherige Forschung ausschließlich einzelne Teilbereiche eines Ganzen untersucht und durch diese ungleiche Gewichtung zu einer völlig einseitigen Betrachtung der Dinge gelangte, die meist in eine Sackgasse führte[34].

Ein weiteres Problem betrifft die Vielfalt der Begriffsdefinitionen von Empathie.
Holz-Ebeling & Steinmetz betonen, dass lediglich Einigkeit der Forscher darüber besteht, dass ‹‹kognitive Empathie›› und ‹‹affektive Empathie›› diesem Konzept zugerechnet werden können. „Die Termini ‹‹kognitiv›› und ‹‹affektiv›› beziehen sich dabei zumeist auf die Art der Erfassung der Bewußtseinsinhalte anderer (Verstehen oder stellvertretendes Erleben auf seiten der empathischen Person). Sie können sich (zusätzlich) auch darauf beziehen, *was* erfaßt wird (Kognitionen oder Emotionen auf Seiten der Zielperson)“ (HOLZ-EBELING 1991 zitiert in HOLZ-EBELING & STEINMETZ, 1995, 11). „Eine saubere Trennung zwischen beiden Varianten wird eher selten vorgenommen“ (HOLZ-EBELING & STEINMETZ, 1995, 11). Auch Duan & Hill weisen auf den Mangel von Spezifikation und Organisation die verschiedenen Sichtweisen Empathie betreffend hin, was zu weitreichenden Schwierigkeiten in der Forschung und auch zeitweise zu ihrem

[34] Zur Frage der Abgrenzung von Definitionen, und der Gefahr, dass der ausgeschlossene Teil einfach nicht weiter beachtet wird: „Thus, if empathy is defined as an affective response, then cognitive role taking isn`t empathy and becomes less important. If empathy is more speciffically defined as experiencing similar affect, them dissimilar feelings fall outside the area of interest. The unintended result of such a series of exclusive definitions is to Balkanize the study of empathy“ DAVIS, 1994,12).

Stillstand geführt hat. Sie schlagen vor, bei zukünftigen Forschungen anstelle der Begriffe „affective“ und „cognitive empathie“ lieber zwischen „dispositional and state empathy“ sowie „intellectual empathy and empathic emotion“ zu unterscheiden (vgl. DUAN & HILL, 1996, 270).

Durch den integrativen Ansatz des Modells von Davis, der nicht nur auf die ursprüngliche Entstehungsgeschichte der uneinheitlich verwendeten Fachtermini eingeht - diese sei ja, laut vieler Autoren, nach wie vor eines der großen ungelösten Probleme in der Empathieforschung (vgl. HOLZ–EBELING & STEINMETZ, 1995, oder LEIBETSEDER et. al, 2001) -, ist es möglich eine Vielfalt von komplexen Prozessen zu veranschaulichen. Das Modell stellt eine klare Ausgangsbasis für Arbeiten über Empathie dar und ist, wie der Autor selbst betont, erweiterbar. Die Unterscheidung der eigentlichen Prozesse und seiner Auswirkungen für den Beobachter/die Beobachterin, sowohl nach innen, als auch nach außen, helfen, Ebenen zu benennen und verschiedenste wissenschaftliche Termini zu kategorisieren. Es wird also Forschern aus verschiedenen Disziplinen erlaubt, ihr Verständnis von Begriffen und Prozessen in einen übersichtlichen Rahmen einzuordnen. Was jedoch fehlt, ist zum Beispiel die Eingliederung jener Erkenntnisse, die sich aus der „Affective-Primacy-Hypothese“ wie sie Zajonc schon 1980 formulierte, ergeben. Diese besagt, dass affektive Reaktionen schon durch minimalen Reiz, wie sie auch bei „maskierten“, kurzen Bilddarbietungen verwendet werden, und auch ohne die Beteiligung kognitiver Verarbeitungsprozesse ausgelöst werden können. Diese sind ohne den Umweg über unser Bewusstsein sehr schnell und lösen automatische Reaktionsmuster aus (vgl. LEITNER, 2009, 47ff).
Sie können nicht durch die Prozesse der „primär zirkuläre[n] Reaktion“ wie sie Hoffman bezeichnet und auf den sich auch Davis bezieht, erklärt werden, laufen über die Amygdala im limbischen System unseres Gehirns und sind Thema des nächsten Kapitels.

## 4.2 Neurowissenschaft und Empathie

Auf dem Gebiet der Neurowissenschaft gibt es seit einigen Jahren nahezu wöchentlich neue Erkenntnisse. Viele dieser Forschungen können als Meilensteine unseres Wissens über menschliche Wahrnehmungsabläufe gesehen werden. Manche von ihnen geben auch Aufschluss über den Zusammenhang zwischen unserem affektiven und kognitiven Erleben

und können so einen Beitrag zur Empathieforschung leisten. Ob diese Erkenntnisse zu einer Vereinfachung der erdachten Modelle von Empathie führen können, ist mehr als fraglich, da mit jedem neuen Erkenntnisgewinn die Komplexität unseres Gehirns und unserer Nervenströme gesteigert betrachtet werden muss. In gleichem Maße wird die Vielschichtigkeit unseres Wesens vor allem daran sichtbar, wenn es um die Auswertung der Messung von Nervenreizen geht. Bestimmte Reize können lediglich auf gewisse Verarbeitungsbereiche unseres Gehirns eingegrenzt, aber nicht punktgenau verortet werden. Unser Gehirn ist also viel flexibler als vermutet. Trotzdem ist es einigen Forschern gelungen, bestimmte Mechanismen des Zusammenwirkens von Reizwahrnehmung, affektiver Betroffenheit und kognitiver Verarbeitung teilweise zu entschlüsseln, die auch die Empathieforschung thematisch berühren.

### 4.2.1 Spiegelneurone

Wie in dem Wort „Spiegelneurone“ bereits enthalten, handelt es sich dabei um spezielle Nervenzellen, die nach Fachmeinung vornehmlich in der prämotorischen Hirnrinde angesiedelt sind. Der prämotorische Cortex (Hirnrinde) liegt vor dem motorischen Cortex (für Muskelbewegungen zuständig) im Frontallappen, durch den Sulcus (der großen Querfurche) von der somatischen Hirnrinde (zuständig für körperliche Empfindungen) getrennt (vgl. BAUER, 2009, 18ff).

Seitdem ein Forscherteam um Giacomo Rizzolatti handlungssteuernde Nervenzellen[35] bei Affen untersucht hat und diese Zellen dabei entdeckte, ist Empathie als Forschungsthema sozusagen in der Neurologie gelandet und es gibt immer wieder neue Berichte über bislang unbekannte Zusammenhänge. Die Entdeckung der Spiegelneurone füllt eine Wissenslücke. Angedachte Problematiken in Modellen wie zum Beispiel in jenen von Leibetseder et. al., sowie bislang unerklärbare Phänomene der menschlichen Kommunikation und der Wahrnehmung können damit zum Teil als affektiv-kognitive Resonanzphänomene erklärt werden. Andere Fragen bleiben aber nach wie vor ungelöst. Grundsätzlich kann von folgendem dreistufigen Reizprüfschema ausgegangen werden, das jeder Reaktion vorausgeht, und aus der eine bestimmte Handlungsbereitschaft sowie ein subjektives Empfinden abgeleitet werden können. Die Verarbeitung der Sinneseindrücke unterliegt einem stufenartigen Prozess, der mit dem sensomotorischen beginnt. Dieser ist angeboren

[35] Handlungssteuernde Nervenzellen sind Neuronen, die immer nur dann aktiv und daher messbar sind, wenn eine bestimmte Handlung ausgeführt wird. Es gibt so viele Handlungsneuronen wie Handlungen.

und erfolgt daher reflexartig. Die vom Körper vermittelten Emotionsqualitäten entstehen ohne Beteiligung kognitiver Prozesse. Danach folgt die Bewertung dieser Reize aufgrund unserer Erfahrungen.

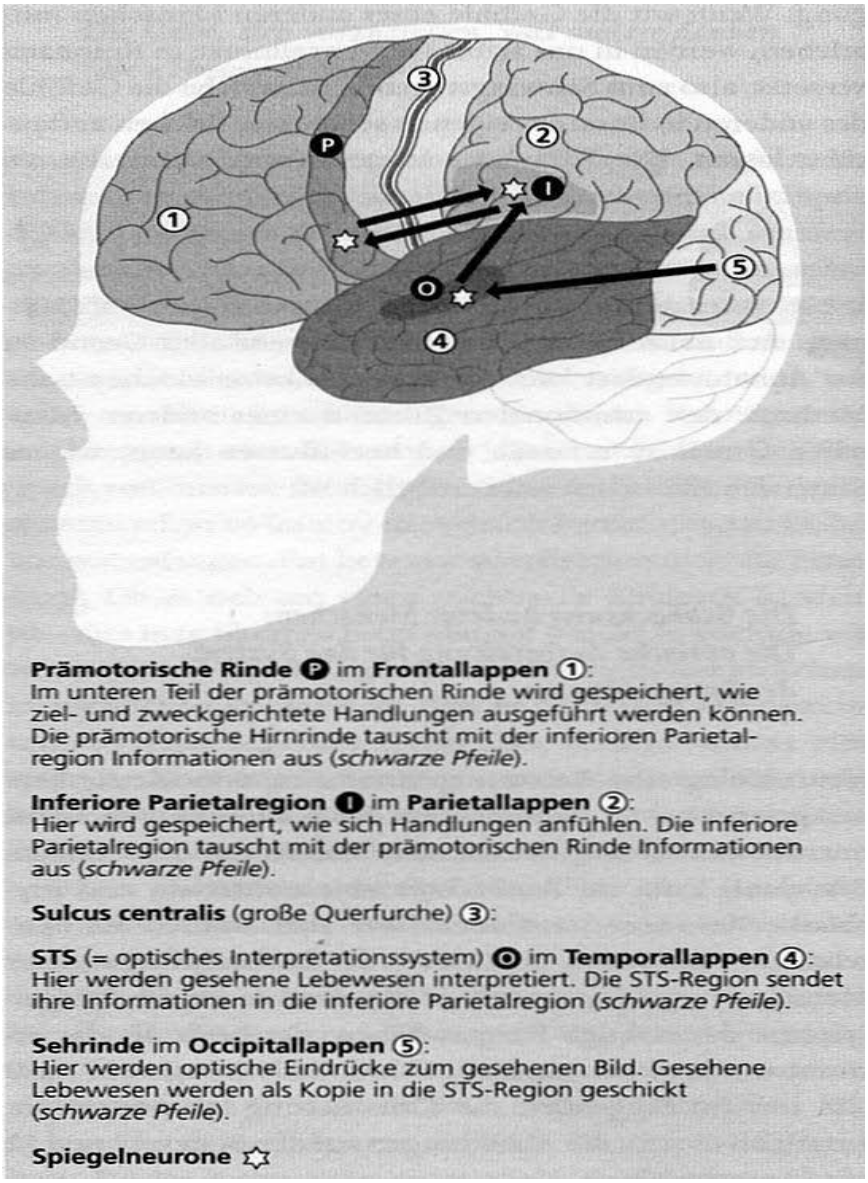



**Abbildung 3: Schematische Darstellung der Funktion von Spiegelneuronen nach Bauer**

Auch diese ist noch automatisch und unbewusst, und deren Interpretation ist von unseren individuell unterschiedlich abgespeicherten Mustern abhängig. Erst die dritte Verarbeitungsebene ist jene der begrifflichen. Hier kommt die kognitive Ebene hinzu. Erst auf dieser bewussten Stufe ist es möglich, auch über unsere Emotionen zu reflektieren (vgl. WASSMANN, 2010, 54f).

Spiegelneurone sind ein Spezialfall, der von diesem grundsätzlichen Schema der Reizverarbeitung abweicht. Es handelt sich dabei um besondere, handlungssteuernde Gehirnzellen, die auch dann aktiv werden, wenn jene Handlung, auf die sie programmiert sind, von anderen Personen ausgeführt wird. „Nervenzellen, die im eigenen Körper ein bestimmtes Programm realisieren können, die aber auch dann aktiv werden, wenn man beobachtet oder auf andere Weise miterlebt, wie ein anderes Individuum dieses Programm in die Tat umsetzt, werden als *Spiegelneurone* bezeichnet“ (BAUER, 2009, 23). Bauer ergänzt weiter, dass die Aktivierung natürlich nicht nur den Sehsinn, sondern ebenso alle anderen Sinne betrifft, und führt dabei als Beispiel die Reaktion auf ein bestimmtes Geräusch an. Es handelt sich also um eine gewisse Art von Konditionierung mit allen Vor- und Nachteilen einer solchen. Eine weitere Besonderheit der Spiegelneuronen beziehungsweise ihres Zellverbands ist es, dass sie Teile einer Handlung zur Gesamthandlung ergänzen können. Die beobachtete Handlung wird als Teil einer Gesamthandlung begriffen, da sie das dafür spezifische Programm auslöst. „Auch wenn wir nur einen Teil einer Sequenz wahrgenommen haben, lassen Spiegelnervenzellen im Gehirn, und damit auch in der Psyche eines Beobachters, spontan und ohne unser willentliches Zutun den Gesamtablauf aufscheinen. Die Wahrnehmung kurzer Teilsequenzen kann genügen, um schon vor Beendigung des Gesamtablaufs intuitiv zu wissen, welcher Ausgang bei der beobachteten Handlung zu erwarten ist“ (BAUER, 2009, 31). Bauer macht hier Spiegelneurone für unbewusste Wahrnehmungen, für Teile unserer Intuition, verantwortlich. Der Umstand, dass diese nicht den Umweg über kognitive Verarbeitungsmechanismen in unserem Gehirn gehen, macht sie so schnell und ihre Rückkopplung mit dem Gefühlsspeicher so deutlich erlebbar.

Das bedeutet allerdings auch, dass sie fehlbar sind, da sie auf Informationen zurückgreifen, die früher erlernt und abgespeichert wurden. Diese individuell verschiedene Programmierung lässt uns manchmal, durch falsche Zuordnung einer Teilsequenz, eine unpassende oder nicht mehr zeitgemäße Handlung auslösen. Im täglichen Überleben dient die kognitive Überarbeitung.als Ausgleich. „Die Wahrscheinlichkeit, dass wir eine Situation richtig bewertet haben, ist am größten, wenn Intuition und kritische Reflexion zu ähnlichen Ergebnissen kommen“ (BAUER, 2009, 34). Trotzdem ist die Rückkoppelung mit dem Gefühlsbereich ein wesentlicher Informationsaustausch, ob eine Handlung gesetzt werden soll oder nicht. Wie Bauer erklärt, gibt es sensorische Nerven, die Signale der Sinnesorgane aufnehmen, sowie grob zwei Arten von Gefühlsnerven, die beide als

somatosensible Nervenzellen bezeichnet werden. Die einen, sozusagen Berührungsmelder, registrieren, was zum Beispiel die Haut oder der Muskel gerade spürt, die anderen liegen in der inferioren parietalen Hirnrinde und „sind in der Lage, eine Abfolge von Empfindungen zu speichern und intuitive Vorstellungen darüber zu entwerfen, wie sich bestimmte Aktionen anfühlen könnten.“ Die Verbindung der Spiegelneurone und der Informationen aus dem inferioren partialen Cortex hat, in all seinen Facetten, gerade für die Empathie große Auswirkungen (vgl. BAUER, 2009, 41f).

### 4.2.2 Simulation und Soziale Neurowissenschaften

Durch die Fortschritte in der Forschung ist ebenso ein großer Unterschied in den Möglichkeiten der Methoden menschlicher Verhaltensweisen feststellbar. Waren Wissenschaftler der Verhaltensforschung oder der Erkenntnispsychologie früher auf Rückschlüsse indirekter Indizienauswertung, wie zum Beispiel von Befragungen, abhängig, so ist es seit einigen Jahren möglich durch Simulation und gleichzeitiger Lokalisierung des Gehirnteiles, durch nicht-invasive bildgebende Verfahren direkter den vermeintlichen Ablauf von bestimmten Prozessen im Gehirn zu verfolgen. Dies führte zur Bildung einer neuen Disziplin, der „Sozial-Neurowissenschaft“. Tanja Singer ist eine Vertreterin dieser neuen Wissenschaft und derzeit Direktorin der Abteilung Soziale Neurowissenschaft am Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften in Leipzig. Laut eigenen Angaben bevorzugen sie und ihre Kollegen folgenden engeren Begriff der Empathie für ihre Arbeit: „In our own understanding, empathy occurs when an observer perceives or imagines someone else’s (i.e., the target’s) affect and this triggers a response such that the observer partially feels what the target is feeling“ (SINGER & LAMM, 2009, 82). Die Autoren sprechen also von Wahrnehmung oder Beobachtung als Auslöser eines Affekts, der dahingehend eine Antwort im Sinne einer möglichst großen emotionalen Übereinstimmung hervorruft. Sie stützen sich auf folgende Definition von Empathie: „There is empathy if: (i) one is in an affective state; (ii) this state is isomorphic to another person`s affective state; (iii) this state is elicited by the observation or imagination of another person’s affective state; (iv) one knows that the other person is the source of one’s own affective state“ (DE VIGNEMONT & SINGER, 2006,435).

Sie klammern bewusst umstrittene Ausprägungen oder Eigenheiten der Empathie aus. Emotionale Ansteckung widerspricht dem Punkt (iv)[36], Perspektivenübernahme ist, laut den Autoren, kein emotionaler Zustand, der in Punkt (i) gemeint ist. Sympathie und Leidenschaft sind keine übereinstimmenden Gefühlszustände, wie in Punkt (ii) verlangt, werden aber, wie zum Beispiel Mitleid oder Eifersucht, in viele Empathiedefinitionen mit einbezogen. Weiters gehen sie im Punkt (iv) auf die bewusste Unterscheidung zwischen eigenen und fremden Empfindungen ein (vgl. DE VIGNEMONT & SINGER, 2006, 435, oder HEIN & SINGER, 2008, 154).

Diese fehlende Abgrenzung wurde bei früheren Definitionen teilweise bemängelt und ist mittlerweile Standard. Es muss erwähnt werden, dass sich die Autoren, was ihren Bezug zu früheren Definitionen und somit auch das Absondern obiger aufgezählter Begriffe betrifft, augenscheinlich nicht auf integrative Modelle stützen. Trotzdem können diese Definitionen nicht eindeutig dem affektiven Spektrum zugeordnet werden, da ihre Forschungsarbeit ebenso kognitive Prozesse einbezieht.

Hein & Singer beschreiben die aus ihrer Sicht bestehenden zwei Wege, sich in den anderen hineinzuversetzen, so: „One route is to share the other person's feelings in an embodied manner, known as empathy. […] The other route is to cognitively infer about the state of the other person, known as 'theory of mind', 'mentalizing', 'mind-reading', or 'cognitive perspective taking'" (HEIN & SINGER, 2008, 153). Sie begründen dies damit, dass in Studien, bei denen funktionelle Magnetresonanztomographie eingesetzt wurde, nachgewiesen werden konnte, dass Empathie und kognitive Perspektivenübernahme verschiedene neurale Netzwerke verwenden, obwohl sie, oder gerade weil sie, oft „konzertiert" auftreten. Hein & Singer argumentieren diese Sicht gemeinsam mit DeVignemont in einem, wie sie es nennen, kontextabhängigen Ansatz, in dem sie Empathie dahingehend unterscheiden, dass diese einerseits freiwillig durch kontrollierte Regulation über Emotionen erfolgt, wie es teilweise bei Ärzten oder spirituellen Personen beobachtet werden kann. Andererseits wird Empathie durch „implicit appraisal processes", also innewohnende Bewertungsprozesse reguliert, und die Autoren unterteilen diese in folgende vier Kategorien (vgl. DE VIGNEMONT & SINGER, 2006,435ff):

[36] Ein schreiendes Baby, das auf Schreie anderer reagiert, unterscheidet nicht notwendigerweise seine eigenen Empfindungen von jenen der anderen (vgl. BISCHOF-KÖHLER, 1989, 26ff).

1. *Innewohnende Besonderheiten geteilter Emotionen:*

   Einerseits dürfte die Intensität der Gefühle, die eine Zielperson erlebt, einen großen Einfluss auf die Empathiereaktion des Beobachters haben, andererseits dürfte es leichter sein, sich in Primäremotionen wie Angst oder Freude einzufühlen als in Sekundäremotionen wie Eifersucht.

2. *Die Beziehung zwischen dem Beobachter und der Zielperson*
   Hier sind soziale Aspekte der Beziehung zwischen den Beteiligten gemeint. Familiäre Bande oder Schutzbedürftigkeit werden in diesem Zusammenhang genannt. Auch der direkte Augenkontakt dürfte eine Rolle spielen.

3. *Charakteristische Eigenschaften der beobachtenden Person*
   Das Geschlecht: Einige Studien belegen, dass das Empathievermögen von Frauen größer ist als das der Männer (vgl. BRZOZOWSKI, 2004, 174); andere wiederum lassen diesen Schluss nicht zu (vgl. LEITNER, 2009, 114ff).
   Das Alter[37] sowie die Erfahrungswerte oder die Nachvollziehbarkeit von Gefühlen spielen eine Rolle. DeVignemont und Singer führen das Beispiel Höhenangst an. Wenn eine Person das Gefühl der Höhenangst nicht kennt, kann sie nicht auf diese Erfahrung zurückgreifen und wird sich der kognitiven Einfühlung bedienen.

4. *Situationsabhängigkeit*
   Empathie ist schwierig, wenn der Beobachter/die Beobachterin oder der Wahrnehmer/die Wahrnehmerin sich auf mehr als ein Ziel konzentrieren soll[38], oder wenn sich Gefühle der Zielperson schnell und überraschend ändern.

Je mehr Wissenschaftler Forschungen auf dem Gebiet der kognitiven Neurowissenschaften machten und je besser die betreffenden Hirnregionen eingegrenzt wurden, desto klarer wurde auch, dass die Sache doch viel komplexer zu sein scheint, als angenommen, und die

---

[37] Die kognitive Empathiefähigkeit steigt mit zunehmendem Alter, der emotionale Teil bleibt jedoch konstant (vgl. BRZOZOWSKI, 2004, 164ff).

[38] Personen, welche bei der Vorführung von Filmen, die mit Schmerz assoziiert waren, messbare Empathie empfanden, wurden durch die Anweisung, bestimmte im Film vorkommende Dinge zu zählen, derart abgelenkt, dass in den die Empathie betreffenden Gehirnregionen kein messbares Ergebnis mehr erzielt werden konnte (vgl. GU & HAN, 2007, in SINGER & LAMM, 2009, 89).

Insula beziehungsweise ihre AI gleichzeitig mehrere, verschiedene Funktionen erfüllt. AI ist der vordere äußere Teil der menschlichen Hirnrinde, welcher tief im Gehirn eingebettet ist.

**Box 1. Anatomy and connectivity of insular cortex**

Insular cortex is located bilaterally within the brain, tucked away under the posterior part of the frontal lobe and the anterior part of the temporal lobe (Figure I). It connects anteriorly to the lateral orbitofrontal cortex (OFC) and posteriorly to the superior temporal cortex. Its main division is the central insular sulcus that separates anterior from posterior insula although more recent work also focuses on the dissociation of ventral and dorsal parts.

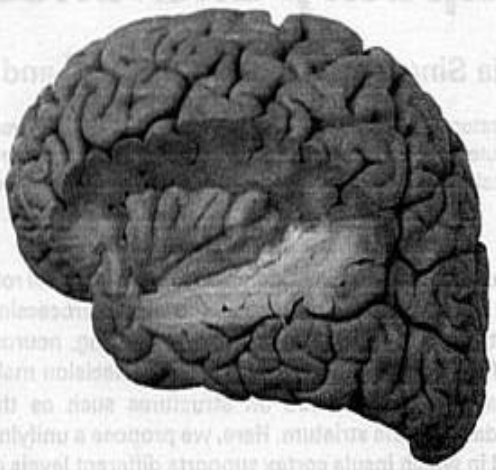
The dense anatomical connectivity of anterior and posterior insula to many subcortical and cortical areas is coherent with integrative computations and high-level representations of affective state:

AI is interconnected with subcortical structures such as the nuclei of the brain stem, limbic structures and the basal ganglia, supporting its involvement in the representation and integration of autonomic and visceral signals. Correspondingly, insula is also the cortical terminus of visceral and 'motivationally salient' afferent fibres through spinal cord (Laminar 1) to brainstem and thalamus where spinal, humoral and vagus nerve interoceptive information converge before projecting to posterior dorsal insular cortex. Somatosensory and motor integration in posterior insula are supported by its connections to structures such as the thalamus and basal ganglia.

Particularly important for our account are the AI's dense connections with the nuclei of the amygdala which is implicated in emotion (e.g. fear) and novelty detection.

In addition, AI connects bidirectionally to decision-making networks including areas implicated in valuation and response selection such as OFC, nucleus accumbens, anterior cingulate, dorsolateral prefrontal cortex (DLPFC, Brodmann area 46) and prefrontal areas.

Finally, intrainsular connections – required to represent and to compare predictive and actual states – exist bi-directionally with stronger connectivity from anterior to posterior insula [51–54].



TRENDS in Cognitive Sciences

**Figure I.** Illustration of the insula cortex in the human brain.

**Abbildung 4: Anterior Insula (AI) aus Singer, Critchley & Preuschoff**

Einige Autoren listen in ihrer Studie, verweisend auf andere Autoren, folgende Funktionen auf, bei denen erhöhte AI-Aktivität registriert wurde: „in visceral representation and emotional experience […] motivationally important changes in bodily states as diverse as autonomic arousal, sensual touch, air hunger, taste, cravings and pain. Furthermore, AI activity reflects the subjective intensity of both one's own and other's emotional experiences […], representing and learning information about risk and uncertainty" (SINGER, CRITCHLEY & PREUSCHOFF, 2009, 334). Basierend auf diesen Erkenntnissen schlagen sie ein duales Modell vor:

„We propose a model in which insular cortex integrates external sensory and internal physiological signals with computations about their uncertainty. Through AI, this integration is expressed as a dominant feeling state that modulates social and motivational behaviour in conjunction with bodily homeostasis" (SINGER, CRITCHLEY & PREUSCHOFF, 2009, 334).

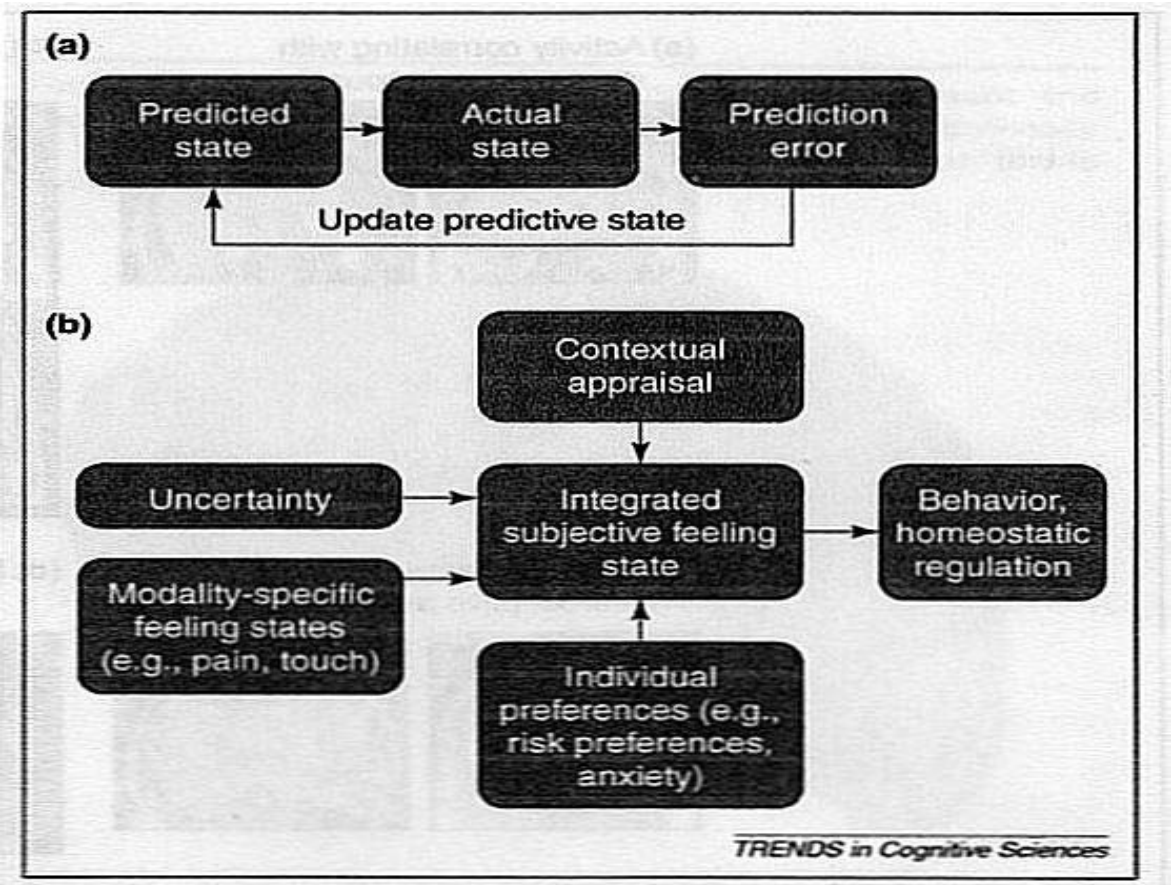



**Figure 2.** A Model for the integration of feelings, empathy and uncertainty in insular cortex. **(a)** Schematic of error-based learning: a predicted state is followed by the actual (experienced) state. The difference between the two, the prediction error, is used to update the predicted state such that future predicted states will be more accurate. In the case of pain, the predicted state is a predictive feeling state that is followed by the actual feeling state in response to a painful stimulus. The prediction error with respect to the feeling indicates how (in)accurate the predictive feeling state was. In the case of uncertainty, the predicted state is the prediction risk that indicates how accurate I expect my prediction to be. The prediction risk error that is generated at the outcome is used to update future estimates of prediction risk. **(b)** The integrated subjective feeling state combines information about modality-specific feelings, uncertainty, contextual appraisal and individual preferences and traits such as risk preferences and anxiety. No particular computational model is implied as to how the different inputs are combined.

**Abbildung 5: „A Model for integration of feelings, emathy and uncertainty in insular cortex“ aus Singer, Critchley & Preuschoff**

4.2.2.1 Was bedeuten diese Forschungen in Bezug auf Empathie?

Das Modell von Singer & Lamm beschreibt einen Prozess der direkten Gefühlsübertragung, der aufbauend auf automatisierter Wahrnehmung, gesteuert durch Funktionen des „prefrontal and cingulate cortex“ sowohl die Wahrnehmung als auch Emotionen durch selektive Aufmerksamkeit und Eigenregulation steuert. Diese über der kognitiven Ebene liegende Regulationsebene wird permanent mit Informationen der

unteren Ebenen versorgt und regelt im Gegenzug die unteren, ausführenden Ebenen durch eine Art Feedbackschleife. Durch die Regulation von oben ist es uns möglich, die Art unserer Reaktion auf Gefühle anderer Personen zu beeinflussen und anzupassen.
Das bedeutet, obwohl es durch die Spiegelneuronen einen Prozess gibt, der uns die Möglichkeit gibt, Teile von Handlungen in ein Gesamtbild zu fügen[39], und diese direkt emotional wirkenden Einflüsse eine gewisse Grundreaktion auslösen, werden unsere vorprogrammierten Standardreaktionen von dieser Metaebene relativiert und durch permanente Rückkopplung modifiziert (SINGER & LAMM, 2009, 88). Dementsprechend fallen dann auch die Reaktionen, einerseits auf emotionaler, andererseits auf kognitiver Ebene, aus und all das, was wir anschließend nach außen vermitteln. Einerseits zeigt dies die Komplexität einzelner Wahrnehmungen, andererseits deckt sich diese mit den Annahmen vieler Modelle, die davon ausgehen, dass Empathie erlern- und veränderbar ist. Dies ist natürlich auch vom Umfeld unserer persönlichen Sozialisation und unserer Fähigkeit abhängig, diese im Augenblick der Wahrnehmung adäquat einzuordnen.

## 4.3 Soziale Einbettung der Empathie

Eimpathie ist eine Fähigkeit die vor allem im Umgang mit anderen Lebewesen von Bedeutung ist. Sie ist vor allem innerhalb des Sozialverbandes verankert, wird dort erlernt, und wirkt wieder auf diesen zurück. Die Auswirkungen dieser Fähigkeit auf das Individuum sowie die dazugehörigen Rahmenbedingungen und diesbezüglichen Modelle werden in diesem Kapitel beleuch*tet*.

### 4.3.1 Emotionen

Der Begriff ‘Emotion' in der uns heute gebräuchlichen Form, hat das lateinische „movere“ – also von etwas bewegt oder ergriffen sein – im Wortstamm (vgl. LEITNER, 2008, 3).

---

[39] „Das Gehirn macht keinen Unterschied, ob es ein Modell für mich selbst simuliert oder für eine andere Person.“ (Tanja Singer im Interview für dradio.de am 11.8.2008) und bezieht sich dabei auf die These von Keysers & Gazzola: „To understand what another person is doing we simulate his movements using our own motor program; to understand what another Person is feeling, we simulate his feelings using our own affective programs“ (SINGER & LAMM, 2009, 85).

Dies kann gleich als Hinweis darauf aufgefasst werden, was uns – den Körper und Geist – tatsächlich bewegt und vorantreibt. Den Stellenwert von Gefühlen in unserem Leben, persönlich, sowie für soziale Interaktionen auf allen nur erdenklichen Ebenen, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Dementsprechend findet man Bezüge zu diesem Thema in Schriften der Philosophen, in verschiedensten Bereichen der Wissenschaft, genauso wie in den Medien des Alltags, der Romanliteratur und religiösen Schriften. Unser Leben, alle Ansätze von Handlungen, werden von Gefühlen begleitet, geprägt und teilweise auch getrieben. Die Erscheinungsformen und unterschiedlichen Ausprägungen sind genauso zahlreich wie es Lebewesen auf dieser Welt gibt. Die Begriffsdefinitionen von 'Emotion' sind dementsprechend vielfältig und deren Konzepte analog dazu divergent. Hier seien drei angeführt:

Goleman versteht unter Emotion ein Gefühl, dem eigene Gedanken zugrunde liegen, sowie eigene psychologische und biologische Zustände innewohnen welche mit einer entsprechenden Handlungsbereitschaft einher geht (vgl. GOLEMAN, 1996, 163).

„Es gibt hunderte von Emotionen mitsamt ihren Mischungen, Variationen, Mutationen, und Nuancen. Im Grunde gibt es so viele Verästelungen der Emotionen, daß uns die Worte fehlen" (GOLEMAN, 1996, 163).

„*Emotion ist ein komplexes Interaktionsgefüge subjektiver und objektiver Faktoren, das von neuronal/hormonal Systemen vermittelt wird, die (a) affektive Erfahrungen, wie Gefühle der Erregung oder Lust/Unlust, bewirken können, (b) kognitive Prozesse, wie emotional relevante Wahrnehmungseffekte, Bewertungen, Klassifikationsprozesse, hervorrufen können, (c) ausgedehnte physiologische Anpassungen an die erregungsauslösenden Bedingungen in Gang setzen können, (d) zu Verhalten führen können, welches oft expressiv, zielgerichtet und adaptiv ist*" (KLEINGINNA & KLEINGINNA, 1981; in der Übersetzung von OTTO; EULER & MANDEL[40] zitiert in LEITNER, 2009, 4).

Diese Beschreibung des Begriffs enthält neben den bereits bekannten Komponenten, wie affektiven und kognitiven, neuronalen und hormonellen Aspekten, auch die Komplexität der individuellen Genese, des Körpers[41] und der Psyche, sowohl intrapersonell wie auch

---

[40] Otto, J.H.; Euler, H.A. & Mandl, H. (2000): Begriffsbestimmungen. In: Otto, J.H.; Euler, H.A. & Mandl, H (Hrsg.), Emotionsspychologie. Ein Handbuch. Beltz. Weinheim, 11-18.

[41] Gemeint sind hier nicht nur die Mimik und der Ausdruck, sondern auch Körperhaltungen, die, vorerst unbemerkt, langanhaltend aber zu Veränderungen des Stützapparats genauso wie der inneren Organe und in

interpersonell. Die umfassendste Erklärung, die im Zuge der Quellensichtung zu Tage trat, ist der Versuch der Synthese der Recherchearbeit von Claudia Wassmann. Sie bezieht auch die neuesten Erkenntnisse der Emotionsforschung und der Neurowissenschaft in ihre Betrachtung mit ein. Es handelt sich dabei jedoch weniger um eine Definition im eigentlichen Sinn als um eine kompakte aufzählende Aneinanderreihung ihrer Arbeitsergebnisse (WASSMANN, 2010, 141):

1. „Emotionen sind psycho-physische Phänomene. Sie sind das Kernstück des Reiz-Evaluierungssystems des Gehirns“ (WASSMANN, 2010, 141).

   Die Autorin bezieht sich auf die Bewertungstheorie des Emotionsforschers K.R. Scherer. Laut Scherer führt das Gehirn unterhalb der Hirnrinde im limbischen System unbewusst und binnen Millisekunden Reizprüfschritte (Stimulus-Evaluation-Checks, SEC) durch. Deren Ergebnis bestimmen Art und Intensität der Emotionen. Auf Basis dieser subjektiven Einschätzung der Situation lösen Emotionen in weiterer Folge Handlungen aus (vgl. WASSMANN, 2010, 51ff).
2. „Sie sind als evolutionäres Produkt entstanden, das wir mit allen Säugetieren gemeinsam haben. Sie sind ‚vor-sprachlich‘“ (WASSMANN, 2010, 141).
3. „Emotionen bilden ein Signalsystem, das unsere Mitmenschen über unsere Gemütsverfassung und unsere Handlungsabsichten informiert, wenn auch nicht immer ganz zuverlässig. Emotionen sind genetisch fixiert“ (WASSMANN, 2010, 141).

   „Darwin nahm an, dass im Gefühlsausdruck ein Verhalten, welches zuvor nicht im Dienste der Kommunikation gestanden hatte, für die Kommunikation innerhalb der Gruppe umfunktioniert worden ist. Neben der Funktion, Angreifer abzuschrecken, regelt der Emotionsausdruck sehr effektiv die soziale Organisation einer Gruppe […] Evolutionsgeschichtlich gesehen, stellt die emotionale Geste damit eine Ökonomie der Ausdrucksweise dar, die dem Individuum Überlebensvorteile einbringt“ (WASSMANN, 2010, 32f).
4. Sie sind von der Kultur geformt (vgl. WASSMANN, 2010, 141).

   P. Ekman kam 1973 zur Ansicht, dass jede Kultur eigene Darstellungsregeln entwickelt. Diese Haltungen und der differente Umgang mit Gefühlen sieht er als das Ergebnis von Lernen und sozialer Kontrolle. Diese Überformungen könnten

---

Folge auch zu Veränderungen der Psyche führen (vgl. KELEMAN, 2004, 81ff). Diese werden allgemein als psychosomatische Erkrankungen zusammengefasst.

aber den angeborenen emotionsspezifischen Gesichtsausdruck nicht völlig maskieren. Diese echten Emotionen treten, für das menschliche Auge nicht sichtbar (0,05Sekunden), vor vorgetäuschten Gesichtsausdrücken hervor und wurden von John Cacioppo gemessen. Echte Emotionen entziehen sich also für kurze Zeit unserer Kontrolle (vgl. WASSMANN, 2010, 34ff).

5. „Sie sind universell und höchst individuell zugleich“ (WASSMANN, 2010, 141).
   Nicht nur die Gesichtsausdrücke für grundlegende Gefühle sind in allen Kulturen gleich. Ebenso konnten bei Messungen Auswirkungen auf die Herzfrequenz (außer bei Freude immer ansteigend), die Atemfrequenz, den Blutdruck und die Schweißproduktion festgestellt werden. Untersuchungen legen nahe, dass Emotionen Auswirkungen auf das autonome Nervensystem und die Durchblutung im Körper haben. Die Reaktionen auf das sympathische und parasympathische Nervensystem sind allerdings individuell unterschiedlich und von der subjektiven Wahrnehmung des Auslösers und der Vorerfahrung der Person abhängig. Die negativen Auswirkungen auf das Herz-Kreislauf-System, vor allem bei langanhaltendem Stress, sind hinlänglich bekannt. Dass dieser Stress vor allem durch das Unterdrücken von Emotionen, welches mit einem großen Energieaufwand verbunden ist, entsteht, ist weniger bekannt. Nach Ansicht des Emotionsforschers Caroll Izard wirken an dem charakteristischen Reaktionsmuster einer Person drei Komponenten mit: Die neurale Aktivität, der Emotionsausdruck, und die Emotionserfahrung (vgl. WASSMANN, 2010, 46ff).
6. „Emotionen stellen „Marker“ dar, die uns unbewusst über den Ausgang früherer Handlungen informieren und als interne Entscheidungshilfen fungieren“[42] (vgl. WASSMANN, 2010, 141).
   „Die Hirnareale im präfrontalen Kortex […] stellen Strukturen dar, die es uns erlauben, Assoziationen zwischen komplexen Situationen und dem körperlichen Gefühlszustand zu bilden. Sie können entweder direkt den emotionalen Zustand im Körper wieder hervorrufen oder […] ein ‚somatosensorisches‘ Bild gegenüberstellen, wie wir uns gefühlt haben, als wir uns in einer ähnlichen Situation befanden. Dieses Körperbild wird mit dem Ausgang der Handlung verknüpft und markiert die verschiedenen Alternativen als gut oder schlecht im Hinblick auf den Ausgang der Handlung“ (WASSMANN, 2010, 90).

[42] WASSMANN (2010) übernimmt dies von Antonio R.Damasio (1994): Descartes` im Irrtum. München.

7. „Sie organisieren die Aktionen des Gehirns, indem sie die Informationsverarbeitung emotional „einfärben“ (WASSMANN, 2010, 141).

   „Unsere Verfassung zum Zeitpunkt der Wahrnehmung beeinflußt, wie die Informationen im Gehirn vernetzt werden, und diese Vernetzung ist später wichtig für das Wiederaufrufen der Gedächtnisinhalte. […] Psychologen sprechen von stimmungskongruentem Lernen und stimmungsabhängigem Erinnern“ (WASSMANN, 2010, 100).

   Das bedeutet, dass wir uns in negativer Stimmung auch an negative Erlebnisse erinnern und bei positiven Stimmungen an positive Erlebnisse. Auch wird in emotionalen Stimmungen sehr selektiv wahrgenommen. Die Tatsache, dass Emotionen Erinnerungsspuren, wissenschaftlich spricht man von Engrammen ausbilden, beeinflusst, die tendenziell bereits gesetzten Handlungen und Denkmuster zu wiederholen.

8. „ Sie bestimmen die „Ausschüttung von Botenstoffen und Stresshormonen mit“ (vgl. WASSMANN, 2010, 141).

   Sie machen den Körper handlungsbereit, etwa zum Angriff oder zur Flucht. Das gilt einerseits für die zahlreichen Aktionen für die das automome Nervensystem verantwortlich ist. So erhöht zum Beispiel der Sympathikus die Herzfrequenz und den Blutdruck, erweitert die Pupillen und mobilisiert Zuckerreserven. Er bereitet den Körper mit dem Botenstoff Noradrenalin für Kampf oder Flucht vor. Der gegensinnig arbeitende Parasympathikus hingegen senkt die Herzfrequenz und den Blutdruck, verengt die Pupillen mittels des Botenstoffes Acetylcholin. Serotonin und Dopamin kommen in unserem Gehirn als zusätzliche Wirkstoffe noch hinzu. Sie steuern dabei, ein inneres Gleichgewicht anstrebend, unsere Stimmung, den Grad der Aufmerksamkeit, das Schmerzempfinden oder Angst (vgl. WASSMANN, 2010, 82f).

9. „Sie dirigieren die Aufmerksamkeit und lenken, manchmal auch gegen unseren Willen, unsere Handlungen“ (WASSMANN, 2010, 141).

   Die Autorin beschreibt hier die Geschichte eines Zoobesuchs von Charles Darwin. Bei diesem betrachtete er, das Gesicht an die Glasscheibe eines Terrariums gepresst, eine giftige Schlange und nahm sich vor, nicht zurückzuschrecken, wenn diese einen Angriff zu ihrem Schutz ausführte. Wie wir alle gut nachvollziehen können, gelang es ihm nicht, seinen Reflex des Zurückweichens zu unterdrücken.

Joseph LeDoux fand später heraus, warum das so ist. Er beschreibt zwei Wege des Gehirns, die Gefahrensignale an die Amygdala (den Mandelkern) zu senden. Die Amygdala ist jener Ort im Gehirn, wo die Gefahr interpretiert wird, und von welchem weitere Informationen, die zu Handlungen führen, ausgehen. Der erste der zwei Wege ist der direkte und schnellere. Die Informationen sind wenig spezifisch und haben Symbolcharakter. Diese lösen Reaktionen, wie Darwins Erschrecken, mit all den zugehörigen körperlichen Symptomen wie sie vom Sympathikus angeregt werden, aus, ohne die kognitive Ebene des Gehirns einzuschalten. Erst der zweite Informationsschub, den der Mandelkern bekommt, erfährt eine Abgleichung durch unser Gedächtnis und ist wesentlich langsamer. Hätten wir nur letzteren, wäre die Fluchtreaktion in freier Wildbahn sicherlich viel zu spät erfolgt. Diese Doppelstrategie ermöglicht es uns, lieber einmal zu oft zu flüchten als zu wenig oft, das aber sofort, und bezieht unsere Erfahrungswerte erst in einer späteren, vermeintlich sichereren Phase ein, um weitere, zum Beispiel strategische Überlegungen anzustellen (vgl. WASSMANN, 62ff).

10. „Emotionen erleichtern die Gedächtnisbildung. Sie können Erinnerungen aber auch verhindern. Sie beeinflussen sowohl die Speicherung von Gedächtnisinhalten als auch deren Rekonstruktion in der Erinnerung (Schacter 2005). So kann es vorkommen, dass wir in traumatischen Situationen einzelne Szenen nur bruchstückhaft im Gedächtnis behalten, etwa den Lauf einer auf uns gerichteten Pistole, nicht jedoch das Gesicht desjenigen, der sie hält“ (WASSMANN, 2010, 141).

### 4.3.2 Soziale Kompetenz und ihre Teilaspekte

Kanning versteht unter Kompetenz ein Potential, das aber naturgemäß nicht zwangsläufig abgerufen wird. Der Begriff der ‚sozialen Kompetenz‘ ist für ihn ein Kompromiss zwischen „Durchsetzung“, welcher von der klinischen Psychologie bevorzugt wird, und „Anpassung“, welcher von der Seite der Entwicklungspsychologie bevorzugt wird. Ferner unterscheidet Kanning allgemeine, also allen Menschen innewohnende, und spezifische soziale Kompetenzen, die dagegen auf individuelle Lernerfahrungen zurückgehen. Für ihn ist 'soziale Kompetenz‘ die „Gesamtheit des Wissens, der Fähigkeiten und Fertigkeiten einer Person, welche die Qualität eigenen Sozialverhaltens […] fördert“ (KANNING, 2003, 15). Er charakterisiert ‚sozial kompetentes Verhalten‘ wie folgt: „Verhalten einer

Person, das in einer spezifischen Situation dazu beiträgt, die eigenen Ziele zu verwirklichen, wobei gleichzeitig die soziale Akzeptanz des Verhaltens gewahrt wird“ (KANNING, 2003, 15). In seiner Studie definiert er folgende vier gut interpretierbare Faktoren, die seiner Meinung nach sozial kompetentes Verhalten auszeichnet: „Offensivität und Selbststeuerung“, da sich das Indiviuum für seine eigenen Ziele einsetzen muss. Sowie „Reflexibilität und soziale Orientierung“, da es, bei seinem Versuch sich durchzusetzen, den sozialen Rahmen nicht außer Acht lassen darf. Innerhalb der rahmengebenden 'sozialen Kompetenz‘ sieht Kannings Konzept folgende, sich überschneidende Teilkompetenzen: 'Soziale Fertigkeiten‘, 'Interpersonale Kompetenz‘, 'Soziale Intelligenz‘ und die 'Emotionale Intelligenz‘ (vgl. KANNING, 2003, 22ff).

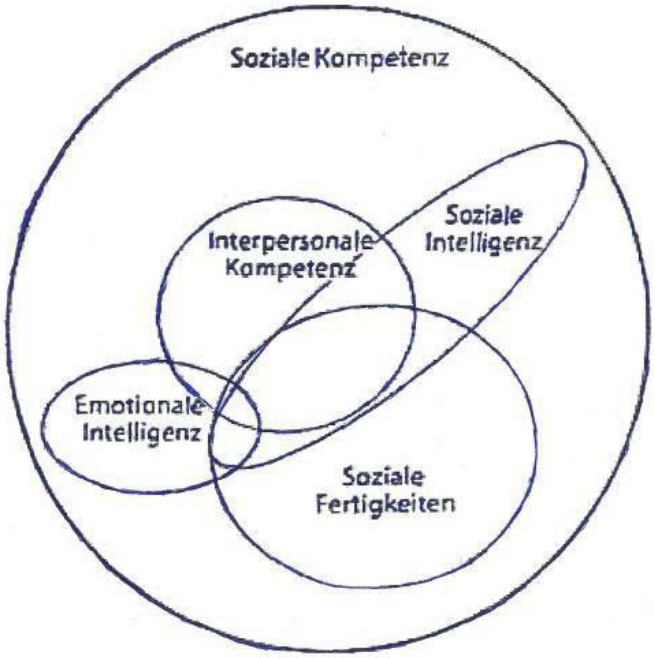



**Abbildung 6: Soziale Kompetenz nach Kanning**

4.3.2.1 Soziale Fertigkeiten

„Gemeint sind hiermit Kompetenzen, die ein im Vergleich zu Fähigkeiten ein geringeres Abstraktionsniveau aufweisen und im Laufe des Lebens durch Lernprozesse erworben werden“ (KANNING, 2003, 24).

Pfingsten & Hinsch (1991) zählen als Fertigkeiten, die der sozialen Kompetenz als Grundlage dienen, folgende auf: Das „Nein-sagen“ zum Zweck der Abgrenzung, „auf Kritik reagieren, Unterbrechungen im Gespräch unterbinden, Komplimente machen, Komplimente akzeptieren, Gefühle offen zeigen, sich entschuldigen, unerwünschte

Kontakte beenden, Gespräche beginnen und diese aufrecht erhalten“ (PFINGSTEN & HINSCH[43] zitiert in BRZOZOWSKI, 2004, 29). Lehr (1989) schreibt, dass „spezifische Umgebungen spezifische Kompetenzen benötigen“ beziehungsweise, dass, „verschiedene soziale Situationen verschiedene soziale Kompetenzen erforden“(LEHR[44] zitiert in BRZOZOWSKI, 2004, 29).

Ronald E. Riggio, der Erfinder des Social Skills Inventury (SSI), einer gängigen „self-report“-Erhebungsmethode, um grundlegende soziale Fähigkeiten zu testen, nennt folgende sechs wesentliche Fertigkeiten der Kommunikation: Er nennt die Basisfähigkeiten „emotional expressivity“ (emotionaler Ausdruck), „emotional sensitivity“ (emotionales Feinfühligkeit), „social expressivity“ (soziales Ausdrucksvermögen) und „social sensitivity“ (soziales Gespür). Der Autor präzisiert weiter: „ Emotional expressivity involves skill in communicating affect, attitudes, and status. Emotional sensitivity is the ability to decode others` emotions, beliefs, or attitudes, and cues of status-dominance. On the other hand, social expressivity includes skill in verbal expression, verbal fluency, and ability to initiate conversations. Ability to receive and understand verbal messages and knowledge and concern for social rules and norms are central components of social sensitivity“ (RIGGIO, 1986, 650).

Der Autor weist außerdem darauf hin, dass diese Komponenten alle sehr komplex miteinander verwoben sind. Er geht davon aus, dass die Weiterentwicklung einer dieser Fähigkeiten sich auch positiv auf die anderen auswirkt. Er führt noch zwei weitere wichtige Fähigkeiten der Kommunikationskontrolle, nämlich die Emotionskontrolle und die soziale Kontrolle, an. Letztere beinhaltet für ihn, die Fähigkeit des Rollenspiels, der Selbstdarstellung und der verbalen Selbstregulation. Zusammenfassend unterteilt er diese sechs genannten Hauptfähigkeiten in zwei separate Bereiche: in einen emotional-nonverbalen und in einen sozial-verbalen Bereich (vgl. RIGGIO, 1986, 650).

---

[43] Pfingsten, R. & Hinsch, R. (1991): Gruppentraining sozialer Kompetenzen (GSK). Grundlagen: Durchführung, Materialien. Psychologie Verlags Union, Weinheim. In: Roth, E. (Hrsg.), mit Beitrag von Kaiser, H.J.: Intelligenz – Grundlagen und neuere Forschung. Kohlhammer Verlag. Stuttgart, Berlin, Köln.

[44] Lehr, U.M. (1989): Kompetenz im Alter – Beiträge aus gerontologischer Forschung und Praxis. In: Roth, E. (Hrsg.), mit Beitrag von Kaiser, H.J.: Intelligenz – Grundlagen und neuere Forschung. Kohlhammer Verlag. Stuttgart, Berlin, Köln.

#### 4.3.2.2 Interpersonale Kompetenz

Diese Teilmenge beschreibt Interaktionen, die sinnvollerweise immer relevanter werden, je enger die soziale Bindung zwischen den Akteuren ist. „Die Fähigkeit Interaktionen zu initiieren, oder sich selbst anderen Menschen gegenüber zu öffnen, andere Menschen emotional zu unterstützen, eigene Interessen zu vertreten und Konflikte friedfertig zu lösen“ (BUHRMESTER et al., 1998, zitiert in KANNING, 2003, 24).

#### 4.3.2.3 Soziale Intelligenz

Der Begriff der ‘sozialen Intelligenz' ist verschiedenen Autoren zufolge der älteste und wurde schon 1920 von Thorndike als: „the ability to understand and manage men and women, boys and girls – to act wisely in human relation“ (THORNDIKE[45] zitiert in MAYER, SALOVEY & CARUSO, 2008, 505) definiert. Neuere Konzepte beschreiben 'soziale Intelligenz‘ als „Expertise, die Menschen in ihre Erfahrungen mit Aufgaben des Lebens einbringen“ (KIHLSTROM & CANTOR[46] zitiert in KÜHBERGER, 2007, 12). Ihre Theorie definiert folgende interindividuellen Unterschiede: die Wahl der Lebensziele, die sich im Laufe des Lebens ständig aktualisieren, Wissen, welches in sozialen Situationen relevant ist, und Strategien zur Umsetzung von Zielen und Problemlösungen (vgl. KÜHBERGER, 2007, 12f).

Während einige Forscher die Begriffe 'soziale Intelligenz‘ und 'soziale Kompetenz‘ synonym verwenden, sind sie bei Kanning lediglich Teilmenge der 'sozialen Kompetenz‘ und beziehen sich ausschließlich auf kognitive Aspekte (vgl. LENTSCH, 2007, 15).

Diesem Gedankengang folgend ist 'emotionale Intelligenz‘ dementsprechend der affektive Gegenpol.

#### 4.3.2.4 Emotionale Intelligenz

Emotionale Intelligenz ist ein Modell, das ursprünglich von Salovey & Mayer entwickelt wurde. Sie betrachteten dabei emotionale Intelligenz als jene Teilkomponente der sozialen Intelligenz, die sich auf „die Wahrnehmung von und den Umgang mit emotionalen Zuständen“ beschränkt (vgl. NEUBAUER & FREUDENTHALER, 2001, 206).

---

[45] Thorndike, E.L. (1920): Intelligence and its uses. Harper`s Magazine, 140, 227-235.

[46] Kihlstrom, J.F. & Cantor, N. (2000): Social intelligence. In: Handbook of intelligence. Sternberg, R.J. (Ed.). Cambridge University Press. New York, 359-369.

Bekannt wurde der Begriff allerdings durch Goleman, der sich ebenfalls auf den Erziehungswissenschaftler Howard Gardner und seine ‚personale Intelligenz' bezieht. „Gardners 1983 erschienenes Buch *Frames of Mind* war ein Manifest, das die IQ-Denkweise widerlegte; nicht eine einzige monolithische Art von Intelligenz sei entscheidend für den Lebenserfolg, sondern ein breites Spektrum von Intelligenzen mit sieben wesentlichen Spielarten. […] verbale und mathematisch-logische Geschicklichkeit, […] räumliche Fähigkeit, […] das kinästhetische Genie, […] musikalische Gaben, […] ››die personale Intelligenz‹‹, […] und die ››intrapsychische‹‹ Fähigkeit" (GOLEMAN, 1996, 59).

'Personale Intelligenz' ist einerseits als Reaktion auf die rationale Denkweise zu sehen, andererseits ist sie, laut Gardner, was die Wertigkeit betrifft, auf gleicher Ebene zu anderen Fähigkeiten, die Intelligenz voraussetzen. Gardner unterteilte die personale Intelligenz in zwei Bereiche: in eine nach innen gerichtete, intrapersonale Intelligenz und eine nach außen gerichtete, interpersonale Intelligenz. Der „Kern der interpersonalen Intelligenz umfasste die ››Fähigkeiten, die Stimmungen, Temperamente, Motivationen und Wünsche anderer Menschen zu erkennen und angemessen darauf zu reagieren‹‹. Zur intrapersonalen Intelligenz, dem Schlüssel zur Selbsterkenntnis, rechnete er den ››Zugang zu den eigenen Gefühlen und die Fähigkeit, zwischen ihnen zu unterscheiden und sein Verhalten von ihnen leiten zu lassen…‹‹" (GARDENER zitiert in GOLEMAN, 1996, 60f).

Salovey & Mayer sahen die Entwicklung ihres Konzepts als mögliche Ergänzung zur damals traditionell vorherrschenden Zweiteilung der Intelligenzforschung in eine „verbal/propositional intelligence that deals with words and logic and a spatial intelligence that deals with arranging and rotating objects in space" (SALOVEY & MAYER zitiert in MAYER, SALOVEY & CARUSO, 2008, 505).

Nachdem die funktionelle Rolle von Emotionen als Signale (siehe Kapitel 4.3.1) in den 1990er Jahren wissenschaftlich weitgehend anerkannt war und Forscher mit den bisherigen Intelligenz Klassifizierungen unzufrieden wurden, entstand ihr Konzept, welches die Bedeutung von „to reason with emotions" (MAYER et al., 2008, 506) beleuchten sollte (vgl. MAYER, SALOVEY & CARUSO, 2008, 505f).

<u>Das Konzept von Salovey & Mayer</u>

Das Basiskonzept der ‚emotionalen Intelligenz' von den Autoren Salovey & Mayer stammt aus dem Jahr 1990. Ihre Intention war es, verwandte mentale Fähigkeiten zusammenzufassen. So gaben Salovey & Mayer 1990, p.189, folgende Definition für

„emotional intelligence“: „the ability to monitor one`s own and others‘ feelings and emotions, to discriminate among them and to use this information to guide one’s thinking actions“ (MAYER, SALOVEY & CARUSO, 2008, 503). Laut Neubauer & Freudenthaler stützte sich das Konzept auf drei wesentliche Säulen, die anschließend weiter untergliedert wurden. Diese waren:

1. Das Erkennen beziehungsweise das Bewerten und der Ausdruck von Emotionen, wobei sie „selbst und andere“ und „verbal und nonverbal“ differenzierten.[47]
2. Die Regulation von Emotionen, hier wird wieder in „selbst und andere“ unterteilt.
3. Die Nutzbarmachung von Emotionen, welche flexibles Planen, kreatives Denken, gerichtete Aufmerksamkeit, und Motivation inkludiert.

(vgl. NEUBAUER & FREUDENTHALER, 2001, 206f)

Sieben Jahre später modifizierten sie ihr Modell und sprachen nun von einem „tree like diagram“, dessen Äste einen hierarchischen Aufbau haben.

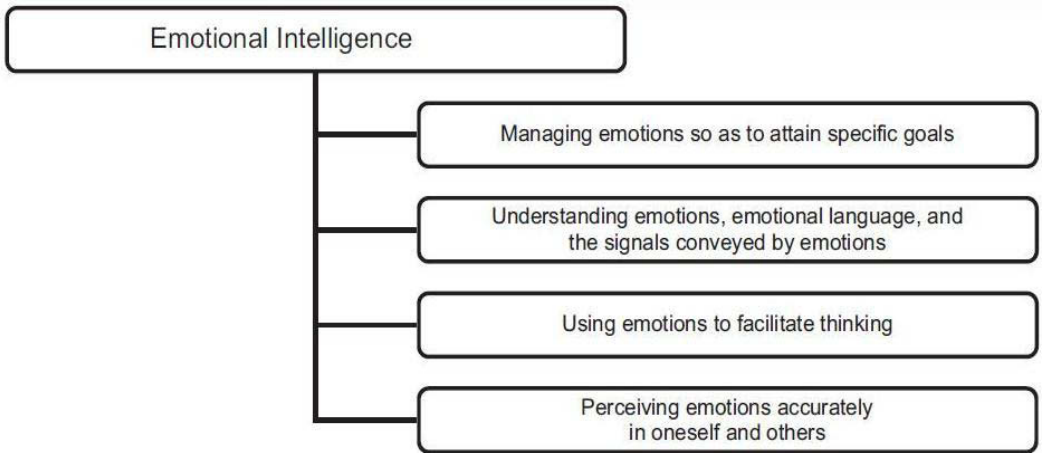



**Abbildung 7: Emotionale Intelligenz nach Mayer & Salovey 1997**

An der Basis steht die grundlegende Fähigkeit „to perceive emotions accurately“, also Emotionen wahrzunehmen und richtig zu deuten. Von dieser Grundlage ausgehend, können dann komplexere Fähigkeiten entwickelt beziehungsweise dem Modell zugeordnet werden. Dieses Modell berücksichtigt sowohl die Phasen der Entwicklung bestimmter

[47] Hier platzieren die Autoren auch Empathie, und zwar als Wahrnehmung und Ausdruck anderer, und stellen diese der nonverbalen gegenüber. Im Gegensatz zu ihrer eigenen Auffassung für die „Sensitivität für Emotionen anderer (Empathie)“ spiegelt diese Zuordnung für mich deren kognitive Sichtweise der Empathie wieder.

Fähigkeiten als auch das steigende Komplexitätsniveau, das vom Wahrnehmen bis zur bewussten Regulation von Emotionen ständig ansteigt (vgl. MAYER, SALOVEY & CARUSO, 2008, 506).

In der bearbeiteten Übersetzung des Salovey & Mayer-Modells aus dem Jahr 1997, von Neubauer und Freudenthaler, wird dies folgendermaßen veranschaulicht:

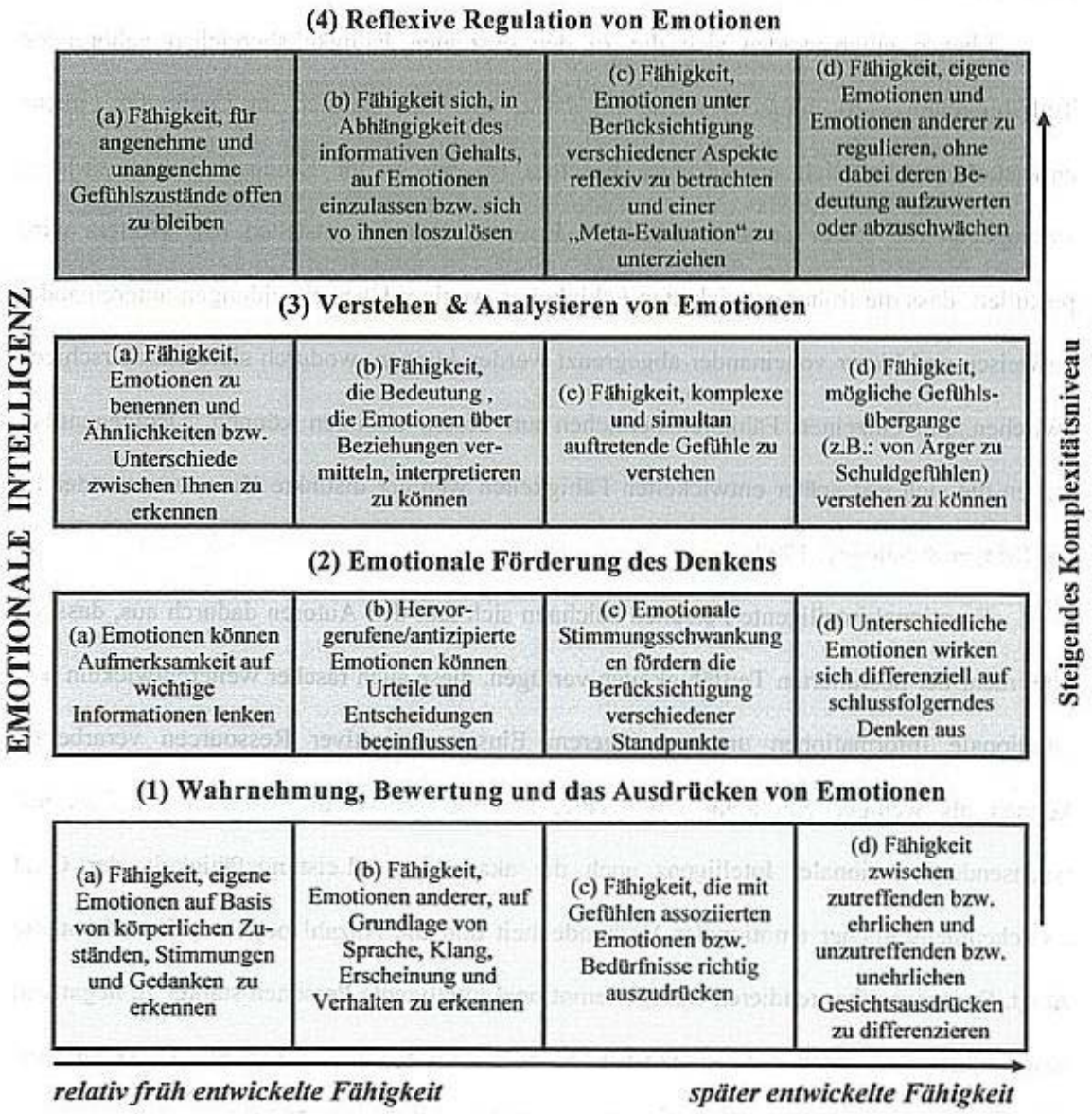



**Abbildung 8: Das modifizierte Konzept der emotionalen Intelligenz nach Mayer & Salovey 1997**

Emotional intelligente Personen sind, laut den Autoren Mayer, Salovey & Caruso, 2004, jene, die viele dieser Fähigkeiten vereinen, sich dadurch auch schneller weiterentwickeln und emotionale Informationen leichter verarbeiten. Sie schreiben, dass mit wachsender

emotionaler Intelligenz die Anzahl und die Tiefe positiver sozialer Kontakte steigt. Ebenfalls sind sie der Ansicht, dass in diesem Zusammenhang eine Verbindung zur akademischen Leistungsfähigkeit besteht und weniger zu selbstzerstörerischem Verhaltensweisen führt (vgl. LEITNER, 2009, 25).

Goleman‘s ‚emotionale Intelligenz‘

Goleman stützt sich bei seinen Ausführungen nicht nur auf die ‘personelle Intelligenz' Gardners, sondern auch auf das Konzept von Salovey & Mayer. In diesem findet er allerdings nicht nur drei Basisfähigkeiten, wie im Konzept aus dem Jahre 1990, oder vier Säulen, wie aus jenem von 1997, im Unterschied dazu zählt Goleman fünf auf (GOLEMAN, 1996, 30ff):

1. Die eigenen Emotionen kennen: Ein Gefühl erkennen, wenn es auftritt, ist für ihn die Grundlage der emotionalen Intelligenz. Wer diese Fähigkeiten besitzt, trifft bewusster Entscheidungen, kommt besser durchs Leben und ist den Emotionen nicht ausgeliefert.

2. Emotionen handhaben: Er schreibt hier von der Angemessenheit von Gefühlen. Die Fähigkeit sich selbst zu beruhigen und dadurch weniger anfällig für belastende Stimmungen zu sein und mit Rückschlägen leichter zurechtzukommen. Schwermut, Angst oder Gereiztheit selbst abschütteln zu können, werden von ihm dabei angeführt.

3. Emotionen in die Tat umsetzen: Hier geht es um Selbstmotivation, Zielstrebigkeit und emotionale Selbstbeherrschung. Die Fähigkeit Gratifikationen hinauszuschieben[48] und sich in den Zustand des Fließens versetzen zu können. Zum Zustand des Fließens äußert sich Goleman so: „Sich auf das Fließen einlassen zu können, ist die höchste Form der Intelligenz; Fließen ist vielleicht das Äußerste, wenn es darum geht, die Emotionen in den Dienst der Leistung und des Lernens zu stellen. Beim Fließen sind die Emotionen nicht bloß beherrscht und kanalisiert,

[48] GOLEMAN bezieht sich auf eine Studie über Gratifikationsaufschub bei Vierjährigen, den er in 1996, auf Seite 109ff beschreibt. Aus dieser geht hervor, dass schon in diesem Alter gut zutreffende Prognosen über das spätere Abschneiden der Kinder als Jugendliche und Erwachsene, deren Erfolg und Leistungserbringung betreffend, möglich sind.

sondern positiv, voller Spannung und auf die vorliegende Aufgabe ausgerichtet. Wer in der Langeweile der Depression oder der Erregung der Angst gefangen ist, der ist vom Fließen ausgeschlossen. […] Es ist ein Zustand, in dem man ganz in dem aufgeht, was man tut, ihm seine ungeteilte Aufmerksamkeit schenkt, wo das Bewußtsein nicht mehr vom Handeln getrennt ist“ (GOLEMAN, 1996, 120).

4. Empathie: Das Wissen, was der andere fühlt ist für Goleman die Grundlage der Menschenkenntnis. Wer seine eigenen Gefühle kennt und Signale anderer richtig zu deuten im Stande ist, ist auch nicht anfällig für Altruismus[49].
5. Umgang mit Beziehungen: Entscheidend für die „Kunst der Beziehungen“, wie er es nennt, ist die soziale Kompetenz[50]. Sie ist die Grundlage für „Beliebtheit, Führung und interpersonaler Effektivität“.

Zusammenfassend stellt Goleman folgendes fest:
„Die emotionale Intelligenz ist eine *Metafähigkeit*, von der es abhängt, wie gut wir unsere sonstigen Fähigkeiten, darunter auch den reinen Intellekt, zu nutzen verstehen. […] Vieles deutet darauf hin, daß Menschen, die in emotionaler Hinsicht geschickt sind – die eigenen Gefühle kennen und sie richtig zu handhaben wissen und die Gefühle anderer durchschauen und erfolgreich mit ihnen umzugehen wissen -, in jedem Lebensbereich im Vorteil sind, seien es Liebesaffären und intime Beziehungen, sei es die Erfassung ungeschriebener Regeln, die man beherrschen muß, um sich in Organisationen durchsetzen zu können. Emotional geschickte Menschen werden auch eher im eigenen Leben zufrieden und erfolgreich sein und die inneren Einstellungen beherrschen, die ihrer Produktivität förderlich sind; wer nicht eine gewisse Kontrolle über sein Gefühlsleben hat, muß innere Kämpfe ausfechten, die seine Fähigkeit zu konzentrierter Arbeit und klarem Denken sabotieren“ (GOLEMAN, 1996, 57).

---

[49] Altruismus: Gegensatz zum Egoismus, Denken und Handeln für anderer Wohl bis zur Selbstaufopferung. (vgl. EISLER, R. – Wörterbuch der Philosophischen Begriffe, http://www.textlog.de/1415.html, vom 25.5.2010). Der Ausdruck ist je nach Autor einmal eher positiv, dann wieder negativ besetzt. In der wissenschaftlich-psychologischen Diskussion geht es immer um das zu viel des Guten und der Begriff ist meist negativ belastet.

[50] „Eine wichtige soziale Kompetenz besteht darin, seine eigenen Gefühle äußern zu können. Die gesellschaftliche Übereinkunft darüber, welche Gefühle man wann zeigen darf, bezeichnet Paul Ekman als ››Vorzeigeregeln‹‹. Zwischen den Kulturen bestehen in dieser Hinsicht ungeheure Unterschiede.“ (GOLEMAN, 1996, 147)

EI ist nicht EI – Eine Sache der Auslegung oder Die Rückkehr in den „sicheren Hafen“ der Wissenschaft

Allein die Tatsache, dass der Begriff ‘emotionale Intelligenz' einerseits die Gefühlsebene andererseits auch die kognitive Ebene beinhaltet, sollte auf eine integrative Auslegung schließen lassen. Schon daraus ergeben sich, wie bereits zwischen den zuvor genannten Begriffen ersichtlich, Überschneidungen mit anderen Bergriffen. Während Salovey & Mayer aus wissenschaftlichen und anwendungsbedingten Überlegungen heraus ihr Konzept der emotionalen Intelligenz möglichst klar von anderen abzugrenzen versuchen, werden bei Goleman diese Ebenen verwischt. So distanzierten sich Salovey & Mayer später von zwei Punkten ihres 1990er Konzepts, „flexibles Planen“ und „kreatives Denken“, welches ihrer Ansicht nach rückblickend viel zu breit angelegt war. Es trug unbeabsichtigt zur Entwicklung von Konzepten bei, die sich zwar ebenfalls 'Emotionale Intelligenz‘ nannten, aber Teile anderer Modelle und Disziplinen mit diesem oder die verschiedene Ebenen vermischten. So fanden sich bei Goleman zum Beispiel „Vertrauenswürdigkeit, Anpassungsfähigkeit, Innovation, Kommunikation und Teamfähigkeiten als emotionale Kompetenzen“ wieder (vgl. MAYER et al., 2008, 504f).

Das populärwissenschaftliche Werk Golemans lenkte zwar die erwünschte Aufmerksamkeit auf das EI-Konzept, hatte aber durch seine Erweiterungen auch eine Reihe von ähnlichen Konzepten zur Folge. Es wird vorgeschlagen, dass „groups of widely studied personality traits, including motives such as the need for achievements, self-related concepts such as self-control, emotional traits such as happiness, and social styles such as assertiveness, should be called what they are, rather than being mixed together“ (MAYER et al., 2008, 514).

Zur klaren Abgrenzung des Konzepts schlagen die Autoren ebenfalls vor, den Begriff 'Emotionale Intelligenz‘ nur noch für Fähigkeiten zu verwenden, die an der Schnittstelle zwischen Emotion und Intelligenz liegen. Im Speziellen solche „limited to the set of abilities involved in reasoning[51] about emotions and using emotions to enhance reasoning“ (MAYER et al., 2008, 514).

Obwohl die Autoren darlegen, dass ein gesundes Individuum sowohl Gedanken als auch Emotionen in ihren psychologischen Prozessen funktional integriert, könnte ihr Modell

[51] Das Verb „to reason“ wird mit „think and draw conclusion logically“ übersetzt und findet seine Entsprechung in den Wörtern „calculate, conclude, recon, think, judge, deduce, infer, surmise“. (Oxford Paperback Dictionary and Thesaurus, eds: HAWKER, Sarah; WAITE, Maurice; Oxford University Press, 2nd edition 2007)

eine rein kognitive Auslegung erfahren, was den ursprünglichen Zielen diametral entgegengesetzt sein würde (vgl. MAYER et al., 2008, 513).
Die Tatsache, dass die gängige Psychologie keine adäquaten Überblicksmodelle im Bereich der mentalen Funktionen bereitstellt, sondern sich mit der bisherigen Repräsentation in kognitiv, affektiv und verhaltensorientiert begnügt, trägt sicher dazu bei, dass vorhandene Konzepte, wenn auch „unwissenschaftlich“, ausgeweitet werden (vgl. MAYER et al., 2008, 512).
Der Unterschied zwischen Forschung, die offensichtlich nicht alle Ebenen des menschlichen Daseins berücksichtigen kann, aber trotzdem, anhand von Modellen, versucht, dieses zu erklären und dem Versuch einer breiten, allgemein verständlicheren, wenngleich auch wissenschaftlich nicht unumstrittenen Erklärung von Alltagsphänomenen, ist hier besonders deutlich festzustellen.

### 4.3.3 Empathie: ein sozialer Faktor in den Konzepten der emotionalen Intelligenz

Aus diesen, für alle Bereiche der menschlichen Interaktion angedachten, Konzepten, die verständlicherweise sehr breit angelegt werden müssen, wird deutlich, dass Empathie einen Teilaspekt in unserem sozialen Leben darstellt. Empathie wird dabei, je nach Autor und Konzept, unterschiedlich gewichtet und es ändert sich deren Definitionsbreite. Das kommt einerseits daher, da der Blickwinkel durch die verschiedene wissenschaftliche Zugehörigkeit der Autoren variiert; andererseits ist dies auch mit der unterschiedlichen zeitlichen Entstehung der Konzepte und den daraus resultierenden divergierenden „Trends“ (siehe Geschichte der Empathie) erklärbar. Einigkeit besteht aber darüber, dass Empathie in unserem Sozialleben und reflexiv auch für die persönliche Entwicklung und das Wohlbefinden von hoher Wichtigkeit ist. Gerade in den Konzepten der emotionalen Intelligenz hat Empathie einen festen Platz, nicht zuletzt daher, da sie auf ihren Grundlagen basiert.
„Die Grundlage der Empathie ist die Selbstwahrnehmung; je offener wir für unsere eigenen Emotionen sind, desto besser können wir die Gefühle anderer deuten. […] Über ihre eigenen Gefühle im Unklaren, sind Alexithymiker nicht minder verwirrt, wenn andere gegenüber ihre Empfindungen zum Ausdruck bringen. Dieses Unvermögen, Gefühle anderer wahrzunehmen, ist ein großer Mangel an emotionaler Intelligenz und ein tragisches Defizit an Menschlichkeit. Denn der psychische Kontakt, der jeder mitmenschlichen Regung zugrunde liegt, beruht auf Empathie, der Fähigkeit, sich

emotional auf andere einzustellen“ (GOLEMAN, 1996, 127). Goleman selbst gibt keine Definition von Empathie, sondern beschreibt ihre Wichtigkeit nur indirekt und lässt den Rahmen dafür offen. Im Gegensatz dazu geben Salovey & Mayer folgende Definition für Empathie: „Laut Salovey und Mayer zeichnet sich die Sensitivität für Emotionen anderer durch die Fähigkeit aus, emotionale Zustände anderer Menschen exakt wahrzunehmen, zu beurteilen, zu verstehen und auf Basis dieser Information emotional sensitiv bzw. empathisch auf die Gefühle anderer Personen zu reagieren. Menschen, die in hohem Maße über die eben beschriebenen Fähigkeiten verfügen, werden im Allgemeinen als warm, authentisch und charismatisch wahrgenommen, wohingegen solche, denen es an der Fähigkeit, sensitiv auf die Emotionen anderer zu reagieren, mangelt, flegelhaft und asozial wirken“ (LEITNER, 2008, 26).

## 4.4 Die Entwicklung von Empathie und prosozialem Lernen

In diesem Kapitel wird anhand mehrerer Studien der entwicklungspsychologische Zusammenhang zwischen der Situation unseres Heranwachsens und unserer Fähigkeit zu Empathie als Erwachsener beleuchtet. Die im Sozialverhalten diskutierten menschlichen Dispositionen stammen zum Großteil aus unseren frühesten Entwicklungsphasen und sind später, da sie in unserem Unterbewusstsein verankert sind und sich ohne unser willentliches Zutun auslösen lassen, sehr schwer zu verändern. Auch wenn allgemein ein gewisses Umlernen und Neulernen auch noch als Erwachsener als möglich erscheint, so werden uns gewisse „Veranlagungen“ schon frühzeitig gleichsam aufgeprägt. Die sozialen und emotionalen Einflüsse auf ein Kind, die zu Empathiefähigkeit und prosozialem Handeln führen, sind vielfältig, und ebenso die Variablen, mit denen es die wissenschaftliche Forschung zu tun bekommt. Es wird also immer viele mögliche Antworten auf diese komplexe Fragestellung und unerschöpfliche Diskussionen das Thema betreffend geben.

### 4.4.1 Das Empathiemodell von Martin Hoffman

Der Entwicklungspsychologe Hoffman veröffentlichte, in Anlehnung an Piaget 1983 ein vierstufiges theoretisches Modell zur Empathie (vgl. VOLLAND, 1995, 9). Es verknüpft altersadäquate Reaktionen prosozialen Verhaltens von Kindern und Jugendlichen mit

kognitiven Verarbeitungsprozessen und schließt daraus auf die Entwicklung von Empathie. Er gliedert den Entwicklungsprozess von Empathie in vier wesentliche Teilabschnitte.

1. Globale Empathie (0-1 Jahre): Das Kind kann in diesem Alter nicht zwischen seinen eigenen Gefühlen und jenen der anderen unterscheiden. Es reagiert auf Emotionen, die es wahrnimmt, die sozusagen im Raum sind, entweder als wären es die eigenen - mit Gefühlsansteckung - oder in Form einer Distress-Reaktion[52], was Hoffman als primär zirkulare Reaktion beschreibt. Ebenso sind für ihn Mimikry, klassische Konditionierung und direkte Assoziation, letztere ist eine Erweiterung der klassischen Konditionierung, als auslösende Mechanismen denkbar (vgl. DAVIS, 1994, 37f).
2. Egozentrische Empathie (1-2 Jahre)
   Das Kind lernt durch Entwicklung der Objektpermanenz langsam zwischen sich und anderen zu unterscheiden. Es erkennt auch die Notlage des anderen als von sich getrennt (vgl. VOLLAND, 1995, 10), aber die Mittel der Hilfestellung sind nicht immer adäquat, da die Fähigkeit zur Rollenübernahme noch fehlt. So bringt zum Beispiel ein 18 Monate alter Bub seine eigene Mutter zu einem anderen weinenden Kind, obwohl dessen Mutter auch anwesend ist (vgl. MARVALICS, 2005, 23).
3. Empathie für die Gefühle eines anderen (3-10 Jahre)
   Im Alter von zwei bis drei Jahren kann ein Kind zwischen seinen eigenen Gefühlen und denen der anderen unterscheiden. Durch die Entwicklung der Sprache und des dadurch auch vermehrten Bewusstseins der Symbolik des Ausdrucks anderer, kann es komplexere Situationen „lesen“ und empathisch immer besser darauf reagieren. Zu den Auslösemechanismen, wie Mimikry, der klassischen Konditionierung und der direkten Assoziation tritt noch die sprachliche Assoziation, hinzu. Ebenfalls schreibt Hoffman in diesem Zusammenhang von der Fähigkeit zur Rollenübernahme (vgl. DAVIS, 1994, 44).

---

[52] Eine Distress-Reaktion wird dadurch charakterisiert, dass die Aufmerksamkeit beim Unglück des anderen bleibt und dadurch ein Gefühl innerer Anspannung und Unruhe empfunden wird, das aber nicht unbedingt dem tatsächlichen Gefühl des anderen entspricht, also keine Gefühlsübertragung ist. Es gibt die Unterscheidung in Distress-Abwendung und in Distress-Zuwendung (vgl. VOLLAND, 1995, 6ff). „Es scheint also Bedingungen zu geben, in denen die Distanzierung von der Emotion des Anderen nicht mehr gelingt und in denen man auf sich selbst zentriert bleibt. […] Es geht dann in erster Linie darum, daß man gegen den Impuls ankämpft, für den Anderen etwas zu tun, nicht aber, daß man das Unbehagen abwehrt, das man für sich selbst empfindet“ (BISCHOF-KÖHLER 1989, 160). Es kann also auch nicht von Empathieabwehr gesprochen werden.

4. Empathie für die Lebenssituation eines anderen (10 Jahre – Erwachsener)

   Dies ist die letzte erreichbare Stufe in diesem Modell. Durch die fortschreitende Entwicklung der eigenen Identität wird es dem Kind, dem Jugendlichen und dem Erwachsenen möglich, Zusammenhänge zu verknüpfen oder Gefühlsäußerungen zu differenzieren. Auch können zeitlich längere Gefühlslagen der anderen Person als solche erkannt und auf sie eingegangen werden. Nicht nur auf aktuelle Gefühlsausdrücke des Gegenübers wird Bezug genommen, sondern auch die zuvor abgespeicherten oder ambivalenten Emotionen sind für die Empathiereaktion bedeutsam (vgl. DAVIS 1994, 44f).

   Kinder sind dann in der Lage soziale Konzepte zu entwerfen, und das Mitleid kann sich auf ganze Gruppen von Menschen, wie zum Beispiel „Arme“, erstrecken (vgl. VOLLAND, 1995, 10).

| AGE | MOST LIKELY MODES OF AROUSAL | COGNITIVE SENSE OF OTHERS | EMPATHIC RESPONSE |
|---|---|---|---|
| 0-1 YEAR | Primary Circular Reaction<br>Motor Mimicry<br>Classical Conditioning<br>Direct Association | Fusion of self and other; no clear self-other distinction | Global empathic distress; shared negative affect; unclear whether self or other is distressed |
| 1-2 YEARS | Motor Mimicry<br>Classical Conditioning<br>Direct Association | Person permanence attained; internal representations of self and other | Sympathetic distress (sympathy) now possible as self-other distinction is clear; attempts to help other are often inappropriate due to lack of role-taking skill |
| 3-10 YEARS | Motor Mimicry<br>Classical Conditioning<br>Direct Association<br>Language-mediated Association<br>Role Taking | Increasingly complex role taking develops | Increased role-taking skill leads to more sophisticated empathizing with multiple and sometimes conflicting affects; helping becomes increasingly appropriate |
| 10-ADULT | Motor Mimicry<br>Classical Conditioning<br>Direct Association<br>Language-mediated Association<br>Role Taking | Person identity is achieved; continuity of others across situations and time | Most advanced empathizing is now possible; can look beyond situational cues to life conditions; can empathize with abstract categories |

**Abbildung 9: Das Modell von Hoffman**

Dieses Modell kann aber, Kritikern zufolge, nicht klären, warum manche Menschen empathischer sind als andere, oder was die entscheidenden Faktoren in der Sozialisation

des Kindes hin bis zum Erwachsenen sind. Es beschreibt auch nicht, in welcher Weise sich interindividuelle Unterschiede unserer Entwicklung von Empathie auf das prosoziale Verhalten auswirken (VOLLAND, 1995, 11). Ebenfalls kritisiert wird das Beschränken des Modells auf rein kognitive Fertigkeiten, um die nächste Entwicklungsstufe zu erreichen (vgl. VOLLAND 1995, 10f).

Hoffman geht davon aus, dass die Fähigkeit zur Empathie mit jener der Rollenübernahme einhergeht. Er setzt also, in kognitivistischer Art der Betrachtung, voraus, dass eine Person die Gefühle des anderen kennt und diese auch versteht, um empathisch zu sein. Dies wird von der Entwicklungspsychologie jedoch abgelehnt, da, auch schon in einem Alter von 1-2 Jahren Frühformen empathischen Verhaltens zu beobachten sind.

### 4.4.2 Bindungstheorien

#### 4.4.2.1 Mutter-Kind-Bonding nach Joseph Chilton Pearce

Pearce gibt unter dem Titel „Mutter-Kind-Bonding“ einen Einblick in jene grundlegenden Zusammenhänge und der tiefen Verbindung, die sich für Mutter und Kind, beginnend von einem vorgeburtlichen Zeitpunkt bis zur Selbständigkeit des Kindes ergeben.

Schon im Mutterleib teilt das Kind die Emotionen seiner Mutter auf hormoneller Basis, hat ihren Herzschlag, ihre Atmung sowie Bewegungen als Stimulanz, nimmt Geräusche wahr etc. In dieser Umgebung bilden sich mit dem Wachstum ebenso Neural- und Gehirnstrukturen, wie auch das Sprachenlernen, welches im siebenten Monat „in utero“ beginnt.

Unmittelbar vor der Geburt werden im Kind Adrenalin-Hormone freigesetzt, die verschiedenste Aufgaben erfüllen, um das Kind bestmöglichst auf die bevorstehenden Strapazen vorzubereiten. Sie mobilisieren den Körper, produzieren einen Wachstumsschub im Gehirn welches Neuralfelder für die zukünftigen Anpassungen bereitstellt, und halten den Informationsfluss zur Mutter aufrecht. Dies geschieht solange, bis der Geburtsvorgang mit dem Bonding, direkt im Anschluss an den Austritt des Kindes aus dem Mutterleib, an der Brust der Mutter abgeschlossen wird. Der unverzügliche Körperkontakt des Kindes mit der Mutter ist deshalb so wichtig, da er jene Sinne aktiviert, die im Uterus nicht erweckt werden konnten. Alle Säugetiere haben den Instinkt, ihre Jungen nach der Geburt am ganzen Körper abzulecken, was den Kontakt und die Beziehung zwischen Mutter und Kind weiter festigt. Dabei wird das Retikularsystem vervollständigt und die geburtsbedingte Stresshormonausschüttung eingestellt. Bleibt jedoch die stressbedingte

Hormonausschüttung über einen längeren Zeitraum aufrecht, zum Beispiel, wenn die Mutter und das Kind getrennt werden, wie es in den meisten Spitälern noch bis in die 1980er Jahre üblich war, erfolgt wegen der Überproduktion eine Schockreaktion, die zur Freisetzung von Opiaten im Gehirn und zu irreparablen Folgen für die Entwicklung des Kindes führt.

Der nächste Bindungsvorgang ist das Stillen, welches zusätzlich den Geschmackssinn stimuliert. Die menschliche Milch, die im Gegensatz zu anderen Säugern, nicht sehr reichhaltig ist, führt zu oftmaligem Stillen, was biologisch auch den zusätzlichen Hautkontakt als Ziel haben könnte. Unmittelbare Auswirkungen eines nicht erfolgten Hautkontakts sind: eine eingeschränkte Sinnesaufnahme, behinderte Muskelbewegungen, Lerndefizite und emotionale Störungen. Forschungen ergaben, dass „Brustkinder“ weit mehr Neuralfelder entwickeln, welche von der Mutter aktiviert und stimuliert werden, und dadurch intelligenter sind als sogenannte „Flaschenkinder“. Brustkinder leiden im Gegensatz zu Flaschenkindern nicht unter „Trennungsangst“ oder „psychologischer Verlassenheit“ (vgl. PEARCE, 1994, 145ff).

Angesichts der Tatsache, dass nahezu ganze Generationen mit „Kunstmilch“ aus der Flasche großgezogen wurden und werden, kann man sich die riesige Anzahl von Erwachsenen, die solcherart psychisch und emotional in ihrer Entwicklung und Wahrnehmung verstümmelt in der westlichen Welt ihr Dasein fristen, lebhaft vorstellen. Kein Wunder also, dass sich dies auch auf die Seele auswirkt, was zum derzeitig bemerkbaren massiven Anstieg von psychotherapeutischer Nachfrage geführt haben könnte.

Soweit also zu der Wichtigkeit der ersten Mutter-Kind-Bindungen. Viele weitere Beziehungsbindungsfaktoren werden im Verlauf der folgenden kindlichen Entwicklungsjahre hinzutreten, wie auch die nächsten Kapitel zeigen werden.

#### 4.4.2.2 Die Bindungstheorie von Mary D. Salter Ainsworth

Es wird davon ausgegangen, dass die sozio-emotionale Entwicklung des Kindes, von folgenden hierarchisch geprägten Verknüpfungen abhängt: der sozialen Struktur, in der das Kind aufwächst. Diese ist von der Kultur und Schicht der Eltern abhängig. Letztere spiegeln dem Kind auch die sozialen Erwartungen dieser Umgebung im Erziehungsverhalten wider. Daraus ergeben sich auch Unterschiede auf der Beziehungsebene und deren Qualität. Diese Interaktionen mit den Bindungspersonen,

zumeist die Eltern, haben großen Einfluss auf die Entwicklung von Empathie und prosozialem Verhalten des Kindes. So steht zum Beispiel die Qualität der Mutter-Kind-Beziehung in eindeutigem Zusammenhang mit späteren Dispositionen des Kindes, seine eigene Interaktionsbereitschaft und Bindungsfähigkeit betreffend (vgl. VOLLAND, 1995, 2ff).

Durch die Unterschiede des individuell Erlebten und Erlernten entwickelt jeder Mensch spezifische Muster. Die Bindungstheorie, in den 1970er Jahren von John Bowlby gegründet und durch empirische Forschungen von Mary D. Salter Ainsworth weiterentwickelt wurde, spricht hier von „emotionaler Organisation", welche in einem „theoretischen Zusammenhang" mit den „Arbeitsmodellen vom Selbst und vom anderen" steht. Sozio-emotionale Erfahrungen, die ein Individuum mit seiner Bindungsfigur macht werden als Arbeitsmodelle verinnerlicht. Diese werden ständig erneuert und durch komplexere ersetzt. Sie enthalten als mentale Repräsentationen affektive und kognitive Komponenten und sind aktiv an der Verhaltensregulation, also an der Konstruktion der Wirklichkeit, des Individuums beteiligt (vgl. VOLLAND, 1995, 17f).

Diese stellen „internalisierte Repräsentanzen der sozio-emotionalen Erfahrungen eines Kindes mit seinen primären Bezugspersonen" dar. Unterschiede in den individuellen Arbeitsmodellen der Kinder sind empirisch schon im Alter von einem Jahr nachweisbar. Die Bindungstheorie geht davon aus, dass die Aufrechterhaltung der Kommunikation zwischen Eltern und Kind, also das Aufrechterhalten eines gewissen Grads an Nähe, der Arterhaltung dient. Jedes Kind entwickelt demnach phylogenetisch determiniert eine Bindung[53] zu mindestens einer Bezugsperson. Dieses Verhalten ist „umweltstabil", während die Qualität der Bindung jedoch „umweltlabil" ist. Je nach „frühkindlichen Erfahrungen von unterschiedlicher Zuwendung" und Verfügbarkeit der Bindungsfigur, erfährt das Kind ein unterschiedliches Ausmaß an Sicherheit in seiner Beziehung zur Bindungsfigur. Eine Bindungsfigur, die feinfühlig ist, wird Gefühlsäußerungen ihres Säuglings stets beantworten. Eine nicht feinfühlige Bindungsfigur wird sie ignorieren oder zurückweisen. So lassen sich drei verschiedene Bindungsqualitäten empirisch in „sicher", „unsicher-vermeidend", und „unsicher-ambivalent" unterscheiden. Dies ist auch an kulturspezifische Sozialisationsbedingungen verknüpft. So konnten Länder und Kontinent

[53] „'Bindung' ist ein hypothetisches Konstrukt und bezeichnet die besondere Beziehung zwischen einem Individuum und einer unterschiedenen anderen Person." (AINSWORTH, 1972, zitiert in VOLLAND, 1995, 13)

bezogene Unterschiede in der generellen Tendenz zu einer Bindungsart festgestellt werden (vgl. VOLLAND, 1995, 5f und 12ff).

Es wird davon ausgegangen, dass „eine sichere Bindung nicht nur ein Arbeitsmodell einer feinfühligen Bindungsfigur und ein hohes Selbstwertgefühl beim Kind impliziert, sondern darüber hinaus das Kind selbst zur Empathie befähigt“ (SROUFE & FLEESON[54] zitiert in VOLLAND 1995, 20).

In dieser 'dyadischen Ordnungsstruktur‘ bildet das Kind seine Grundmuster bezüglich Einstellungen, Gefühlen und Erwartungen aus. Hier wird der Grundstein für einen Teil des späteren Selbst gelegt, welches in Folge aktiv die Informationen aus der Umwelt selektiert und interpretiert. Sie werden also in die 'individuelle Ordnungsstruktur‘ übernommen, sind zwar nicht unveränderbar, aber sehr stabil (vgl. VOLLAND, 1995, 20ff).

Da es gleichsam unser Selbst wird, glauben wir es auch wirklich zu sein. Hier liegt die Tragweite unserer frühen Beziehungserfahrungen. Unsere ganze Persönlichkeit ist von ihnen gestaltet. In Bezug auf die Fähigkeit zur Empathie bedeutet das folgendes: „Kinder, die die Fähigkeit zu emotionaler Integrität und Kohärenz entwickelt haben, zeigen beim Unglück einer anderen Person ein stimmiges Verhalten. Die durch das Unglück der anderen Person ausgelösten Gefühle werden auf die externen Ursachen zurückgeführt, akzeptiert und durch prosoziales Verhalten gelöst“ (VOLLAND, 1995, 22).

Andere hingegen zeigen kein stimmiges Verhalten, es kommt zu einer „Distress“-Reaktion, und die eigenen Gefühle können nicht durch prosoziales Verhalten gelöst werden (vgl. VOLLAND, 1995, 22).

Wie später noch in dem Kapitel „Der Mensch und seine Naturbeziehung in Verbindung mit Umwelt- und sozialen Aspekten“ (6.3.4) erläutert wird, lassen sich all diese gerade beschriebenen Verhaltensreaktionen, die eng mit dem Bindungsverhalten verknüpft sind, auch anhand der Beziehung zu naturräumlichen Elementen, Orten oder Landschaften beobachten und auf sie übertragen.

### 4.4.3 Bischof-Köhler – eine Meinung aus der Entwicklungspsychologie

Die individuelle Reaktionsbereitschaft des eineinhalb bis zweijährigen Kindes korreliert positiv mit einem induktiven, einfühlsamen Bindungsverhalten oder Erziehungsstil (vgl.

---

[54] Sroufe, L.A. & Fleeson, J. (1986): Attachment and the construction of relationships. In: Hartup, W.W. & Rubin, Z. (Eds.): Relationships and development. Hilsdale, N. J.: Erlbaum, 51-71.

BISCHOF-KÖHLER, 1989, 153f als auch VOLLAND, 1995, 22 wobei sich beide auf eine Studie von ZAHN-WAXLER et al. 1979 beziehen). So zeigen Kleinkinder Reaktionen auf den „Ausdruck emotionalen Unbehagens bei anderen Personen mit Zeichen des Mitgefühls und mit Aktionen, die tröstenden und helfenden Charakter haben“ ihr Empathievermögen (vgl. BISCHOF-KÖHLER, 1989, 17).

Bischof-Köhler sieht auch eine Verbindung zwischen Objektpermanenz, Selbsterkennen und Empathie. Die Ausbildung des Selbsterkennens der Kinder ist, laut ihren Ausführungen, reifungsabhängig. Sie spricht von einem Zeitraum im Alter vom 16. bis zum 24. Monat. Die Unterschiede scheinen einerseits durch anlagebedingte Verschiedenheiten im Entwicklungstempo, als auch andererseits durch Umwelteinflüsse bedingt zu sein. Zu diesen gehören, neben der Förderung der Lernerfahrung, die jedoch, laut Ansicht der Autorin, nur einen geringen Stellenwert besitzt, vor allem Einflüsse mit „alimentarem Charakter“ wie Ernährung, ausreichend Schutz, ein wohlwollendes soziales Klima und einfühlsame Zuneigung. Die Ausbildung des Selbstkonzeptes eines Kindes tritt zwar zu verschiedenen Zeitpunkten des Kindes auf, aber immer im selben Altersabschnitt, und ist zudem auch noch kulturell unabhängig. Sie kann als Voraussetzung für Empathie gesehen werden, da Empathie in der Studie von Bischof-Köhler nie auftrat, bevor sich ein Kind nicht im Spiegel selbst erkannt hat. Die Autorin betont aber, dass die Fähigkeit zur Empathie nicht automatisch empathisches Handeln impliziert. Ebenfalls interessant ist ihr Verweis auf eine Studie von Lewis et al. 1985, die feststellte, dass 'unsicher gebundene‘ Kinder im Ainsworthschem Sinn (siehe oben) sich etwas früher erkennen als jene 'sicher gebundenen‘. Es wäre also auch möglich, dass sich Empathiefähigkeit zu früh ausbildet und deshalb Formen des Ausdrucks findet, die nicht als empathische Reaktion im eigentlichen Sinn gedeutet werden können (vgl. BISCHOF-KÖHLER, 1989, 148ff).

Zusammenfassend ist zu sagen, dass in dieser Altersstufe durch die Ausbildung eines Selbstkonzeptes erstmals die Möglichkeit zu Empathiefähigkeit gegeben ist. Sowohl durch Umwelteinflüsse als auch durch den Bindungsstil hat eine bereits von außen feststellbare entscheidende Prägung des prosozialen Verhaltens und somit auch der Empathie stattgefunden. Dies konnte auch durch die Studie von Volland bestätigt werden. Die von Volland untersuchte Mutter-Kind-Beziehung wirkte sich sowohl aktuell bei der Untersuchungsgruppe der Zwei- bis Dreijährigen als auch auf die Empathieentwicklung des Kindes deutlich aus. Während der direkte Einfluss durch die aktuelle Mutter-Kind-Beziehung danach wieder abnahm, zeigte sich schon bei fünfjährigen die zuvor

stattgefundene Prägung im Empathieverhalten: „Kinder aus einer Dyade mit *niedriger Mutter-Kind-Beziehungsqualität mit 2 und/oder 3 Jahren*, zeigten mit 5 Jahren weniger Empathie und eher weniger intensives prosoziales Verhalten, *auch wenn* die Mutter-Kind-Beziehungsqualität von 3 nach 5 bzw. von 2 nach 5 *Jahren zunahm*“ (VOLLAND, 1995, 91).

Bischof-Köhler schreibt davon, dass Grundemotionen bereits im ersten Lebensjahr reifen, komplexere hingegen erst später. So sind Schuld, Scham, Verlegenheit und Stolz erst nach der Ausbildung eines Selbstkonzeptes in der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres zu beobachten. Sie geht davon aus, dass Perspektivenübernahme, mit der Einschränkung des wohlmeinenden Versuchsaufbaus, schon in einem Alter von zwei bis drei Jahren nachweisbar ist.

Bischof-Köhler unterscheidet in ihrem Modell zwischen zwei Möglichkeiten der Empathieentstehung: „[…] die *situationsvermittelnde* Empathie, die über Perspektiveninduktion zu emotionaler Teilhabe führt, und die *ausdrucksvermittelte* Empathie, die auf dem Mechanismus der Gefühlsansteckung aufbauen kann“ (BISCHOF-KÖHLER, 1989, 161).

Beide Formen sind vom jeweiligen entwickelten bzw. geprägten Selbstkonzept abhängig und bei empirischen Versuchen ist die Art der Entstehung nicht zu unterscheiden.

1. Die ausdrucksvermittelte Empathie: „Aufbauend auf dem phylogenetisch alten Mechanismus der Gefühlsansteckung kann Empathie resultieren, sobald ein Selbstkonzept ausgebildet ist, das die Unterscheidung von Ich und Anderem auf der Vorstellungsebene ermöglicht. Damit ist die kognitive Voraussetzung dafür erfüllt, das eigene mitempfundene Gefühl des Anderen zu erkennen und daraus Aufschluß über seine emotionale Verfassung zu gewinnen“ (BISCHOF-KÖHLER, 1989, 57).
   Der Auslösemechanismus ist dabei angeboren und erzeugt unmittelbar das entsprechende Gefühl im Beobachter (vgl. BISCHOF-KÖHLER, 1989, 55).
2. Die zweite Möglichkeit besteht in der situationsvermittelten Empathie durch identifikatorische Teilhabe und durch Perspektiveninduktion. In diesem Prozess wird die Situation wahrgenommen, in der sich ein anderer befindet, und er baut nicht auf bereits phylogenetisch bestehendes auf. Als Grundvoraussetzung dient die

Fähigkeit zur synchronen Identifikation[55]. Sie verändert die Art und Weise, wie der andere wahrgenommen wird. Kennzeichnend ist dabei, dass „zwei gleichzeitig gegebene Sachverhalte als dasselbe erfahren werden“ Sie ist „Voraussetzung für die Zuordnung der Phantasievorstellungen zu den Wahrnehmungsgegebenheiten“ (BISCHOF-KÖHLER, 1989, 59).

Dies ist für die Symbolbildung und daher für die Sprachentwicklung von entscheidender Bedeutung. Die synchrone Identität erweitert sich schließlich auch auf Beziehungen von Wahrnehmungsgegebenheiten aus. Die praktische Bedeutung davon ist, dass der andere erstens als wesensverwandt gesehen wird und zweitens in einer Schicksalseinheit, als mit dem Beobachter verbunden wahrgenommen wird. „Was dem Anderen widerfährt, erlebt man dann, als wäre man selbst betroffen“ (BISCHOF-KÖHLER, 1989, 60).

Das „Sich-in-die-Lage-des-Anderen-versetzt-Fühlen“ bezeichnet Bischof-Köhler als 'Perspektiveninduktion‘[56]. Das Individuum reagiert hier also emotional empathisch auf eine Fremdsituation, weil kognitive Mechanismen, die dem Selbstkonzept zugrundeliegen, eine Identifikation mit dem anderen möglich machen und Perspektiveninduktion bewirken (vgl. BISCHOF-KÖHLER, 1989, 61f).

„Das Selbstkonzept hat bei der situationsvermittelnden Empathie […] zwei Funktionen zu erfüllen. Einerseits dient es als Identifikationspol und bildet so gewissermaßen einen Pfeiler für die Brücke der Perspektiveninduktion und damit für die empathische Teilhabe an der Situation des Anderen. Andererseits ermöglicht es […], wie bei der ausdrucksvermittelten Empathie, das eigene Erleben von dem des Anderen abzugrenzen, wodurch das mitvollzogene Gefühl die Färbung erhält, sich eigentlich auf die Situation des Anderen zu beziehen“ (BISCHOF-KÖHLER, 1989, 62).

In Bezug auf die Rolle von Empathie verbunden mit der Ausbildung sozialer Verantwortlichkeit stellt Bischof-Köhler folgendes fest: Kleinkinder verfügen mit der Empathie über eine soziokognitive Kompetenz, die ihnen entsprechend ihres

---

[55] Mit Identifikation ist hier nur der Wahrnehmungsakt gemeint, nicht jener der Psychoanalyse „sich einem Anderen anzugleichen, seine Haltungen und Wertvorstellungen zu übernehmen“(vgl. BISCHOF-KÖHLER, 1989, 58f).

[56] „Es ist nicht zu verwechseln mit dem rational akzentuierten Sich-in-die-Lage-des-Anderen-'Hineindenken‘, wie es den kognitiven Prozeß charakterisiert, den man *Perspektivenübernahme* nennt. Perspektiveninduktion durch identifikatorischen Mitvollzug der Situation eines Anderen erfolgt unmittelbar und setzt nicht erst die bewußte Überlegung voraus, wie man sich denn fühlen würde, wenn man an seiner Stelle wäre“ (BISCHOF-KÖHLER, 1989, 61).

Entwicklungsniveaus Wissen über die emotionale Verfassung eines anderen vermittelt. Sie sieht die moralische Verantwortlichkeit in der Empathie verwurzelt. Für sie ist Empathie eine Basis, auf der Sozialisation aufbauen kann. „Der Erziehung zu prosozialer Gesinnung und sozialer Verantwortlichkeit kommt mit der Empathie also eine im Kind angelegte und sich spontan entfaltende Disposition entgegen. Wenn die Sozialisation diese allerdings nicht in angemessener Weise fördert, kann sie verkümmern oder in falsche Kanäle geleitet werden. Dann freilich mag es geschehen, daß die Empathie ihre prosoziale Potenz nicht entfaltet oder sogar zur Basis für antisoziale Verhaltensformen wird“ (BISCHOF-KÖHLER, 1989, 169).

### 4.4.4 Der Aspekt der Lernerfahrung

Es kann also zusammenfassend gesagt werden, dass Bindungen zu Bezugspersonen und das von ihnen „erlernte“ Verhalten für unser späteres Sozialverhalten ausschlaggebend ist. Ob nun Emotionsregelung oder Empathie als Kompetenz dargestellt werden oder nicht, es scheint eine grund-menschliche Veranlagung zu geben, die durch unser Umfeld, gefördert wird. Die Richtung der Förderung, und ich meine hier nicht „Förderung“ im pädagogischen Sinn, hat entscheidende Auswirkungen auf unser Leben und die Art und Weise unsere Umwelt wahrzunehmen. Der Harvard-Pädiator B. Barzelton[57], der die Auswirkungen frühester emotionaler Muster über die Schulkarriere der Kinder bis zum Erwachsenendasein verfolgt hat, kommt zu folgendem Schluss. „*Ein Kind, das seine Aufmerksamkeit nicht fokussieren kann, das argwöhnisch, statt vertrauensvoll, traurig, oder wütend statt optimistisch, destruktiv statt respektvoll ist, ein Kind, das von Ängsten heimgesucht, von schreckenerregenden Phantasien besessen und generell mit sich unzufrieden ist – ein solches Kind hat insgesamt wenig Chancen, ganz zu schweigen von gleichen Chancen, die Möglichkeiten der Welt für sich selbst in Anspruch zu nehmen*“ (BARZELTON zitiert in GOLEMAN, 1996, 247).

Diese Aussage macht deutlich, dass alle Lebensaspekte davon betroffen sind, auch wenn der Mensch die Fähigkeit hat, vieles zu kompensieren, und Auswirkungen dieser inneren Belastung in seiner Umgebung oder in seinem sozialen Umfeld sich nur in punktuellen Defiziten, sei es schulisch oder beruflich, zeigen. Barzelton listet sieben Aspekte auf, deren unterschiedlichen, persönlichen Ausprägungen schon im Vorschulalter feststellbar sind,

---

[57] Harvard-Pädiator Bary Barzelton aus „*Heart Start: The Emotional Foundation of School Readiness*“, National Center for Clinical Infant Programs, 1992.

auf spätere schulische Leistungen und Berufserfolge schließen lassen und für ihn vorrangige Bedeutung besitzen:

1. gefühltes Selbstvertrauen auf seinen Körper und auf Unterstützung von außen
2. Neugier, dass entdecken Freude bereitet.
3. Intentionalität, im Sinne von dem Wunsch und auch dem Gefühl, etwas zu können oder etwas zu bewirken.
4. Selbstbeherrschung – das Gefühl innerer Kontrolle und Kontrolle über das eigene Handeln
5. Verbundenheit - sich auf andere oder anderes mit Gefühl und gegenseitigem Verständnis einzulassen
6. Kommunikationsfähigkeit – Freude am verbalen Austausch. Auch wenn sich Barzelton hier auf verbales beschränkt, geht die Kommunikationswissenschaft von 70-90 Prozent nonverbalen Mitteilungen zwischen Menschen aus.
7. Kooperationsbereitschaft – Die Fähigkeit zu gemeinschaftlicher Abstimmung, Aktivitäten und Bedürfnisse betreffend.

(vgl. GOLEMAN, 1996, 245)

Dies soll der Veranschaulichung dessen dienen, was in der Empathieforschung sozusagen unerforscht, mit einem ungewissen Fragezeichen versehen ist, nämlich die Frage der Empathieentwicklung als Jugendlicher und Erwachsener und in weiterer Folge die Frage, warum und wann Menschen die verschiedenen höheren Stufen, wie sie zum Beispiel im Salovey-Mayer-Empathiemodell dargestellt werden, erreichen. Emotionales Lernen und in weiterer Folge auch unsere Fähigkeit zu Empathie beginnt mit unserem Eintritt in unser Leben und endet mit unserem Tod. Die unterschiedlichen Ausgangsbedingungen und weitere Lebenswege beeinflussen den Zeitpunkt und die Stufe des Erreichbaren.

### 4.4.5 Einflüsse tierischer Begleiter

An dieser Stelle sei ein weiterer Aspekt in der Betrachtung mit erwähnt, der ebenso mit der Entwicklung unserer Emotionen und mit Empathie in direktem Zusammenhang steht. Einerseits kann er als Teil unseres Lebens und unserer Entwicklung gesehen werden, andererseits zeigt er eine Möglichkeit auf, diese gezielt zu beeinflussen, und ist eine Ausweitung des wissenschaftlich eher eng gefassten Begriffs der Empathie. Es geht dabei um den Einfluss von Tieren auf Emotionsregelung und Empathiefähigkeit des Menschen.

Die Kommunikation zwischen Tier und Mensch geschieht hauptsächlich auf der Fähigkeit beider Partner, die Mimik, Gestik sowie die Körperhaltung richtig zu deuten. Die Sprache tritt bis auf die Stimmmodulation in den Hintergrund (vgl. MAYR, 2007, 29).
Die nonverbale Kommunikationsfähigkeit wird durch den Kontakt mit Tieren gesteigert (vgl. GEBHARD, 2009, 136).
Gerade diese Gabe ist eine Voraussetzung für das Gelingen eines empathischen Beziehungsaufbaus.
Die Beziehung zwischen Mensch und Tier lehrt Authentizität und verbessert die Abstimmung zwischen innerem Erleben, Bewusstsein und Kommunikation (vgl. OLBRICH[58] zitiert in GEBHARD 2009, 136).
Die emotionale Stimmigkeit, die das Tier über die Notwendigkeit einer nonverbalen Interaktion einfordert, trainiert die Authentizität innerhalb des Automatismus einer inneren Bewusstseinslage mit einer äußeren Handlung. Hier wird ein wichtiger Aspekt von Empathie gleichsam verinnerlicht.
Wer nonverbales Verhalten von Tieren verstehen lernt, dem fällt es auch leichter, den Ausdruck und die Bedürfnisse von Menschen besser zu erkennen. Poresky & Hendrix[59] konnten, bei Untersuchungen von Kindern im Alter von drei bis sechs Jahren, bereits nachweisen, dass jene Kinder mit Tierbindung in der Interaktion mit Menschen kompetenter waren als jene ohne. Kinder mit enger Tierbindung erreichten auch höhere Empathiewerte als andere Kinder der Vergleichsstudie (vgl. MAYR, 2007, 33 oder GEBHARD, 2009, 136).
Gerade bei der Interaktion entsteht auf vielen Ebenen eine neue Qualität der Kommunikation und der Aufmerksamkeit. Durch die Körperlichkeit dieser Begegnung ist die Beziehung direkt und lebendig. Emotionen werden durch das Tier unverfälscht zum Ausdruck gebracht und auch unverschleiert „gelesen“. Desweiteren finden Kinder in der Begegnung mit Tieren Sicherheit, Zuwendung und Trost ohne automatisch mitgelieferte gesellschaftlich normierte Wertung (vgl. MAYR, 2007, 31).
Tiere im Allgemeinen und Haustiere im Besonderen tragen zur Gemütsentwicklung von Kindern ebenso bei wie auf deren Entwicklung des Sozialverhaltens (vgl. MAYR, 2007, 33).

---

[58] Olbrich E. (2000, 26), ohne nähere Angaben
[59] Poresky, R.H., Hendrix, Ch.: Differential Effects of Pet Presence and Pet-Bonding on Young Children. In: Psychological Reports 67, 1990, 51-54

Das lässt den Schluss zu, dass sie auch die Fähigkeit zur Empathie früher und besser entwickeln als Kinder ohne Tierkontakt, und infolge des „besseren Starts“ auch leichter und wahrscheinlich auch schneller höhere Stufen der Empathie erreichen als andere Menschen. Auch Mayr erkannte in ihrer Studie „signifikante Zusammenhänge zwischen der sicheren Bindung zum Haustier mit der Emotionskontrolle, was bedeutet, dass Kinder mit Haustieren ihre Emotionen eher ausdrücken, und dem Empathievermögen“ finden. Diese Ergebnisse dürfen natürlich nicht darüber hinwegtäuschen, dass gerade Tiere dann gute Gefährten oder „Erzieher“ sind, wenn diese Bedürfnisse nicht durch Menschen in der Umgebung des Kindes abgedeckt werden. Das bedeutet in vielerlei Hinsicht kann durch Tiere ein gewisser Mangel ausgeglichen werden, den die Gesellschaft in wachsendem Maße nicht mehr zu erfüllen im Stande ist (vgl. MAYR, 2007, 78).

Eine kompensatorische Wirkung von Haustieren bezüglich Erziehungsunsicherheiten und Erziehungsdefiziten konnten auch für Jugendliche festgestellt werden. Gerade in Großstädten wurden für die Pubertät bestimmte Risikofaktoren ausgewiesen, die mit den Themen problematisch erlebter sozialer Beziehungen im Innen wie im Außen, Anonymität, Verantwortung und Denaturierung charakterisiert werden können. Hunde als Begleiter konnten viele dieser Defizite verringern beziehungsweise ihnen präventiv entgegenwirken. Bergler konnte mit einer Studie folgende Erlebnisqualitäten ermitteln: gefühlsmäßige Unterstützung und Stabilisierung, Stimulation zu Freude und Spiel, Stabilisation innerhalb sozialer Konfliktsituationen sowie Gesundheitsförderung (vgl. BERGLER, 2000, 223-258).

Tieren werden sowohl in der begleitenden Diagnose und Heilung kranker sowie co-therapeutisch für Menschen mit Behinderungen oder geriatrisch betreute Personen eingesetzt. Die Wirkung wird dabei größtenteils über eine aktive Beziehungsbindung oder die Wiedererinnerung an einstige Beziehungen erzielt. Ausgelöst durch das betreffende Tier öffnen wir uns auch für unser eigenes Sein, und empfangen so über den empathischen Austausch, was wir durch unsere Verschlossenheit nicht erreichen könnten. Das gilt sowohl auf psychischer als auch auf körperlicher Ebene. Alleine durch die Anwesenheit von Tieren wird die Herzfrequenz und der Blutdruck des Menschen gesenkt (vgl. BECK & KATCHER[60] in MAYR, 2007, 34).

---

[60] Beck, A. & Katcher, A. (1983): Between pets and people: The importance of animal companionship. New York: Putnam.

Auch Bergler bestätigt die stressreduzierende Wirkung am Beispiel von Hunden auf Hundehalter durch Beziehungsbindung, Sinnstiftung, körperliche Betätigung im Freien etc. (vgl. BERGLER 2000 58ff).

Auch die co-therapeutische Wirkung von Katzen, die zwar an einen anderen Lebensstil geknüpft sind wie jener von Hunden und Hundebesitzer, ist zweifelsfrei belegt. Die Beziehungsqualität löst kognitive Erstarrungen ebenso wie emotionale Barrieren (vgl. BERGLER, 2000, 193f).

Interessant ist ebenso, dass die Wahrscheinlichkeit, als erwachsener Mensch Tierbesitzer zu sein und dadurch zu profitieren, mit der Verbundenheit zu einem Tier in der Kindheit korreliert (vgl. BERGLER, 2000, 69).

Dies ist nur einer von mehreren Faktoren, die uns, im Kapitel 6.3, wenn es um die Verbundenheit des Menschen mit der Natur und ihrer Wirkung geht, wieder begegnet. Jene Wirkungen, die hier für Tiere belegt wurden, können auch auf andere Naturerfahrungen von Kindern, und Erwachsenen, übertragen werden. Es geht um das Herstellen einer persönlichen Beziehung, sei es rein durch den Aufenthalt in der Natur, das Naturerlebnis beim Wandern und Spazierengehen, mit oder ohne Tier, oder gezielt, in der Tiertherapie oder durch die Anlage von Therapiegärten für bestimmte NutzerInnengruppen. Laut Greiffenhagen[61] kommt es lediglich auf die subjektive Gewissheit an, dass es sich um eine Beziehung oder Partnerschaft handelt, um eine „Du-Evidenz“[62] zu entwickeln (vgl. MAYR, 2007, 28). Die Herstellung einer Verbindung wird umso tiefgreifender und auch umso effizienter sein, je offener und empathischer wir fühlen und handeln können.

## 4.5 Empathie im therapeutischen Kontext und in der Praxis

In diesem Kapitel werden exemplarisch einige Sichtweisen und kennzeichnende Merkmale von einer Fachrichtung wiedergegeben, die sich an der Schnittstelle der Empathie zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen und ausführender Praxis befinden also Personen, die in ihrer täglichen Arbeit Empathie als grundlegende Voraussetzung benötigen.

---

[61] Greiffenhagen, S. (1993): Tiere als Therapie – Neue Wege in Erziehung und Heilung. München: Knaur.

[62] „Unter dem Begriff 'Du-Evidenz‘ versteht man die Tatsache, dass Menschen und höhere Tiere miteinander Beziehungen knüpfen können, welche denen zwischen Menschen beziehungsweise Tieren untereinander ähnlich sind“ (MAYR, 2007, 28).

### 4.5.1 Eine Meinung aus der Festhaltetherapie

Die Diplompsychologin Jirina Prekop entwickelte die Festhaltetherapie von Martha Welch weiter und kombinierte sie mit neuen Ansätzen. Bei dieser Technik gilt es, „den Menschen, der in tiefer seelischer Not ist, in den Arm zu nehmen und ihn so lange mit Liebe festzuhalten, bis er seine Wut ausgeschrien und seinen Kummer ausgeweint hat und sich wieder freier und zufriedener fühlt“ (PREKOP, 2002, 10).

Sie war ursprünglich für autistische Kinder gedacht, bewährte sich aber dermaßen, dass sie auch für andere Personengruppen nutzbringend eingesetzt werden konnte. Für Prekop wurde Empathie im therapeutischen Prozess immer wichtiger, als sie die Gefahr bemerkte, dass das „Festhalten“ ohne Einfühlung zu einer reinen „Konditionierung“ oder „Zähmung“ abzugleiten drohte (vgl. PREKOP, 2002, 10). Sie verzichtet bei ihren Ausführungen bewusst auf den Begriff der Empathie und benutzt an seiner Stelle lieber Einfühlung: „Die beiden Begriffe, der aus dem Altgriechischen stammende und der deutsche, sind etymologisch und sinngemäß gleich […] Ich möchte gerne so schreiben, dass sich jeder bodenständig denkende Mensch zum Handeln angeregt fühlt“ (PREKOP, 2002, 14).

Für sie ist Einfühlung ein aus mehreren Komponenten bestehender innerer Prozess:

1. Die Bereitschaft, sich in die Lage des Gegenübers zu versezten und seine Gefühle wahrzunehmen. Die Fragen: „Wie geht es dir in dieser Lage?“ und „Was fühlst du?“ sind zu stellen.
2. Der Vergleich mit Gefühlen, die sie selbst so oder ähnlich schon mal erlebt hat.
3. Eine klare Unterscheidung zwischen ihr und der anderen Person.
4. Erst nach einer Zeit des Herausnehmens aus dem Prozess und dem Einstellen auf den anderen, kann sie die Gefühlslage ihres Klienten/ ihrer Klientin erfassen.
5. „Erst dann kann ich dem Handelnden entgegenkommen und mich ihm schenken“

(vgl. PREKOP, 2002, 127)

Sie listet ferner folgende voraussetzende Fähigkeiten und Eigenschaften auf:

- Zuverlässige Selbstwahrnehmung und Bewusstsein der eigenen Identität. Das bedeutet, die eigenen Gefühle wirklich wahrzunehmen und äußern zu können.
- Achtung und Respekt vor dem Gegenüber
- Die soziale Bereitschaft aus Rücksicht auf den anderen auf sich selbst, jedenfalls temporär, zu verzichten.

- Vorstellungskraft und geistige Kombinationsfähigkeit, um dem Gegenüber Hilfestellung zu geben. Die Autorin findet hier den Begriff 'emotionale Intelligenz' zutreffend.
- Aktives Zuhören und echtes Interesse an der anderen Person

(vgl. PREKOP, 2002, 128 und 152)

Prekop sieht die fehlende Empathiefähigkeit unserer Gesellschaft beziehungsweise die fehlende Einfühlung in einer grundlegenden Angst vor der Auseinandersetzung mit sich selbst und den anderen. Es ist sehr schmerzhaft, den Mangel an Liebe zu spüren und gleichzeitig den Egoismus und die Rücksichtslosigkeit der Umwelt zu ertragen (vgl. PREKOP, 2002, 11).

Dies führt zu Selbstbetäubung in allen Varianten und zur „narzistischen Pflege des eigenen Egos", bis der Mensch derart abstumpft und seine Entfremdung vom Leben nicht mehr bemerkt. „Hier kommt ein Teufelskreis in Gang: Je mehr sich der Mensch der Realität der Mitmenschlichkeit entzieht, umso mehr sucht er das Scheinbare. Und je mehr er im Scheinbaren seine Scheinidentität sucht, desto mehr entfernt er sich von der Realität der Mitmenschlichkeit" (PREKOP, 2002, 146).

In ihrer Kritik wird ebenso, wie im Kapitel davor schon von anderen Autoren ausgeführt, deutlich, wie die gefühlsmäßige Sensibilisierung und Empathie, oder im anderen Fall Abstumpfung, bereits dem Säugling aufgeprägt wird. „Machen wir uns bewusst, dass die Entwicklung des Einfühlungsvermögens nicht erst mit der Einschulung und erst recht nicht in den Hörsälen der Universität beginnt, sondern bereits im frühesten Kindheitsalter, nämlich beim Ungeborenen im Leib seiner Mutter" (PREKOP, 2002, 128).

Das auf-den-Bauch-der-Mutter-Legen des Neugeborenen nach der Geburt, die Spiegelung von Emotionen durch die Bezugsperson, das erlebte Gefühl der Nähe im Tragetuch, das intuitive Lernen des Kindes, ein stabiles liebevolles soziales Umfeld usw., sind, wenngleich auch wichtige, Teilabschnitte auf einem Weg, der zu gesunden Beziehungen und zu Empathiefähigkeit eines Erwachsenen führt. Geht es dabei doch immer um den „einfühlenden Dialog von Antlitz zu Antlitz und von Herz zu Herz" (PREKOP, 2002, 140).

Die Wichtigkeit dieses Prozesses unterstreicht sie in folgender Aussage: „Nur unter der Einfühlung gelingt es, die Herzen zu öffnen. Je intensiver die leibliche Wahrnehmung ist,

umso tiefer ist auch die Einfühlung. Mit dieser Erkenntnis begriff ich, dass die Einfühlung der innigste Kern der Liebe ist“ (PREKOP, 2002, 10).
Zu dieser „vorbehaltlosen Liebe“ gehört aber auch, dass die Grenzen zwischen dem „Ich“ und dem „Du“ nicht verwischen, und „der erlittene Schmerz nicht verdrängt“ wird. „Der Verletzung in der Liebe muss man sich bewusst sein, um trotzdem zu lieben und sich geliebt zu wissen. Erst wenn ich weiß, dass mich der andere trotz all meiner Sünden, Schwächen und Begrenzungen liebt, fühle ich mich von ihm bzw. ihr grenzenlos geliebt“ (PREKOP, 2002, 136).

### 4.5.2 Empathie im psychotherapeutischen Zusammenhang

Carl Rogers, der Begründer der klientenzentrierten Psychotherapie, ließ Einflüsse aus der europäischen Phänomenologie, der Existenzphilosophie und der Gestaltpsychologie gleichermaßen in seine Methodik, die er Mitte des 20. Jahrhundert entwickelte, einfließen (vgl. ROGERS, 2007, 20f).
Diese Form der Therapie innerhalb einer „zwischenmenschlichen Beziehung, die Wachstum und Veränderung fördert“, hat folgende Grundhypothese: „Jedem Menschen ist ein Wachstumspotential zu eigen, das in der Beziehung zu einer Einzelperson (etwa einem Therapeuten) freigesetzt werden kann. Voraussetzung ist, daß diese Person ihr eigenes reales Sein, ihre emotionale Zuwendung und ein höchst sensibles, nicht urteilendes Verstehen in sich selbst erfährt, zugleich aber dem Klienten mitteilt“ (ROGERS, 2007, 17).
Der Therapieerfolg ist dabei nicht von der angewandten Technik oder dem Wissen des Therapeuten abhängig, sondern davon ob dieser bestimmte Einstellungen besitzt, und ob diese dem Klienten wirksam vermittelt werden konnten (vgl. ROGERS, 2007, 22).
Er zählt im Folgenden drei Einstellungen auf: „1. die Echtheit [als grundlegende Bedingung] oder Kongruenz des Therapeuten; 2. das vollständige und bedingungsfreie Akzeptieren des Klienten seitens des Therapeuten und 3. ein sensibles und präzises einfühlendes Verstehen des Klienten. […] Eine Therapie ist dann am erfolgreichsten, wenn alle drei Bedingungen in hohem Maß erfüllt werden“ (ROGERS, 2007, 23).
Er stellt also Authentizität als Grundbedingung. Das bedeutet, er muss sich seiner Emotionen voll und ganz bewusst sein und sich in seinem eigenen Wesen angenommen haben. „Sich annehmen kann mit zu dem Schwierigsten gehören, was einem Menschen aufgetragen ist“ (MÜLLER, 1991, 44).

Müller, der auf weiten Strecken der klientenzentrierten Psychotherapie folgt, ergänzt, dass die bedingungslose Selbstannahme und die Berührung der eigenen Tiefe als Fundament dient, um „sich selbst und andere lieben zu können“ (vgl. MÜLLER, 1991, 43).

Rogers formuliert das ähnlich: „Bei diesem Versuch den Klienten seinem eigenen Erleben näherzubringen, hilft es mir, wenn ich voll in *meinem* Erleben drinstehe – wenn ich mit meinem Gefühl in Berührung bin“ (ROGERS, 2007, 158f).

Kongruenz ist dann sozusagen der von außen wahrnehmbare Nebeneffekt dieser Authentizität. Diese ist auch für das bedingungsfreie Akzeptieren des Klienten notwendig, die zweite von Rogers erwähnten drei Grundeinstellungen.

Müller schreibt, dass erst die bedingungslose Annahme des anderen Menschen einen Weg in sein tiefstes Inneres ermöglicht. Er geht dabei auf „Fühlung“ mit dem „Herz und der Seele“ seines Klienten (vgl. MÜLLER, 1991, 40f).

Das entscheidend verbindende an dieser Einstellung ist aber, dass der Klient eine tiefe Erfahrung von Mensch zu Mensch macht. Eine erlebte Haltung von Wertschätzung und Respekt. „*Es ist schon etwas einmaliges und einzigartiges, einem Menschen gegenüber zu sitzen, der ganz offen ist für mich. ..., der Ruhe ausstrahlt, der in der entspannten Art seiner Anwesenheit mir überzeugend vermittelt: Ich bin jetzt ganz für dich da; ich bin offen, was du mir zeigen, vor mich hinlegen willst. Diese Offenheit öffnet mich. Der andere weitet sich, ist wie ein unendlicher Raum, in den ich eintreten kann, in dem ich mich aufhalten kann und darf, in dem ich mich ausbreiten kann, dabei mich selber ausdehnen.*“ (MÜLLER, 1991, 39f).

Einen weiteren Aspekt dieser bedingungslosen oder vorbehaltlosen Annahme des anderen ist bei C. G. Jung zu lesen: „Will der Arzt die Seele eines Anderen führen, oder sie auch nur begleiten, so muß er mit ihr Fühlung haben. Diese Fühlung kommt nie zustande, wenn der Arzt verurteilt. Ob er das nun mit so viel Worten laut tut, oder unausgesprochen im Stillen, ändert nichts an der Wirkung.“ (JUNG zitiert in MÜLLER, 1991, 36).

Jung nennt es hier vorurteilsfrei. Müller geht in seinen Ausführungen sogar noch weiter und verweist auf den Begriff 'Epoché‘[63], wie ihn der Philosoph Edmund Husserl verwendete. „Soll ein Gegenstand die Möglichkeit haben, sich selbst zu enthüllen, in seiner

---

[63] 'Epoché‘, stammt aus dem Griechischen und wurde von den Skeptikern für „das Ansichhalten, Zurückhalten eines Urteils“ gebraucht. „Laut den Skeptikern haben sich alle Philosophen aller Urteile zu enthalten, da es für jede These eine Gegenthese gibt.“ Husserl meinte damit, vorerst einmal von „Vorurteilen“ absehen (vgl. LIESSMANN, 2001, Husserl – „Zu den Sachen selbst“).

ganzen Reinheit wahrgenommen zu werden, ist es wichtig, daß ich alle vorgefassten Ideen über diesen Gegenstand für den Moment auf die Seite lege“ (MÜLLER, 1991, 27f).

Die dritte bei Rogers angeführte Fähigkeit, durch die sich ein Therapeut auszeichnet, ist das einfühlende Verstehen. Das bedeutet, ein gutes Gespür dafür zu entwickeln, in welcher Welt der Gefühle und Erlebnisse sich der Klient befindet. Die präzise Erfassung der ganz persönlichen Bedeutungszuschreibungen des Klienten, „als ob es die Welt des Therapeuten selbst wäre“, ist für ihn wesentlich (vgl. ROGERS, 2007, 23).

„Wenn ich die phänomenale Welt meines Klienten verstehen will, muß ich mehr als nur den einfachen Sinn seiner Worte verstehen. Ich muß eintauchen in die Welt komplexer Sinninhalte, die mein Klient durch seinen Tonfall und ebenso durch seine Gesten zum Ausdruck bringt“ (ROGERS, 2007, 158).

Präzises einfühlendes Verstehen ist zwar für ihn das angestrebte Ziel, er schreibt aber der alleinigen Absicht schon große Wirkung zu (vgl. ROGERS, 2007, 24). Müller spricht von einem „zeitlichen Prozeß“ und einem stetigen Herantasten, durch spüren und erahnen, also Intuition, bis sich ihm ein „Bild“ von der inneren Welt des Klienten „in einer so deutlichen Weise, wie es Worte nicht fassen vermögen“, erschließt (vgl. MÜLLER, 1991, 23).

„So taste ich mich mehr und mehr vor in seine innere Welt, mit offenen Ohren, äußerer und innerer Wachheit, mit offenem Herzen und offener Seele. […] Nur so vermag ich die Vielfalt und Buntheit, die Nuancen und Besonderheiten dort wirklich zu entdecken und zu verstehen“( MÜLLER, 1991, 23).

Für Müller sind Beratung und Therapie ein bewusster Akt „geschöpflicher Verbundenheit“, wie er es ausdrückt. Er schafft in dieser Verbindung gleichsam „eine eigene Sphäre, einen eigenen Raum“ (vgl. MÜLLER, 1991, 95).

Der Prozess der Heilung im Rahmen der Therapie ist für ihn eine „Begegnung zweier Menschen – mit Leib und Seele“ (vgl. MÜLLER, 1991, 57).

Aus diesen Ausführungen ergeben sich für die beiden Autoren folgende Konsequenzen und Definitionen von Empathie:

Empathisch zu sein heißt für Müller auch die Bereitschaft zur Veränderung zu haben. Den „Mut, in die dunkle Nacht des anderen einzutreten, es dort auszuhalten, ohne zu befürchten, von dieser dunklen Nacht selbst umfangen zu werden“ (MÜLLER, 1991,.31).

Für den Begriff der Empathie selbst findet er eine Entsprechung im hebräischen Wort „jadah“, welches im Deutschen mit „Erkennen“ übersetzt werden kann. „Dabei kommt zum Ausdruck, daß unter anderem Erfahrung, Intuition, echtes Interesse, Sorge für die

anderen, mit dem Ausschlag dafür geben, ob bzw. wieweit ich den Mitmenschen wirklich kennenlerne, er und seine äußere und vor allem seine innere Welt mir wirklich vertraut werden. So meint *jadah* in den verschiedensten Ableitungen: wahrnehmen, innewerden, durch Erleben erfahren, zu fühlen bekommen. […] sich um etwas, jemanden kümmern, jemanden persönlich kennenlernen, mit jemandem intim verkehren, mit jemandem vertraut sein, zur Erkenntnis gelangen. […] daß Gott sich zu erkennen gibt, er sich kundtut, offenbart“ (MÜLLER, 1991, 21f).

Rogers sieht Empathie, in einer Definition unter vielen, die in seinen zahlreichen Büchern gefunden werden kann, pragmatischer: „Die innere Welt des Klienten mit ihren ganz persönlichen Bedeutungen so zu verspüren, als wäre sie die eigene (doch ohne die Qualität des ››als ob‹‹ zu verlieren), das ist Empathie und scheint mir das Wesentliche für eine wachstumsfördernde Beziehung zu sein“ (ROGERS, 2007, 216).

Gesellschaftskritik äußern beide Autoren nur indirekt, indem sie über Vermeidungsstrategien und Ängste vor dem Ungewohnten, dem Einlassen auf andere, schreiben. Für Müller hat jemand, der „in Berührung mit seinem Selbst“ und „seines Selbst sicher ist“, eher die Bereitschaft und Fähigkeit sich auf sein Gegenüber einzulassen (vgl. MÜLLER, 1991, 32).

Für Rogers ist das Zurückscheuen vor dem „wahren Verstehen“ nicht überraschend, da die Gefahr besteht, dabei „selber verändert zu werden, und wir alle widerstreben Veränderungen“. Daher bedienen wir uns der Analyse und der Bewertung des anderen, ohne ihn zu verstehen. Doch ist nur in so einer Atmosphäre ein „blühen und wachsen“ möglich (vgl. ROGERS, 2007, 217).

### 4.5.3 Abschließende Betrachtung des Kapitels „Therapie“

Interessant finde ich den merkbaren Übergang von streng wissenschaftlich definierten Begriffen zu Begriffen wie Leib, Seele und Liebe - Begriffe, welche die Tendenz zur Philosophie erkennen lassen. In der Praxis scheinen diese jedoch anwendbarer zu sein, auch wenn sie wissenschaftlich sehr undefiniert erscheinen. Was ist nun gemeint, wenn jemand von Leib spricht? Der Leib ist demnach an der Schwelle vom Psychischen zum Psychophysischen. Der Leib eines Wesens ist auch gleich seine Lebendigkeit, gebunden an das Fließen in der Gegenwart (vgl. PREKOP, 2005, 129f).

Auch der Begriff der Seele taucht auf. Dieser wird stark mit Körper, Bewegung, also innerster Lebendigkeit beschrieben. So ist für Sheldrake zum Beispiel der „Körper das Aktionszentrum der Seele“ (PREKOP, 2005, 129).
Auch das Gefühl der Liebe ist mit der Seele verknüpft. Goleman versucht sogar, den Begriff der Seele in einen wissenschaftlich- psychologischen Zusammenhang zu bringen, indem er gleich zwei Seelen postuliert und Kognitionsweisen meint. Er ortet ein ständiges Gefälle von einer rationalen zu einer emotionalen Seele. Er könnte in diesem Zusammenhang auch zwischen Bewusstem und Unbewusstem unterscheiden (vgl. GOLEMAN, 1996, 25 und 370).
Für ihn folgt die emotionale Seele „einer assoziativen Logik“; und Gleichnisse, Metaphern und Bilder sprechen durch ihre Symbolik direkt unsere Gefühle an. Goleman vergleicht diese „Dichotomie emotional/ rational“ mit der „landläufigen Unterscheidung zwischen ››Herz‹‹ und ››Kopf‹‹; ››im Herzen‹‹ zu wissen, daß etwas richtig ist, ist eine Art von Überzeugung – irgendwie eine tiefere Art von Gewißheit“ (GOLEMAN, 1996, 25).
Es ist nahezu unmöglich, Begriffe wie „das Fließen“, die „reine Liebe“, mit dem „Herzen sehen“ und auch nicht jenen der „Seele“ zu erklären. Wichtig ist die Tatsache, dass jene Menschen, die sich im täglichen Leben mit realen Gefühlen von Menschen auseinandersetzen, auch andere Begriffe wählen. Diese sind zwar wissenschaftlich weniger greifbar, aber eindeutig mehr dem emotionalen Spektrum zugeordnet und beinhalten in gewisser Weise jene Symbolik, die unterbewusst Menschen berühren und ansprechen, wenngleich ihre Bedeutung für den rational denkenden Teil in uns nicht einfach in Kategorien abgelegt werden können. Bei aller rationalen Logik der Wissenschaft verschließen sich Begriffe einer genauen Definition und Zuordbarkeit, wie anhand der verschiedenen Interpretationen von Empathie deutlich wird. Im Sanskrit wird es als eine Kunst angesehen, mit wenigen Worten möglichst viele Aspekte anzusprechen, in der westlich wissenschaftlichen Denkweise wird dabei der Verdacht der Vernebelung gleichsam untergeschoben.

### 4.5.4 Herz-Gehirn-Bonding nach Joseph Chilton Pearce

J.C. PEARCE (1994, 137ff) stellte 1992 die Hypothese auf, dass sich das bereits zuvor erwähnte Mutter-Kind-Bonding, wo nachweisbar lebensnotwendige Grundvoraussetzungen wie Urvertrauen, Bindungs- und Beziehungsverhalten (siehe Kapitel 4.4.2.1) zur positiv gedeihlichen Entwicklung des Kindes gelegt werden, in Form

eines Herz-Gehirn-Bondings manifestiert, wodurch seine Bedeutung potenziert wird. Pearce beruft sich dabei auf Forschungsergebnisse, wonach dem Herzen eine weitaus größere Bedeutung zukommt als die einer „Pumpstation“. Es wurden im Herzen Transmitter gefunden, wie sie auch in Neuralverbindungen im Gehirn vorkommen, und auf eine starke Dynamik zwischen Herz und unserem Bewusstsein des limbischen Systems hinweisen. Demnach informiert unser Gehirn das Herz ständig über unsere Umweltsituation und empfängt von ihm Aufforderungen zu angemessenen Antwortreaktionen[64]: dies alles auf Basis hormoneller Transmitter und möglicherweise noch feineren Quantenenergien. Die Vorkammer des Herzens produziert das Hormon „ANF“[65], welches den Thalamus und seine Verbindung zur Hypophyse beeinflusst. Das ANF-Hormon beteiligt sich auf diese Weise am Immunsystem und an Genesungsprozessen des Körpers. Der Hypothalamus und die Epiphyse sind wiederum für das Lernen und für emotionale Zustände von entscheidender Bedeutung.

Hinzu kommt eine weitere faszinierende Eigenschaft von Herzzellen. Bei der Isolation einzelner Herzzellen ist feststellbar, dass sie, wie unter dem Mikroskop sichtbar wird, ihren pulsierenden Rhythmus verlieren, ausfransen und absterben. Legt man jedoch zwei oder mehrere in einer bestimmten Distanz zueinander, so stimmen sie sich auf einen Rhythmus ab und schlagen synchron.[66] Ein Phänomen der „Ortlosigkeit“, wie Shimony[67] hinzufügt. Dieses Vermögen der Herzzellen, ohne direkte örtliche Verbindung miteinander zu kommunizieren gibt Rätsel auf.

Die steuernde Intelligenz konnte bis dato noch nicht erklärt werden. Pearce verweist auf ähnliche bislang unerforschte Phänomene, welche die Grenzen von Raum und Zeit überwinden[68].

Pearce geht daher von einer Intelligenz des Herzens und ihr anheimen Intelligenzfeldern einer höheren Energieordnung aus, welche mit einem universellen Gesamtbewusstsein in Verbindung steht. Neben einem physischen, gibt es für ihn ein höheres, „universelles Herz“, welches in seiner Entwicklung von ersterem abhängig scheint.

---

[64] PEARCE beruft sich auf Lacey, J. & Lacey, B. (1977): Conversations between Heart and Brain. Rockville, MD: Bulletin, National Institute of Mental Health, Nov. *BMB* Mar. 1987.

[65] PEARCE beruft sich auf Cantin, M. & Genest, J. (1986): The heart as an endocrine gland. *Scientific American* Feb. Vol.254, Nr. 2;76.

[66] PEARCE verweist auf Shimony, A. 1988: The reality of the quantum world. *The Scientific American*. Vol 258; No 1Jan.

[67] Ebenda.

[68] PAERCE bezieht sich auf die Arbeiten von David Bohm, David Peat und Renee Weber, die in Zusammenhang mit dem holographischen Weltbild stehen.

Er definiert daraufhin drei herzzentrierte Hauptstufen in der Entwicklung des menschlichen Lebens:

1. Die Entwicklung einer „Herz-Geist-Synchronie“, wie sie für das physische Leben notwendig und auch in der Entwicklungspsychologie zu beobachten ist (vgl. PEARCE, 1994, 139).

   „Das erste, zelluläre und hormonale, erhält uns physisch von Geburt an. Wenn es entwickelt ist, bewahrt das Herz des ersten Stadiums das Gleichgewicht unseres dreifachen Systems und arbeitet für Ich-Integrität, *Bonding* und leibliches Wohlergehen“ (PEARCE, 1994, 262f).
2. Eine spätere „nachadoleszente“ Entwicklung, welche das physische Selbst und den schöpferischen Prozess synchronisiert (vgl. PEARCE, 1994, 139).

   „Die Aufgabe des höheren, subtilen Herzens besteht darin, das „fleischliche Herz“ zu verschlingen, eine außergewöhnliche Metapher dafür, unsere Identifizierung mit Emotionen und Gefühlen zu brechen. Das höhere, subtilere Herz schaut „nach oben“ und bewerkstelligt ein *Bonding* zur Universalebene, bis wir schließlich aus unserem biologischen Selbst herausgezogen werden. […] Das „subtile“ Herz des zweiten Stadiums wird den Rest des Neokortex mitsamt der noch unbekannten Intelligenzen und Potentiale darin aktivieren und nutzbar machen. Der namenlose Klumpen im Hals, in der Adoleszenz zum Ausdruck gekommen, ist unser physisches Herz in seinem Sehnen nach „Vereinigung“ mit dem höheren Herzen.“ (PEARCE, 1994, 264).
3. Ein „höchstes Herz“, das uns jenseits aller physisch-emotionalen Systeme trägt (PEARCE, 1994, 139), liegt an den Fontanellen am Scheitelpunkt des Gehirns. Es ist deshalb als „Herz“ zu bezeichnen, weil es der Urpuls des Lebens ist“ (PEARCE, 1994, 264f)

Er spricht von zwei Erfahrungspolen, die miteinander in einem Herz-Geist- Dialog stehen, sich gegenseitig bedingen, und von der sowohl unsere persönliche als auch letztlich unsere evolutionäre Entwicklung abhängt. Einerseits unser „einzigartiges, individuelles Selbst, wie es vom Gehirn erzeugt wird“, andererseits „eine durch das Herz hervorkommende universelle, unpersönliche Intelligenz“
(vgl. PEARCE, 1994, 139).

Die Entwicklungsstufen sind jenem Modell von Salovey & Mayer (siehe Tabelle Abb.8: Konzept Salovey & Mayer 1997, Kapitel 4.3.2.4) nicht unähnlich, nur von weit

umfassenderer Bedeutung für unsere Gesamtentwicklung. Ebenso wie bei anderen, zuvor im Zusammenhang mit Empathie genannten, menschlichen Entwicklungsmodellen, geht er davon aus, dass sich in bestimmten Phasen unseres Lebens Voraussetzungen, für spätere Lebens- und Entwicklungsphasen herausbilden. Je nach Förderung werden diese Entwicklungsschübe mehr oder weniger positive Auswirkungen auf unsere persönlichen Fähigkeiten nach sich ziehen. Gehirn und Herz wachsen sozusagen interpendent, denn die Entwicklung des einen ist von den Voraussetzungen des anderen abhängig und umgekehrt. Empathie fußt, wie zuvor bereits dargestellt, auf den Voraussetzungen, die bereits in der Kindheit und Jugend von der Umwelt geschaffen wurden. „So primitiv die Verbindung von Herz und limbischer Struktur anmuten mag, ihre Festigung ist über alle Maße entscheidend. Die Mutter ist der erste Lehrer des Herzens, deshalb muß während der kritischen Phase der Geburt ein *Bonding* zwischen Mutter und Kind erfolgen. Dann muß die Mutter die unausgebildete Intelligenz des Säuglings wecken und stets Modell für die ablaufende Entwicklung sein, bis sich die kindliche Intelligenz selbst verwirklicht und derartiger Fürsorge nicht mehr bedarf“ (PEARCE, 1994, 143).

Er spricht weiter von einer „primären biologischen Notwendigkeit“ der Herzensintelligenz und der Grundlage allen Bondings, dessen Entwicklungsstufen sich von Mutter-Kind, Kind-Familie, Familie-Gesellschaft und schließlich über den Paarbund von Mann und Frau erschließt, welcher ja selbst wieder neues Leben schafft. Die Konsequenzen aus einer mangelnden Festigung der Herzensbindung zwischen Mutter und Kind sind laut Pearce: Ein Verlust an Intelligenz, Liebe, Sorgfalt und Gedeihen und lediglich eine „krasse Reptilienverteidigungswelt“ bleibt übrig (vgl.PEARCE, 1994, 143f)[69].

„Das ist nicht nur Verrat am Selbst, sondern Verrat am Sinn des Lebens überhaupt und führt zum Ende der Evolution“ (PEARCE, 1994, 144).

## 4.6 Zusammenfassung Empathie

Der Begriff der 'Empathie‘ ist ein von der Wissenschaft erfundener, welcher über jenen des „fellow feeling“ von Smith sowie über jene der Sympathie und Einfühlung wissenschaftlich nachvollziehbar entstand. Anzunehmen ist aber, dass sich seit jeher

[69] Im Kapitel „Das Brechen des Bandes“ (1994, 155-167) führt PEARCE eine Fülle von Beispielen und Statistiken für bereits bestehende Auswirkungen auf die Gesellschaft der USA an.

Philosophen über das Phänomen, wenngleich in anderen Worten und aus einer anderen Perspektive heraus, Gedanken machten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfolgte dann die Abkehr von den Gefühlen, gemäß dem Trend der damaligen Zeit. In der Psychologie und somit auch in der Empathieforschung wurden die kognitiven Aspekte in den Vordergrund gestellt und nahezu ausschließlich auf dieser Ebene wissenschaftlich untersucht. Da eine zu einseitige Bewegung immer eine Gegenbewegung erzeugt, entstanden, wenngleich erst in jüngerer Zeit, auch wissenschaftliche Modelle, die affektive Aspekte mit einbezogen. Gerade durch neue Erkenntnisse der Neurowissenschaften ist es möglich sich an emotionale Phänomene, mit modernen Methoden erneut anzunähern. Gleichzeitig zeigen diese Forschungen auch die ungeheure Komplexität von wahrnehmungsbedingten Gefühlszusammenhängen in Gehirn und Körper. Dies könnte die Jahrzehnte andauernde Diskussion über die Vorherrschaft in der Wertigkeit von kognitiven oder affektiven Aspekten in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Empathie endgültig beenden, durch ein gleichberechtigtes Nebeneinander. Die Problematik der Messbarkeit von Empathie und der Wahl der geeigneten Methode ist aber nach wie vor unverändert. Die Anstrengungen Empathie vorrangig mittels visueller oder verbaler Tests zu erfassen und statistisch auszuwerten, sind zwar groß, jedoch bisher nur von bescheidenem Erfolg gekrönt. Deutlich wird dabei allerdings der Zusammenhang von Empathie mit anderen Fähigkeiten, deren beginnende Entwicklung in die früheste Lebensphase zurückreichen. So konnte beispielsweise Marvalics, 2005, den Zusammenhang zwischen kognitiver Empathiefähigkeit und der Anzahl an Gefühlen die einer Person zugeschrieben werden feststellen. Lentsch bewies 2007, dass empathischere Personen mehr Handlungsalternativen haben als weniger empathische. Empathie ist demnach mit anderen sozialen Fertigkeiten eng verknüpft. Wie all diese, ist auch Empathie grundsätzlich auf biologischer Ebene, im Laufe unserer Entwicklung aus Primaten bis hin zu jenem Menschen mit der heutigen Form des Soziallebens, entstanden[70]. Unser Organismus ist in einem ständigen Entwicklungs- und Anpassungsprozess. „Emotionen, Denken, Sozialverhalten und biologische Prozesse bis hin zur Regulation der Genaktivität sind untrennbar miteinander verwoben und beeinflussen sich gegenseitig“ (WASSMANN, 2010, 152). Die Entwicklungspsychologie zeigt auf wie entscheidend unser soziales Umfeld von frühester Kindheit bis zu unserem Erwachsenendasein ist, um die angelegte menschliche Eigenschaft der Empathie vollends zu entwickeln. Es scheint als wäre volle

[70] siehe BISCHOF-KÖHLER, 4.4.3

Entfaltung dieser Eigenschaft dann zu erreichen, wenn zuallererst unsere Bedürfnisse nach Nähe zur Mutter gestillt würden. Ebenso wichtig ist ein, mit fortschreitender Entwicklung des Kindes, individuell passendes Nähe-Distanz-Verhältnis zu seinen Bezugspersonen sowie ein erlebtes, intaktes, soziales Umfeld. Wie in späteren Kapiteln noch ausgeführt werden wird, ist auch der Bezug zur Natur in dieses Umfeld einzuordnen und entscheidend für psychisch-emotionales und körperliches Wohlbefinden. Selbst wenn das Lernen von empathischen Fähigkeiten bis zu unserem Lebensende weitergeht, und ein Aufholen von Entwicklungsdefiziten später noch möglich scheint, üben unsere in frühester Kindheit erlernten Muster auch später noch einen sehr großen Einfluss auf unser Verhalten aus. Empathiefähigkeit beziehungsweise deren Entwicklung ist von vielen Faktoren unserer Kindheit, und auch von unserem weiteren Leben, abhängig. Es handelt sich gleichsam um ein Konglomerat aus Wahrnehmung und Emotionen, das sich innerlich, je nach angelernter Verknüpfung und angeborener Schaltung sowie verschiedenen persönlichen Charaktereigenschaften, durch ein Reizsystem mit unterschiedlichen Auslöseprioritäten bemerkbar macht. Es kommt zu körperlichen Reaktionen, die äußerlich wahrnehmbar sind. Wichtig für den Zusammenhang mit Empathie ist auch, wie bei jeder Kommunikation offensichtlich, dass diese in Rückkopplungsschleifen stattfindet. Je ungestörter diese „Schleife“ funktioniert, also der Austausch - auf welcher Ebene dieser auch stattfindet -, desto empathischer ist der Prozess und desto höher die Fähigkeit zur Empathie der aktiv empathisch agierenden Person. Diese Ebenen der Wahrnehmung sowie des Ausdrucks sind einerseits Diskussions- und Streitpunkte der Wissenschaft, andererseits eröffnen sie Raum für neue oder erweiterte Modelle in Bezug auf Interaktion zwischen Lebewesen. Modelle wie jenes von Pearce (siehe Kapitel 4.4.2.1 und 4.5.4) können uns den Hauch einer Vorstellung über mögliche Vernetzungen und interaktionsabhängige Entwicklungspotentiale der inneren und äußeren Beziehungsqualitäten eröffnen. Deren Komplexität und Bedeutung, in Bezug auf unsere Wahrnehmung und Lebensrealitäten, bedürfen einer umfassenden Betrachtung unserer interpersonellen und extrapersonellen Bezugssysteme. Dies inkludiert auch jene Aspekte der Natur und Umwelt, die mittelbar und unmittelbar, sowohl auf psychischer, emotionaler, physischer und energetischer Ebene, bewusst oder unbewusst in unser Leben mit einfließen.

Bei einem Vergleich der wissenschaftlichen Studien wird deutlich, wie unterschiedlich die Auffassungen und die daraus resultierenden Definitionen von Empathie sind. Auffallend

ist aber, dass die Begriffsdefinitionen durch die Auseinandersetzung mit den verschiedenen kindlichen Stadien und den ihnen eigenen Fertigkeiten Aspekte wie Mitgefühl und Mitleid inkludieren. In Definitionen, die sich mit der Empathiefähigkeit bei Erwachsenen auseinandersetzen, werden diese, wie zuvor schon erläutert, aus verschiedensten Gründen ausgeschlossen. Die unterschiedlichen altersbezogenen Definitionen von Empathie bestimmen somit auch unsere Empathiefähigkeit. Das lässt wieder auf die Verknüpfung der Betrachtungsweise von Empathie mit jenen der geltenden gesellschaftlichen Normen schließen, die indirekt in die Definitionen einfließen. Interessant ist auch die unterschiedliche Wandlung der Begriffe innerhalb einer Disziplin, von der Forschung bis zur Praxis. So sind die wissenschaftlichen Termini in der Realität scheinbar nicht haltbar, oder zu unpraktisch. Dabei vollzieht sich ein Wandel in Richtung philosophischer und spiritueller Auslegung der Begriffe. Dieses Auseinanderklaffen ist symptomatisch für die unterschiedlichen Welten der wissenschaftlichen Forschung und der Praxis. Während es in der Wissenschaft üblich ist, Empathie rein als eine Summe von Fertigkeiten, oder was den therapeutischen Zugang betrifft, als Prozessmerkmal zu sehen (vgl. LENTSCH, 2007, 12), wird hier eine weit über diese hinausreichende Betrachtungsweise anschaulich. Hinter der empathischen Haltung des Therapeuten gegenüber dem Klienten steht offensichtlich mehr als ein den Prozess charakterisierendes Merkmal. Die wissenschaftliche Reduktion der Empathie, entkoppelt von den individuellen, jedem Menschen eigenen, innewohnenden Grundmuster und seinem sozialem Hintergrund, ist problematisch. Bei aller rationalen Logik der Wissenschaft verschließen sich Begriffe einer genauen Definition und Zuordbarkeit, wie aus den verschiedenen Interpretationen von Empathie deutlich wird. Trotz all dieser nicht gerade ermutigenden Aussichten, wird hier der Versuch einer Definition gewagt:

Empathie ist ein bewusster Akt der Öffnung. Und zwar auf drei Ebenen: Auf kognitiver und affektiver Ebene sowie einer diese in Balance haltenden verbindenden Herzensebene. Voraussetzung dafür ist die Fähigkeit, Eindrücke kognitiver oder affektiver Art zu unterscheiden und darauf eingehen zu können. Diese hängt mit der Fähigkeit zur Selbstreflexion zusammen. So ist es auch mit wahrgenommenen Emotionen möglich, diese als eigene oder fremde zu identifizieren[71]. Die Wahrnehmung einer Emotion am eigenen Leib bedeutet nur, dass sie „im Raum steht“. Gleiches gilt für die Wahrnehmung der kognitiven Ebene. Je bewusster wir im Stande sind Wahrnehmungen des Gegenübers von

[71] Siehe Konzept SALOVEY & MEAYER, Abb. 3, Kapitel 5.3.2.5

unseren eigenen Projektionen, Phantasien oder Glaubensätzen zu unterscheiden, desto besser wird unsere Empathiefähigkeit sein. Sie steht im Zusammenhang mit emotionaler Intelligenz. Diese wiederum ist in den Prägungs- und Entwicklungsphasen von erfolgreichem Bonding sowie einem positiven, die Empathie fördernden, sozialen Umfeld abhängig. Aufbauend auf dieser Basis, kann der Erwachsene diese Fähigkeiten später wiedererwerben oder ausbauen, wobei die möglichen Grenzen schon von frühester Kindheit an bestimmt werden.

Beim Wahrnehmen, Verarbeiten und Reagieren auf ein Gegenüber handelt es sich um Kreisläufe. Auch wenn keine Reaktion ersichtlich ist, findet eine statt. Es kann nicht nicht reagiert werden genauso wie nicht *nicht* kommuniziert werden kann.

Empathie ist also auch die Fähigkeit, dem Gegenüber eine Reaktion adäquat zu vermitteln.

Unsere Psyche ist Schnittstelle des Körpers und des Geistes, und dem was es darüber hinaus noch gibt. Dementsprechend vollzieht sich auch in der Psychotherapie der Übergang von der streng wissenschaftlichen Sprache hin zu einer philosophischen, zum Teil spirituellen. Wörter wie Seele, Leib, Liebe, usw.

Diese sprachliche Veränderung lässt mehr Raum für Interpretationen oder Persönlichkeit und Individualität. Verbindungen zu juristischen „Dingen“, denen wir reale Empathie absprechen, wie Tieren und Pflanzen, werden aber auf dieser Ebene möglich. Während wir Tieren eine Seele und Gefühle zuschreiben, schließen dennoch viele Menschen aber einen empathischen Austausch mit ihnen aus. Pflanzen schreiben wir aber im Allgemeinen keine Seele zu, und Gefühle schon gar nicht. Trotzdem ist es uns möglich, ihnen gegenüber Empathie zu empfinden, da ein dementsprechender Austausch stattfindet. Theoretisch ist dies, aufbauend auf den gleichen Prinzipien, auch mit toter Materie möglich. Die Entkoppelung von Leib und Seele wie sie der Mensch betreibt (siehe, Prekop, Kapitel 4.5.1), und gerade an der technisierten Welt sichtbar wird (Günther Anders, Kapitel 6.2.1), betreibt er selbst. Es entsteht einerseits ein Wissenschaftlichkeit beanspruchendes Zerrbild unseres Selbst und unserer belebten und unbelebten Umwelt, andererseits sind bei genauerer Betrachtung überall Anknüpfungspunkte und Schnittstellen zu finden, die gegen eine solche Trennung sprechen.

# 5 Der Raum

Dieses Kapitel beschäftigt sich nach einer ersten etymologischen Annäherung an den Begriff „Raum“ vor allem mit der gegensätzlichen Wahrnehmung des Raumes innerhalb zweier grundlegend verschiedener Raummodelle, die mit einer ebenso kontroversen Raumauffassung einher gehen. Die realen Auswirkungen differenter Vorstellungen des Raumes wirken zurück auf die gesamte Betrachtungsweise unseres Kosmos und dominieren somit auch unsere persönlichen Bezüge zu unserer (Um)Welt. Sie bestimmen in diesem Zusammenhang auch die sozialen und kulturellen Grenzen unserer Handlungsmöglichkeiten und tangieren dieserart auch die Belange der empathischen Auseinandersetzung mit dem Raum.

## 5.1 Annäherung an den Raumbegriff

Das Wort Raum leitet sich, in unserem Sprachraum, aus dem althochdeutschen „rūmi“ ab, was „weit“ beziehungsweise „geräumig“ bedeutet. Das Wort „räumen“ entspricht jenem von „rūman“, im Sinne von „Platz schaffen“, „leer machen“ oder „freimachen“ (vgl. DUDEN ETYMOLOGIE, 1997, 576).

Die Weite und somit auch der Raum, sind demnach in unserem Kulturkreis aus einem lebensnotwendigen Prozess entstanden, in welchem der Mensch aktiv in das Geschehen der Natur eingriff. Von der Tätigkeit des „räumens“, also des Rodens, wird die Sprachbedeutung klar: „Raum ist nicht da, sondern wird geschaffen“ (IPSEN, 2006, 19).

Bis in das 17. Jahrhundert war aber das gemeingermanische Wort „rūm“ untrennbar mit dem Adjektiv gerūm[e] verbunden, was somit die im Raumbegriff vielfach oft vernachlässigte zeitliche Komponente, heute „geraum“, mit einschließt (vgl. DUDEN ETYMOLOGIE, 1997, 576).

Ebenso findet man, zum Beispiel im Neugriechischen, zwei gänzlich verschiedene Wörter für den Begriff Raum. So ist einerseits „Χώρος“ [Choros], was so viel wie Platz oder Gebiet im Sinne eines Areals mit räumlicher Begrenzung bedeutet oder im mathematisch und physikalischen Zusammenhang in Verwendung ist (vgl. PONS, NEUGRIECHISCH-DEUTSCH, 644, 599); andererseits existiert das Wort „διάζηημα“ [diastima]. Letzteres bedeutet Abstand, sowohl räumlich als auch zeitlich, sowie den Weltraum mit Ausnahme der Erde (vgl. PONS, NEUGRIECHISCH-DEUTSCH, 167, 599).

Diese Spaltung ist insofern bemerkenswert, als dass sie dem mathematischen, in diesem Fall begrenzten, Raumbegriff jenen des Raumes, des nicht greif- und benennbaren Zwischenraums, zwischen Dingen oder Himmel und Erde, entgegensetzt. Es gibt also gleich zu Beginn sprachliche und folglich auch historische und kulturelle Unterschiede in der Auffassung, was Raum ist und wie er in der Vorstellung des Menschen bertachtet oder gebildet wird. Die meisten wissenschaftlichen Autoren sind sich jedoch einig, dass die Erfassung des Themas Raum sowie der Mensch-Raum-Beziehung einen umfassenden Ansatz erfordert. Wie dieser aber aussehen könnte, wird sehr unterschiedlich interpretiert.
Es lassen sich verschiedene Theorien identifizieren, die sich bei Autoren mit ähnlicher Thematik von Raum oder Landschaft in unterschiedlichsten Variationen wiederfinden. Hinter den Konzepten offenbaren sich zum Teil entgegengesetzte Denksysteme, deren Entschlüsselung meist nur anhand der Wortwahl möglich wird. In der westlichen Kultur gibt es drei grundverschiedene Auffassungen von Raum. Zwei davon basieren auf gänzlich verschiedenen Metatheorien und Systemen, die dritte versucht diese unter Begriffen wie jenen des „gelebten Raumes“ (vgl. BOLLNOW, 1994,16f od. IPSEN, 2006, 17) beziehungsweise des „erlebten Raumes“ (FELBER RUFER, 2006, 27) um wesentliche Aspekte zu ergänzen. Auf die Wichtigkeit des „lebendigen“ in diesem Zusammenhang wird noch in folgenden Kapiteln genauer eingegangen.

## 5.2 Raummodelle

Das Kapitel Raummodelle befasst sich zu allererst mit den beiden konträren Annahmen des euklidischen sowie des relativistischen Raumes. Von diesen ausgehend werden Ansätze betrachtet, die versuchen, beide Erkenntnisse einerseits in das reale Leben zu integrieren und andererseits diese Ansichten zu erweitern.

### 5.2.1 Die Welt des euklidischen Raumes

Ipsen spricht in diesem Zusammenhang von einem abstrakten Raum, der auf Maßzahlen Bezug nimmt und in dem „funktionale Ordnungen und Fließgrößen“ analysiert werden (vgl. IPSEN, 2006, 17).
Gemeint sind Theorien, die sich in jenem dreidimensionalen Raum bewegen, der uns, angelernter Weise, täglich begleitet und im Weiteren als euklidischer Raum bezeichnet

wird. Diese mathematisch entworfene Realität umgibt uns permanent in unserer Alltagswelt in Form von Zahlen, Maßangaben, Einheiten und den ihnen anhaftenden Klassifikationen. Laut Weichhart 1998 existiert einerseits ein sichtbarer materieller Raum auf unserer Erdoberfläche, andererseits sowie ebenso ein reales „Etwas“ unendlichen Ausmaßes, welches als Container[72] vorstellbar ist (vgl. FELBER RUFER, 2006, 26).

Dieser Gedanke ist die Fortführung eines Weges, der schon vor einiger Zeit von der Wissenschaft eingeschlagen wurde. Denn schon laut Isaac Newton bleibt der „absolute Raum“ aufgrund seiner Natur ohne Beziehung zu „irgend etwas“ und „immer gleich und unbeweglich“ (vgl. LÖW, 2001, 25).

Durch den Einfluss seiner physikalischen Überlegungen zur Mechanik sowie durch die analytische Geometrie Decartes` verfestigte sich bis in unsere Zeit ein duales Weltbild, geteilt in zwei voneinander getrennte Einheiten von „Raum“ und „Materie“. Dieser euklidischen geometrischen Auffassung der dreidimensionalen Welt folgend entwickelte sich der Eindruck eines Raumes als „leerer Behälter“ weiter (vgl. LÖW, 2001, 24ff).

Dieser abstrakte Raum, der sich in unserer vermessenen Welt einer 'absolutistischen‘[73] Raumvorstellung bedient, ist aber nur eine Auffassung des Raums, auch wenn dieser, aus unserer Geschichte heraus, derzeit einen hohen Bedeutungsgrad besitzt. So bezogen die meisten sich mit dem Raum befassenden Wissenschaften bis in die Postmoderne auf dieses Weltbild und es findet sich, wenngleich in modifizierter Form ergänzt durch psychologische und sozialwissenschaftliche Erkenntnisse, sogar heute in Bereichen der Geographie und Soziologie wieder. Laut Löw handelt es sich dabei um ortsbezogene oder territoriale Raumbegriffe, in denen der umgebende Raum dualistisch vom Körper und seinem Handeln getrennt wird. Charakteristisch für sie ist, dass den relativen Bezügen von Körpern zueinander dabei keinerlei Aufmerksamkeit zukommt, sowie der zeitlich lineare Bezug, der in unserer Wahrnehmung mit einer Dreiteilung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einhergeht (LÖW 2001, 35f).

---

[72] Einstein verbildlichte diese Raumvorstellung als „container“ (vlg. LÖW, 2001, 24). Die Idee sich Raum als Behältnis vorzustellen findet sich allerdings schon bei Aristoteles (vgl. BOLLNOW, 1994, 29).

[73] LÖW unterscheidet in ihrem Buch zwischen einer „absolutistischen“ und, als Gegenkonzept dazu einer „relativistischen“ Raumvorstellung

### 5.2.2 Die relativistische Raumauffassung

Seit Albert Einstein, auf Arbeiten von G.F. Bernhard Riemann[74] aufbauend, seine 'allgemeine Relativitätstheorie' formulierte, ist klar, dass das Konstrukt des Raumes als starres raumgebendes Gefäß, entkoppelt von seiner beinhaltenden Materie sowie deren relativen Beziehungen und Veränderungen, nicht länger aufrechtzuerhalten war. „Die Vorstellung einer absoluten Gegenwart wird demnach im Modell einer absoluten Raumzeit durch das Verhältnis von Raum und Zeit ersetzt" (WEBER, 2008, 60).

„Eine der Kernaussagen der Relativitätstheorie ist, dass zwei Ereignisse, die in einem System gleichzeitig ablaufen, in einem anderen System nicht gleichzeitig ablaufen müssen. Die klassische Physik geht noch von der Annahme aus, dass ein Stab, der in einem System einen Meter lang ist, auch im anderen System einen Meter lang sein muss, oder dass Uhren in allen Systemen gleich schnell laufen" (LÖW, 2001, 31f).

So werden ebenfalls nach dieser Theorie Strecken mit zunehmender Geschwindigkeit tatsächlich kürzer. Weiter konnte Einstein in Zusammenarbeit mit dem Mathematiker Marcel Grossmann berechnen, dass eine „beschleunigte Bewegung eines Beobachters […] nicht nur eine positive bzw. negative Zerdehnung der räumlichen und zeitlichen Maßstäbe bewirkt, sondern vielmehr eine veritable Krümmung von Raum und Zeit zur Folge hat" (WEBER, 2008, 45).

Da dies auch für die Gravitationsbeschleunigung gilt, kamen sie zu der bereits experimentell bewiesenen Annahme, dass dies sowohl eine „Krümmung des Raums als auch eine Krümmung der Zeit bewirkt", also „jedes Gravitationsfeld sowohl den Raum als auch die Zeit individuell verformt", was im Universum zu einer unendlichen Zahl unterschiedlicher Raum-Zeit-Bezüge führt (vgl. WEBER, 2008, 46).

Auch wenn man der Ansicht sein könnte, dass bei den im Alltagsleben angewandten Geschwindigkeiten dieser Umstand kaum relevant sein dürfte, hatte diese Erkenntnis nicht nur große Auswirkungen auf die experimentelle und theoretische Physik, sondern veränderte auch die Auffassung anderer Naturwissenschaften sowie jene der Geisteswissenschaften und der Philosophie. „Anregend, und für viele soziale Phänomene auch treffender als der starre Newtonsche Raum, ist die Vorstellung, daß Raum gekrümmt ist, daß er bewegt ist und daß er nicht länger als homogen konzeptualisiert wird" (LÖW, 2001, 21).

---

[74] Er entwickelte nichteuklidische Geometrien (vgl. LÖW, 2001, 33), und bewies somit, dass es auch andere Systeme außerhalb des dreidimensionalen gibt.

Allein die Tatsache, "dass die Bewegung durch den Raum stets die konkrete Form der Zeit, die Gegenwärtigkeit der Ereignisse in Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft bestimmt" (WEBER, 2008, 47), erschütterte die bisherigen Auffassungen und Modelle des Raumes in ihren Grundfesten. Auf Basis dieser Erkenntnisse Einsteins waren und sind Vertreter der relativistischen Auffassung der Ansicht, dass sich Raum aus der Struktur der relativen Lage ergibt (vgl. LÖW 2001, 17). „Der Raum ist die Beziehungsstruktur zwischen Körpern, welche ständig in *Bewegung* sind. […] Der Raum, das heißt die *Anordnung der Körper*, ist abhängig vom *Bezugssystem der Beobachter*" (LÖW, 2001, 34).
Wenn nun also der Raum eine relationale Anordnung von Körpern ist, die sich, jeder für sich, ständig in Bewegung befinden und sich daher permanent verändern, so hat dies auch Auswirkungen auf die zeitliche Dimension (vgl. LÖW, 2001, 131).

#### 5.2.2.1 Die raumzeitliche Problematik der relativistischen Raumauffassung

Brian Greene verweist auf folgenden, der Relativitätstheorie innewohnenden, aber meist unbeachteten Aspekt. Er erläutert, dass ein Ereignis nichts anderes ist als „ein unveränderlicher Ort in der Raumzeit" (vgl. GREENE[75] nach WEBER, 2008, 53).
Daraus resultiert zum einen, dass alle Ereignisse „unabhängig davon, ob sie durch individuelle Beobachtung zum Ereignis werden oder nicht" existieren, zum anderen, dass sie „dabei völlig unverbunden nebeneinander" stehen. Da es auf diesen Erkenntnissen aufbauend keine lineare Zeit gibt, und „sowohl Vergangenheit, als auch Gegenwart und Zukunft nur Schlagschatten der jeweiligen Bewegung des Beobachters durch den Raum" sind, folgert Green, dass es sich um eine reine Illusion handelt. Er verweist darauf, dass die „Gerichtetheit zeitlicher Prozesse" interessanter Weise in keinem physikalischen Gesetz bewiesen werden konnte und durch sie vielmehr eine „vollkommene Symmetrie zwischen Vergangenheit und Zukunft" belegt wird (vgl. GREENE nach WEBER, 2008, 53f).
Gemeinsam mit den Erkenntnissen der inneren Konstruktion unserer Wahrnehmung durch die Psychologie sowie der modernen Hirnforschung, hält Weber es daher für durchaus denkbar, dass die Strukturen unserer Wirklichkeitswahrnehmung keineswegs festgeschrieben sind und schließt sich der Meinung an, Aspekte der „Verschränkung von Raum und Zeit" als „Ver-Gegenwärtigung" zu beschreiben, da sich weder die Ereignisse

[75] Greene, B. (2004): Der Stoff aus dem der Kosmos ist: Raum, Zeit und die Beschaffenheit der Wirklichkeit, Aus dem amerikanischen Englisch von Hainer Kober, München: Siedler, 166.

gegenüber der individuellen Realität im Augenblick der Wahrnehmung als vorrangig erweisen noch umgekehrt“ (vgl. WEBER, 2008, 58f).

Jede Bewegung eines Beobachters ist eine Bewegung in Raum und Zeit, die gleichzeitig Raum und Zeit erst erschafft. Im Gegensatz dazu stehen dabei Ereignisse ohne eigene raumzeitliche Dimension dar und bekommen erst durch das In-Relation-Setzen des Beobachters einen raumzeitlichen Bezug in Form eines Ortes zu einem bestimmten und errechenbaren Zeitpunkt (vgl. WEBER, 2008, 59f).

Weber fasst diese Erkenntnis in ihrem abschließenden Resümee folgendermaßen zusammen: „Vielmehr gilt es, die Gegenwart als eine universale Komplexion raumzeitlicher Momente zu bergreifen, die allerdings ausschließlich in einer bestimmten Abschattierung, einer konkreten Konturierung fassbar wird. Das Gegenwärtige muss somit als ein konkreter Kollaps der universalen raumzeitlichen Überlagerungsstruktur verstanden werden, der wiederum nicht als bloßer Wahrnehmungseffekt gedeutet werden kann, da sich in ihm die raumzeitlichen Strukturen des Gegenwärtigen unmittelbar realisieren: Unabhängig von rein subjektiven Eindrücken und perspektivischen Verzerrungen wird dabei das im Augenblick abhängig von der relativen Bewegung des jeweiligen Beobachters Gegenwärtige in einem instantanen Kollaps zuallererst Realität“ (WEBER, 2008, 205).

Es folgen daraus unendlich viele potentielle Gegenwartskonstellationen und somit Ereignisfolgen (vgl. WEBER, 2008, 90) und dementsprechend nicht nur ein „Kosmos, nicht nur *eine* Geschichte, sondern, eine Vielzahl, in ihren raumzeitlichen Dimensionen gegeneinander verschobener Parallel-Universen“ (WEBER, 2008, 91).

### 5.2.3 Die Umsetzung der relativistischen Raumtheorie

Der Raum, der von unserem Standpunkt aus, vormals vermeintlich gleich mit jener anderen Person im „selben“ Raum war, wird somit auch von jedem Lebewesen individuell erfahren und verarbeitet, ist also eine kreative Schöpfung des Menschen, und „Raum und Körperwelt sind verwoben“ (LÖW, 2001, 131).

Da bei dieser Theorie ausschließlich von Relationen, also Beziehungen, von Körpern, den Menschen mit eingeschlossen, ausgegangen wird, kommt es zu einer schier unglaublichen Anzahl von Welten, deren Erfassung praktisch unmöglich ist. In der Praxis beziehen sich dementsprechende Studien daher auf die Struktur der relativen Lagen der Körper, die diesen Raum bilden.

So werden hier zwar Ordnungsmuster sowie Sozialstrukturen und Phänomene global verortet, diese aber wieder isoliert und oft als Kenngrößen und Daten, zumeist mittels symbolischer Reduktion, auf Landkarten oder tabellarisch wiedergegeben. So zum Beispiel Paul L. Knox und Marston Sallie A. mit ihrem Werk „Humangeographie“ von 2001. Andere Autoren folgen zwar dem relativistischen Gedanken, den Raum mittels relationaler Lageverhältnisse zu sehen, beschränken sich danach jedoch zumeist darauf materielle Sachverhalte zu beschreiben (vgl. LÖW, 2001, 133).
Das Prozesshafte bleibt dabei oft auf der Strecke.

#### 5.2.3.1 Die Soziologin Martina Löw wagt den Versuch der Definition eines umfassenderen Raumbegriffs

Ihre Überlegungen integrieren relativistische Raumtheorien und materielle Gegebenheiten bei gleichzeitiger Fokussierung auf das Prozesshafte der sich ständig verändernden Umwelt und die dadurch bedingte Wandlung des Raumes.
Ihr Bestreben erläutert Löw in folgenden acht Thesen, die ihrer Auffassung nach eine solide Basis für weitere wissenschaftlich soziologische Arbeiten ermöglichen sollen:

1. „Raum ist eine relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten. Raum wird konstruiert durch zwei analytisch zu unterscheidende Prozesse, das Spacing und die Syntheseleistung“ (LÖW, 2001, 271).

Raum entsteht durch die relationale Beziehung zwischen seinen Elementen.
Unter „sozialen Gütern“ versteht Löw hauptsächlich, aber nicht ausschließlich, materielle Güter, da, laut der Autorin nur diese plazierbar seien, auch wenn sie eine symbolische Wirkung entfalten (vgl. LÖW, 2001, 224).
„Die materielle Komponente ist in der Regel die Voraussetzung für die symbolische Komponente. Soziale Güter, genauer primär materielle Güter, entfalten wie Menschen eine symbolische Wirkung auf Basis ihrer materiellen Struktur“ (LÖW, 2001, 193).
Der Begriff der ‘(An)Ordnung' st eht einerseits für die strukturelle Dimension der Ordnung, andererseits weist dieser auf die Handlungsdimension hin, die dem Prozess der Konstitution von Raum zugrunde liegt und die gleichzeitig raumbildend wirkt (vgl. LÖW, 2001, 224).
‘Spacing‘ meint alle Arten von Platzierungsprozessen. Dazu gehören das Bauen und Errichten ebenso wie das Sich-Selbst-Platzieren, sowohl von Menschen, sozialen Gütern

als auch von Ensembles, materiell wie auch symbolisch. Es handelt sich dabei gleichzeitig immer um Aushandlungsprozesse (vgl. LÖW, 2001, 225).

Da die Konstitution von Räumen ein permanenter Aushandlungsprozess ist, geht es in weiterer Folge immer auch um die Klärung von Machtverhältnissen (vgl. LÖW, 2001, 228). Synthese ist dabei die aktive Produktion und Reproduktion von Räumen, durch das Zusammenfassen von sozialen Gütern und Lebewesen, durch Prozesse der Wahrnehmung, der Vorstellung und der Erinnerung zu Elementen (vgl. LÖW, 2001, 225).

Räume werden im Alltag „routiniert", also durch unsere Automatismen, konstituiert. Bei der Wahrnehmung wie auch in Handlungen geschieht dies sowohl bewusst als auch unbewusst. So oder so sind (An)Ordnungen die Syntheseleistung sowie jene, das ‚Spacing' betreffend in hohem Maße vorarrangiert (vgl. LÖW, 2001, 226).

Soziale Güter und Lebewesen können sowohl Elemente eines Raumes als auch selbst Raum sein und das sogar gleichzeitig. Für den Menschen bedeutet dies, dass die eingenommene Perspektive entscheidend für die Synthese der Raumkonstruktion ist (vgl. LÖW, 2001, 229).

2. „Räume sind institutionalisiert, wenn (An)Ordnungen über individuelles Handeln hinaus wirksam bleiben und genormte Syntheseleistungen und Spacings nach sich ziehen" (LÖW, 2001, 272).

Nicht der Raum an sich ist ein physisch, materielles Substrat, so Löw, sondern lediglich seine sozialen Güter, die mehrheitlich von materieller Qualität sind (vgl. LÖW, 2001, 228) oder primär über ihre Materialität wahrgenommen werden. Der Raum wird allerdings als gegenständlich erlebt, wenn diese sozialen Güter wiederholt durch ähnliche Relationssetzung institutionalisiert sind. In weiterer Folge führt dies dazu, dass Räume als bereits vorhandene Gebilde erlebt und reproduziert werden (vgl. LÖW, 2001, 228f).

3. „Von räumlichen Strukturen kann man sprechen, wenn die Konstitution von Räumen, das heißt entweder die Anordnung von sozialen Gütern bzw. Menschen oder die Synthese von sozialen Gütern bzw. Menschen zu Räumen, in Regeln eingeschrieben und durch Ressourcen abgesichert ist, welche unabhängig von Ort und Zeitpunkt rekursiv in Institutionen eingelagert sind. Räumliche Strukturen sind wie zeitliche Strukturen auch Formen gesellschaftlicher Strukturen, die gemeinsam die gesellschaftliche Struktur bilden. Handeln und Strukturen sind von den Strukturprinzipien Geschlecht und Klasse durchzogen." (LÖW, 2001, 272)

4. „Die Möglichkeiten, Räume zu konstituieren, sind abhängig von den in einer Handlungssituation vorgefundenen symbolischen und materiellen Faktoren, vom Habitus der Handelnden, von den strukturell organisierten Ein- und Ausschlüssen sowie von den körperlichen Möglichkeiten“ (LÖW, 2001, 272).

Das inkludiert auch alles, was die Natur bereitstellt, denn „wo kein Fluß ist, kann dieser nicht in die Konstitution von Raum einbezogen werden“ (LÖW 2001, 191).

5. „Räume bringen Verteilungen hervor, die in einer hierarchisch organisierten Gesellschaft zumeist ungleiche Verteilungen bzw. unterschiedliche Personengruppen begünstigende Verteilungen sind. Räume sind daher oft Gegenstände sozialer Auseinandersetzungen. Verfügungsmöglichkeiten über Geld, Zeugnis, Rang oder Assoziation sind ausschlaggebend, um (An)Ordnungen durchsetzen zu können, sowie umgekehrt die Verfügungsmöglichkeit über Räume zur Ressource werden kann“ (LÖW, 2001, 272).
6. „Atmosphären sind die in der Wahrnehmung realisierte Außenwirkung sozialer Güter und Menschen in ihrer räumlichen (An)Ordnung. Über Atmosphären fühlen sich Menschen in räumlichen (An)Ordnungen heimisch oder fremd. Atmosphären verschleiern die Plazierungspraxis“ (LÖW, 2001, 272).

Sowohl der Mensch als auch soziale Güter entfalten eine gewisse Außenwirkung und sind nicht nur über ihre Materialität bestimmbar, sondern auch durch eine gewisse Atmosphäre wahrnehmbar. Wahrnehmung aber ist selektiv und individuell verschieden, das heißt, von Strukturprinzipien wie Geschlecht, Klasse oder Ethnizität, sowie von der Formung durch ihre Umwelt abhängig. Ebenso sind also die Wahrnehmung dieser Außenwirkung beziehungsweise Atmosphäre und in weiterer Folge auch 'S ynthese‘ und 'Spac ing‘ von der Wahrnehmung abhängig.

7. „Die Reproduktion von Räumen erfolgt im Alltag repetitiv. Veränderungen einzelner Räume sind durch Einsicht in die Notwendigkeit, körperliches Begehren, Handlungsweisen anderer und Fremdheit möglich. Änderungen institutionalisierter Räume oder räumlicher Strukturen müssen kollektiv, mit Bezug auf die relevanten Regeln und Ressourcen erfolgen“ (LÖW, 2001, 272).
8. „Die Konstitution von Raum bringt systematisch Orte hervor, so wie Orte die Entstehung von Raum erst möglich machen. Der Ort ist somit Ziel und Resultat der Platzierung. An einem Ort können verschiedene Räume entstehen, die nebeneinander

sowie in Konkurrenz zueinander existieren bzw. in klassen- und geschlechtsspezifischen Kämpfen ausgehandelt werden“ (LÖW, 2001, 272f).

Die Konstitution von Raum ist ein Prozess durch Syntheseleistung und 'Spacing‘. Um jedoch etwas platzieren zu können, muss es Orte geben, an denen platziert werden kann. Orte entstehen durch Platzierung, werden also mittels Besetzung mit sozialen Gütern zum Ort. Sie können aber auch ohne diese Platzierung, also rein symbolisch, weiter existieren. Ein Ort ist meist eine konkret benennbare Stelle, einmalig und unverwechselbar (vgl. LÖW, 2001, 198f).
Löw kommt zu dem Schluss, dass alle Raumkonstruktionen mittelbar oder unmittelbar auf Lokalisierungen basieren, durch die Orte entstehen. Ist dem nicht so, wird der Raumbegriff lediglich metaphorisch benutzt (vgl. LÖW, 2001, 201).
Sie unterscheidet weiter zwischen Orten, die wie im täglichen Leben mit einer Platzierung ident wahrgenommen werden, und jenen, die, wie am Reißbrett, durch Synthese lediglich soziale Güter zu Räumen verknüpfen (vgl. LÖW, 2001, 199).
Diese Besonderheit stellen Räume dar, die zum Beispiel in der Planung, beim Entwurfsprozess oder in der Kunst entstehen. Diese derart konstituierten Räume sind nicht mit dem ‘Spacing' der Praxis abgestimmt. Sie entstehen, ebenso wie virtuelle Räume, durch Vorstellung und/oder Erinnerung. Es entstehen also zwei Räume gleichzeitig. In der virtuellen Realität sind diese mit Wahrnehmungen in beiden Räumen verknüpft, sodass Virtuelles und Realität verschwimmen (vgl. LÖW, 2001, 225).

### 5.2.4 Versuch eines praxisorientierten Zugangs

Ipsen betont eine ganzheitliche Raumwahrnehmung. „Der Raum wird insgesamt begriffen und gestaltet“ und zweifelt am Gelingen einer umfassenden „Wahrnehmungstheorie des Raumes“, wenn alle Aspekte isoliert behandelt werden (vgl. IPSEN, 2006, 18).
Er führt das grundlegende Problem darauf zurück, dass in Folge einer strikten Trennung von Wahrnehmung und Motivationstheorie in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung, welche über ein Jahrhundert vorherrschte, „Wahrnehmen als rezeptives, Motivation jedoch als aktivierendes Moment der Psychologie des Menschen aufgefasst wurde“. Das führte zu einer Spaltung von zwei unmittelbar miteinander verknüpften und ineinander verwobenen Vorgängen. Ipsen schlägt vor, „Wahrnehmung als eine aktive Leistung zur Konstruktion der Wirklichkeit zu begreifen“ (vgl. IPSEN, 2006, 23).

Bei Ipsen ist der Raum gedanklich dreigeteilt. So unterscheidet er erstens einen „abstrakten Raum“, der sich auf Maßzahlen, wie zum Beispiel einen Meter, bezieht, egal ob im euklidischen System oder einem anderen.
Er erläutert, dass sich die kognitive Wahrnehmung auf euklidische oder nicht euklidische Geometrie bezieht, „um den Raum in seiner Gegenständlichkeit und materiellen Beschaffenheit zu erfassen“ (vgl. IPSEN, 2006, 18).
Zweitens nennt er die Analyse der funktionalen Ordnung sowie der „Fließgrößen“ „die inhaltliche Betrachtung von Raum“ (vgl. IPSEN, 2006, 17) und die Entstehung von Ordnungsmustern (vgl. IPSEN, 2006, 18).
Hier ist der Bezug zu einer relativistischen Raumauffassung erkennbar. In Folge der ersten beiden Aufzählungskategorien ergeben sich unsere symbolisch sprachlichen „Klassifikationen von Gegenständen […] oder analytische Maßeinheiten“ zur Strukturierung (vgl. IPSEN, 2006, 18).
Ein spezifisches Verhältnis eines Subjekts mit seiner räumlichen Umwelt wird von ihm mittels Stimmungen oder Atmosphären beschrieben.

Als dritte Differenzierung nennt Ipsen den „gelebten Raum“ in Form eines Ortes oder einer Landschaft. Zu dieser allgegenwärtigen Art der Raumwahrnehmung sagt Ipsen folgendes: „Die Beschreibungsparameter kommen nun nicht mehr aus der Geometrie, sondern benennen Stimmungen oder Atmosphären. Sie beziehen sich also auf ein spezifisches Verhältnis zwischen Subjekten und Objekten sowie einer räumlich bestimmten Umwelt“ (IPSEN, 2006, 17).
Wobei das Wort „Verhältnis“ in diesem Zusammenhang wegen des direkten Bezugs auf relativistische Raumtheorien besser durch „Verbindung“ ersetzt werden könnte. So oder so schließt dies sowohl die kognitive, als auch die affektive Wahrnehmung mit ein, wobei jene Aspekte, die sich auf die Gefühle und Empfindungen beziehen, eine größere Gewichtung bekommen. Die Wahrnehmungen gehen möglicherweise sogar über diese beiden Horizonte hinaus, wie später noch erläutert werden wird.

Auffällig erscheint mir der Umstand, dass kaum eine ganzheitliche Raumauffassung, egal wie stark sie die euklidischen oder relativistischen Anteile in ihrer Theorie integriert haben, ohne Begriffe wie Stimmungen oder Atmosphäre auskommt (LÖW, siehe oben). Viele davon verwenden für ihre Art der Erweiterungen der Metatheorien Begriffe wie „der

gelebte Raum“. (IPSEN, siehe oben) oder der „erlebte Raum“ wie bei Felber Rufer, die diesen ihrerseits von Weichhart übernimmt (vgl. FELBER RUFER, 2006, 27). Weitere Begriffe beziehen sich auf den „gestimmten Raum“ (BOLLNOW, 1994, 230) oder eine den Leib (vgl. BÖHME, Kapitel 6.5) betreffende Erfahrung. Da diese Begriffe in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung ein weites Feld für Interpretationen offen lassen, wird an dieser Stelle, deren vermeintlicher Ursprung im wissenschaftlichen Kontext kurz dargelegt.

#### 5.2.4.1 Der „gelebte“, der „lebendige“, der „erlebte“ oder der „konkrete“ Raum

Begriffe wie der „gelebte“, der „lebendige“, der „erlebte“ oder der „konkrete Raum“ lassen auf Professor Karlfried Graf von Dürckheim schließen. Er war Anfang der 1930er Jahre mit einigen seiner Schriften sozusagen auf der Höhe seiner wissenschaftlichen Zeit. Trotz seines widersprüchlichen Werdegangs[76] werden hier kurz einige Auszüge aus seinen „Untersuchungen zum gelebten Raum“, erstmals erschienen in „Neue Psychologische Studien“, Bd. 6, 1932, in die Diskussion einfließen: „Im gelebten Raum ist der Mensch mit seiner ganzen Wesens-, Wert- und Lebenswirklichkeit drin. Räumliche Wirklichkeit ist

---

[76] So studierte er zu Beginn der 20er Jahre Psychologie und Philosophie in München, unter anderem bei Alexander Pfänder, ein Schüler von Edmund Husserl und Theodor Lipp (vgl. WEHR, 1996, 34). Er promovierte 1923 in Kiel und arbeitete auch später noch mit seinem Doktorvater Felix Krueger zusammen an der Universität Leipzig wo er 1929 seine Habilitationsschrift „Erlebniswirklichkeit und ihr Verständnis“ schrieb (vgl. WEHR, 1996, 49ff). In dieser Zeit setzte er sich auch mit Mystikern wie Meister Eckhart, Gerhard Tersteegen, Goethe, Paracelsus und Jakob Böhme auseinander (vgl. WEHR, 1996, 48) und unterrichtete 1930 unter anderem Psychologie am Bauhaus in Dessau (vgl. WEHR 1996, 60). Die Leipziger Schule war in dieser Zeit sowie auch in den darauffolgenden Jahren wissenschaftlich in der Hand von nationalkonservativ-rechten Professoren, die sowohl ihre ideologischen als auch ihre wissenschaftlichen Ansichten sehr gut von den Nationalsozialisten vertreten sahen[76] und Dürckheim bei seinem wissenschaftlichen Aufstieg tatkräftig unterstützten (WEHR 1996, 57ff). Auch das von den Nationalsozialisten 1933 beschlossene „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“, welches Dürckheim durch eine jüdische Großmutter verbot weiterhin als Universitätsprofessor zu arbeiten, hielt ihn aber nicht davon ab, der SA beizutreten und bei den Nationalsozialisten eine Diplomatenkarriere zu starten (vgl. WEHR, 1996, 65ff) und deren Propaganda und Ideologie vorbehaltlos nach außen hin zu vertreten (vgl. WEHR, 1996, 70ff). Nach einer Phase der Beschäftigung mit der Philosophie und Praxis des japanischen Zen Buddhismus und der Läuterung in einem amerikanischen Gefängnis, wendete er sich nach dem Krieg wieder der Psychologie zu (vgl. WEHR, 1996, 103ff). Gemeinsam mit Maria Hippius, seiner späteren zweiten Frau gründete er die „Initiatische Therapie“. Diese stellte er laut eigener Aussage auf vier Säulen: Der Tiefenpsychologie von Jung, der „personalen Leibtherapie“, die klar auf seine vor 1930 betriebene Auseinandersetzung mit der Phänomenologie hinweist, der „kreativ Therapie“ mit künstlerischen und musischen Bezügen und schließlich auf jene der Meditation. Diese Tätigkeit, der er bis zu seinem Tod 1988 nachging, brachte ihm beachtliche Anerkennung (vgl. WEHR, 1996, 256f). Einerseits bescherte sie ihm eine sich bis in die heutige Zeit fortsetzende Anzahl an Schülern, andererseits brachte sie ihm universitäre sowie staatliche Ehrenbekundungen ein.

sinnhafte Mannigfaltigkeit in Ganzheiten, deren Sinnzentrum letzten Endes das personale Gesamtselbst[77] ist. […] Der konkrete Raum des entwickelten Menschen ist ernst zu nehmen in der ganzen Fülle der in ihm erlebten Bedeutsamkeiten, denn in der Eigenart seiner Qualitäten, Gliederungen und Ordnungen ist er Ausdrucks-, Bewährungs-, und Verwirklichungsform des in ihm lebenden und erlebenden und zu ihm sich verhaltenden Subjekts. Wie in allen Sinneinheiten, Ordnungsformen, Bedeutsamkeiten und Grundqualitäten der menschlichen Erlebens- und Lebenswirklichkeit überhaupt, so offenbaren sich auch in den verschiedenen Sinnganzheiten, Einheitsformen, Grundgestalten, Grundqualitäten und Bedeutsamkeitsrichtungen des konkret gelebten und erlebten Raumes Ganzheitsformen, Seinslagen, Grundgerichtetheiten und Grundzüge des ganzen, in ihm sich erweisenden und erfüllenden, verwirklichenden und bewahrenden Selbstes, seines Wesens, wie auch seiner immer geschichtlichen Totalität“ (DÜRCKHEIM in „V. Jahrbuch für Lebensphilosophie“ 2010/2011, 27).

Dürckheim führt aus, dass das „konkrete Raumerleben“ auf „Richtungskonstanten“ des „überdauernden Selbstes hinweisen“, welche die „strukturell-seelische Wirklichkeit“ repräsentieren. Die Aufgabe, diese Gesamtheit wissenschaftlich zu erforschen, in der er auch eine Methodik bereitstellt, sieht er in neun Punkten, von denen hier einige herausgegriffen werden. Er betrachtet einen Ort als „Verkörperung einer bestimmten *Sinneinheit*“, die zu einer „bestimmten Seinssphäre“ eines erlebenden Subjekts gehört. Der Raum wird, laut seiner Ansicht, zugleich zu einer „*leibhaftigen Herumwirklichkeit*“ mit einer besonderen Gestalt, Gliederung und Ordnung, der gleichzeitig von „bestimmten Vitalqualitäten“ erfüllt ist, und als „konkret leibhaftiger Raum von einem bestimmten Platz“ und „als Wesen von bestimmtem Charakter“ erlebt wird. Gleichzeitig wird Raum nicht nur „sinnlich-gegenständlich“ wahrgenommen, sondern ist zugleich Bewegungsraum. Dieser hat einerseits eine „in sich ruhende Eigenständigkeit“ und andererseits ist er „Selbst-Raum“ des Subjekts in seiner Ganzheit. Für ihn geht auch jede Gegenständlichkeit des erlebten Raumes mit „ungegenständlichen Bestimmtheit des Gesamterlebens“ des Subjekts einher, das er als „Innesein“ bezeichnet. Diese komplexen, inneren Gefühlsqualitäten des „Zumuteseins“ lassen ihn auch von „Gegenwärtigsein“ und „Gegenwärtighaben“ sprechen, da für ihn das Wort „Bewußtsein“ zu sehr eine Angelegenheit des Kopfes zu sein scheint, und dadurch irreführend die kognitiven Funktionen in den Vordergrund gestellt werden. Der Raum wird also nicht „vorgestellt“,

[77] Das „personale Gesamtselbst“ bezieht sich auf die Strukturpsychologie F. Krügers

als „Mannigfaltigkeit gesehen“ oder „gegenständlich erfaßt“, sondern „leibhaftig“ und in seiner „Ganzheit gegenwärtig“, im „Innesein“ mit Leib und Herz gefühlt (vgl. DÜRCKHEIM, Einleitendes zur Untersuchung des gelebten Raums, 30ff).

#### 5.2.4.2 Einflüsse der Phänomenologie

Begriffe, wie Atmosphäre, Stimmungen, der gestimmte Raum und ähnliche, tauchen vor allem im Kontext von Raumbetrachtungen in von der Phänomenologie beeinflussten Werken und Autoren[78] auf auch wenn die semantischen Wurzeln einiger noch viel weiter zurückliegen dürften. Da sich die Phänomenologie um einen speziellen Zugang der Wahrnehmung bemüht, und diese ja eng mit dem Thema Raum verknüpft ist, erscheint es mir angebracht, an dieser Stelle einen entsprechenden Exkurs vorzunehmen:

Die Phänomenologie bei Husserl

Die Phänomenologie geht auf den Philosophen Edmund Husserl zurück, der 1913 das Jahrbuch „für Philosophie und phänomenologische Forschung“ gründete, in dem sein Aufsatz „Ideen zu einer reinen Phänomenologie“ erschien. Es ging ihm um vorurteilsfreies Denken, denn die Wahrnehmung ist voll von Gefühlen und vorangegangenen Erfahrungen, die unsere Ansichten, Positionen und Thesen, die wir formulieren, trüben und beeinflussen. Er wollte eine Methode entwickeln, die einen unverstellten Blick auf Dinge ermöglicht, um Phänomene so zu analysieren, wie sie unserem Bewusstsein ohne Filter und Verzerrungen erscheinen. Er inkludierte hier aber auch die Vorstellungen seines Lehrers Franz Clemens Brentano, der die These vertrat, dass das Bewusstsein kein leeres Behältnis ist, welches mit Erfahrungen und Wahrnehmungen gefüllt wird, sondern, dass es sich *immer* auf etwas bezieht. Bewusstsein ist nach Brentano *immer* auf etwas gerichtet und *immer* schon mit Inhalt gefüllt und daher immer intentional. Das würde beinhalten, dass die Struktur des Bewusstseins das Subjekt-Objekt-Verhältnis bereits in sich trüge, und das Objektive das äußere Moment des Inneren, also das Bewusstsein selbst wäre. Auf der Suche nach dem unverstellten Blick ohne Gefühle und Vorurteile, geht es um die Art und Weise, wie ich mich einem Gegenstand annähere, also um eine schrittweise „phänomenologische Reduktion“ bis er sich in Reinheit und „Sosein“ dem Bewusstsein erschließt. Es erfolgt

[78] BOLLNOW, 1994; BÖHME 2010; MERLEAU-PONTY, 1966, Gaston Bachelard, Hermann Schmitz, Binswanger L. etc.

dadurch eine Aufwertung der Innenschau und Intuition wird zu einer Quelle der Erkenntnis (vgl. HUSSERL in LIESSMANN, 2001, Zu den Sachen selbst).

In einer späteren Schrift prägt er den Begriff der ‘Lebenswelt' durch welchen der Alltag der Menschen wieder näher in das Zentrum der Forschung gerückt wurde. Phänomene werden von Menschen ja nicht abstrakt über ihr Bewusstsein wahrgenommen, sondern „leibhaftig“ erfahren, und dies ist gleichzeitig das Kennzeichen der Menschheit selbst. (vgl. HUSSERL in LIESSMANN Zu den Sachen selbst)

„Wenn der Mensch sich selbst zum Gegenstand einer phänomenologischen Analyse macht, dann wird er die Erfahrung machen, dass seine Leiblichkeit ein ganz zentraler Bestimmungs- und Erfahrungsgrund seines Daseins ist“. (LIESSMANN, 2001, Zu den Sachen selbst)

Diese These wurde von Phänomenologen späterer Zeit unterschiedlich erweitert. So gibt zum Beispiel Gerd Vonderach zu bedenken, dass die Phänomenologie Husserls und die von ihm verstandene Wirklichkeit des Menschen ein Korrelat des Bewusstseinslebens ist und verweist auf den Philosophen Robert Reininger, der schon 1931 Wirklichkeit als „Urerlebnis“ noch vor jeder Intentionalität beschrieb. Denn Bewusstsein ist, laut Reininger, immer individualisiert, während das Urerlebnis „in seiner irrationalen Unmittelbarkeit unaussprechlich und nicht in Aussagen formbar“ ist (vgl. REININGER in VONDERACH, 2010, 179f).

Der Gedanke, so führt Vonderach mit dem Verweis auf den russischen Psychologen Lev Wygotski weiter aus, „entsteht aus dem motivierenden Bereich unseres Bewusstseins, aus Trieben, Bedürfnissen, Affekten, Interessen, Impulsen und Emotionen“ Die menschliche Sprache erfährt jedoch dabei eine Vergesellschaftung jenseits der individuellen Empfindungen. (vgl. WYGOTSKI in VONERDACH, 2010, 179f).

Ergänzend dazu wäre auch noch der Philosoph Maurice Merleau-Ponty anzuführen, der in seinem Werk „Die Phänomenologie der Wahrnehmung“ die Ansicht vertrat, dass wir nur über die Körperlichkeit und unsere Wahrnehmungen auf den Körper bezogen zu Wissen gelangen. Husserl hingegen verstand unter phänomenologischer Wahrnehmung ein transzendentales Bewusstsein, verbunden mit Körperlosigkeit. „In Husserl`s version of phenomenology, consciousness is transcendental and disembodied. The French phenomenologist Maurice Merleau-Ponty (1908-1961) took a very different line, regarding the body as a seat of perception“ (THOMPSON, 2009, 207).

Was diese und ähnliche Erkenntnisse für den Raum bedeuten und wie Begriffsänderungen ein erweitertes und ganzheitliches Raumverständnis ergeben, wird im Folgenden dargelegt.

#### 5.2.4.3 Die Raumauffassung der Phänomenologen

Vonderach spricht von „gegenwärtigen Sprachspielassoziationen[79]“, wenn er die Begriffsverwirrungen der unterschiedlichen Wissenschaftstheorien beschreibt. Er kritisiert die Reduktion der „ganzheitlichen Daseinswirklichkeit“ des Menschen und deren Wahrnehmung auf einen abstrakten Raumbegriff der Mathematik und Physik. Für ihn ist dieser verhaftet in „altmodischen Vorstellungen des Raums quasi in Form eines territorialen Behälters, in dem eine Bevölkerung wohnt und wirtschaftet“ schlicht „inhaltsleer“. Auch die, wie er sich ausdrückt, „modische Variante“ - die Kritik bezieht sich hier auf relativistische Denkmodelle -, „Raum zu räumlichen sozialen Beziehungsstrukturen zu objektivieren oder aber als Vorstellung auf subjektive oder intersubjektive kognitive Konstruktionsleistungen zu reduzieren“, ist für ihn nicht ausreichend. Vonderach verortet dieses Problem, wie er selbst betont, auch in der Geographie, der Raumplanung und anderen „sogenannten Raumwissenschaften, die den „Raum“ in anderer Weise von der menschlichen Lebenswirklichkeit abstrahieren (vgl. VONDERACH, 2010, 177).

Auch wenn diese Kritik, sehr ernst zu nehmen ist, zeigt sie doch vor allem die gewaltige Kluft, die sich zwischen Vertretern einer ganzheitlich orientierten und jene der etablierten Raumtheorien, älterer oder jüngeren Datums, gebildet hat, welche gänzlich verschiedenen Weltanschauungen entspringen.

Auch Gernot Böhme ortet einen schwer zu überbrückenden Unterschied zwischen jenen Raumkonzepten, die sich mit der leiblichen Anwesenheit auseinandersetzen, und jenen, die sich, wie er es ausdrückt, „den Raum als Medium von Darstellung“ vorstellen, welche sowohl euklidische, absolute, wie auch relativistische Raumtheorien miteinschließen. Seine Kritik richtet sich gegen eine mathematische Raumvorstellung, die die Leiblichkeit in ein „abstraktes Ordnungsschema“ eingliedert und als „Platziertheit zwischen Dingen“, also ihrer wechselseitigen Anwesenheit“, subsummiert (vgl. BÖHME, 2010, 47).

---

[79] Den Begriff de s Sprachspiels prägte Ludwig Wittgenstein in seiner späten Phase seines Wirkens. (Anm. des Verfassers)

Laut Böhme behandelt die Mathematik Raum immer als Menge einer bestimmten Struktur, die dann zu unterschiedlichen Räumen wird. Von der Punktmannigfaltigkeit, die in Zahlen darstellbar ist, also der Eindimensionalität, über zweidimensionale Zahlenpaare, die in der dritten Dimension, wenn rein durch Nachbarschaftsbeziehungen bestimmt, zum topologischen Raum werden, bis zu jenen, die durch bestimmte Abstände gekennzeichnet sind, und so den metrischen Raum bilden. Wie Böhme durch Kant belegt, wird der metrische Raum durch Schemata, die „das Feld der Wahrnehmung zu Anschauungen organisiert", mittels Einbildungskraft gleichsam konstruiert. Diese formale Anschauung wird also erst durch unsere Vorstellung von Beziehungen über die „äußeren Sinne" erzeugt und dadurch zum metrischen Raum. Im Folgenden wird durch die Komponente Zeit die vierte Dimension eingeführt, die als „Beziehungen zwischen Ereignissen" räumlich dargestellt wird. Diese Zusammenhänge, die mitunter erst in ihrer Darstellung, in Form von Modellen, als Beziehung erkannt werden und unbestritten ihren Wert haben, reproduzieren, laut Böhme, „Kants Einsicht, dass zur Erkenntnis immer Begriff und Anschauung gehört". Während die Mathematik es mit mehr oder weniger „objektiven" „Gebilden" zu tun hat, die erst durch kognitive Konstruktion entstehen, ist der Raum leiblicher Anwesenheit für ihn aber etwas „zutiefst Subjektives, wenngleich allen Subjekten gemein", und das ist auch der entscheidende Kritikpunkt Böhmes. Wesentlich dabei ist die eigene „Involviertheit in diesen Raum" (vgl. BÖHME, Der Raum leiblicher Anwesenheit und der Raum als Medium von Darstellungen, 50f).

„Der Raum leiblicher Anwesenheit ist dasjenige, *worin* wir jeweils unsere leibliche Existenz erfahren: Sie ist das Hier-Sein, ein Ort, der sich absolut in einer unbestimmten Weite des Raums artikuliert. […] das *Hier* ist im Sich-Spüren mitgegeben. Das Hier ist also in reinem Selbstbezug gegeben" (BÖHME, Der Raum leiblicher Anwesenheit und der Raum als Medium von Darstellungen, 50).

Wäre die körperliche Erfahrung mit einer klaren Schnittstelle von Innen und Außen vergleichbar, ließe der Raum sich durchaus noch mathematisch als anisitrope topologische Raumstruktur veranschaulichen, so Böhme weiter, aber durch den existenziellen Charakter von Raum, durch eine ganzheitlich dreifach involvierte Leibeserfahrung, als „handelnder, wahrnehmender, und als atmosphärisch spürender Mensch", greift diese zu kurz (vgl. BÖHME, 2010, 51ff).

„Zwar ist der leibliche Raum jeweils der Raum, in dem ich leiblich anwesend bin, er ist aber zugleich die Ausdehnung oder besser die Weite meiner Anwesenheit selbst. Der

Stimmungsraum ist der Raum, der mich in gewisser Weise stimmt, aber zugleich die Ausgedehntheit meiner Stimmung selbst. Der Handlungsraum ist der Raum, in dem ich handeln kann, aber zugleich der Spielraum meiner Möglichkeiten. Der Wahrnehmungsraum ist der Raum, in dem ich etwas wahrnehme, also zugleich die Ausbreitung meiner Teilnahme an den Dingen“ (BÖHME, 2010, 53).

Mit einem veränderten Raumverständnis, wie oben von Böhme dargelegt, verändert sich aber noch ein weiterer Bezugspunkt unseres menschlichen Denkens und Seins. „Der dreidimensionale Raum ist diesem Denken zufolge mit dinglichen Körpern gefüllt und relational durch Abstände zwischen den Dingen bestimmt. Komplementär zum Raum versteht sich die Zeit als in Sequenz und Dauer quantifizierbare Dimension menschlichen Handelns. So agiert der Mensch in der Zeit eines „objektiv“ bestimmbaren Vorher und Nachher, das sich in einer Ordnung der Dinge ereignet. Dieses Denken impliziert indes ein reduktionistisches Welt- und Menschenbild, denn so wenig sich Raum allein in einer relational geordneten Körperwelt konstituiert, so die Zeit nicht in einer objektivierbaren Chronologie der Ereignisse“ (HASSE & KOZLJANIČ, 2010, 9).
Wie die Autoren erklärend ausführen, verändert sich die „Sinnes- und Lebenserfahrung“ im „Strom der historischen und gelebten Zeit“ ständig (vgl. HASSE & KOZLJANIČ, 2010, 16).
Die Phänomene des täglichen Lebens werden aus dieser geänderten Sicht- oder besser Erfahrungsweise wesentlich erweitert. Fast erschreckend mögen die Tatsachen der Veränderung dann erscheinen, wenn unserem an Fixpunkten befestigten Leben die vermeintliche Sicherheit des Raumes und der Zeit vorerst einmal entzogen wird, um dann das Leben selbst als eigentliches Geschenk richtig zum Vorschein zu bringen.

### 5.2.5 Was sich aus den Raummodellen sagen lässt

Bei der Auseinandersetzung mit dem Begriff „Raum“ wird schnell klar, dass es schwierig ist, diesen Begriff einfach und in wenigen Worten auf den Punkt zu bringen. Es existieren verschiedenste Theorien und Erklärungsmodelle, die alle genau eines gemeinsam haben, und das ist die Unmöglichkeit einer vollständigen und umfassenden Wiedergabe des Tatsächlichen. Die Komplexität dieses Themas bedingt eine unglaubliche Vielfalt an puzzleteilartigen Ausschnitten verschiedenster Realitäten und dementsprechend vielen Werken, die zwar alle Raum zum Inhalt haben, aber niemals denselben. Die Gründe dafür

sind von unterschiedlichster Natur. Von wissenschaftlicher Seite sind die verschiedenen Disziplinen mit ihren unterschiedlichen Wurzeln sowie ihrem verschiedensten philosophischen Hintergrund und thematischen Schwerpunktsetzungen zu nennen. Das eigentliche Problem diesmal ist aber die Unmöglichkeit einer unbeeinflussten Beobachtung des Phänomens der Wirklichkeit an sich, genauso wie es für Messungen in der Quantenphysik beschrieben wird. Gleichzeitig wird ein ganzheitlicher Ansatz seit Jahrhunderten systematisch sowohl aus den Wissenschaften als auch aus dem Alltagsbewusstsein gedrängt, ungeachtet der Tatsache, dass die Naturwissenschaft hier an der Grenze des Machbaren angelangt zu sein scheint. Auf Planungsebene gebracht, bedeutet dies, dass sich die begrifflichen Schwierigkeiten tendenziell vergrößern je spezieller die Raumkategorie ist. Das Nicht-Wahrnehmen des „Ganzen“ durch Reduktion, dessen Zerlegung in isoliert voneinander betrachtete Einzelphänomene, die sich in Definitionen von Raum, Landschaft, Ort sowie übergestülpten funktionalen Systembeziehungen fortsetzt, bei gleichzeitiger Außerachtlassung jener, von der Wissenschaft nicht oder nur schwer erklärbaren Phänomene, die aber, wenn auch nicht naturwissenschaftlich ableitbar, zu einer ganzheitlichen „Sicht“- und Seinsweise gehören, führt zu einem argumentativen Notstand, in welchem sich jene durchsetzen, die einfache, wenngleich auch teilweise lebensfremde Lösungen anbieten. Diese gehen einher mit jenen der jeweiligen Wissenschaft eigenen Semantik. Begriffsunterschiede weisen so auf die fundamentalen Auffassungsunterschiede der einzelnen Autoren hin, was denn eigentlich für sie zum Raum zugehörig ist. Beschrieben wird dies, in Ermangelung eines eindeutig zuordenbaren Systems, in Form von Ausschnitten ihrer wahrgenommenen Realität. Alleine deshalb erscheint es mir wesentlich, den Aspekt des Erlebens und des Lebens an sich, gekoppelt an Begriffe wie den „erlebten“, „gelebten“ oder „lebendigen“ Raum wieder vorrangig in wissenschaftliche Diskussionen einzubringen. Begriffe dieser Art bezeichnen mehr als nur einen Erdraumausschnitt oder ein Organisationsmuster, eine funktionale Struktur oder relative Lagebeziehung. So ist zum Beispiel der ‘erlebte Raum‘ mit einem „subjektiven Sinn“ und einer „subjektiven Bedeutung“ verknüpft, die sich in kulturellen, ethnischen, sozialen und ästhetischen Unterschieden der Menschen widerspiegeln. Er ist Erlebnisgesamtheit des Individuums oder von Gruppen und zugleich real erlebte Alltagswelt. Diese Alltagswirklichkeit ist „Projektionsfläche“ für Emotionen und Ich-Identität, und der Mensch knüpft auf die Weise „eine intime Beziehung“ zwischen dem Raum und seinem Selbst (vgl. FELBER RUFER, 2006, 27).

Ebenso ist verhält es sich mit dem Unterschied zwischen Körper und Leib. Eine Körpervorstellung, die sich rein auf den naturwissenschaftlich bereits bewiesenen Kontext bezieht, verschließt sich „dem Verstehen pathischer Situationen, weil sie Wahrnehmung nicht als situativ-ganzheitliches Erleben von Eindrücken versteht, sondern als sensorische Reizaufnahme und die damit verbundenen Gefühle auf neuronale Prozesse im Körper (Gehirn) verkürzt. Wird dagegen die Leib-Perspektive[80] ein- oder zumindest ernst genommen, öffnet sich ein Zugang zu atmosphärischen und sinnlich-ganzheitlichen Zusammenhängen“ (HASSE & KOZLJANIČ, 2010, 13).

Die Aufwertung des subjektiven Verständnisses von Raum kann nur im Zusammenhang seiner semantisch geschaffenen Welt gesehen werden und sich niemals von dieser entfernen. Dies ist aber ein stetiger Prozess der Veränderung des inneren und außen wirkenden und wahrgenommenen Gefühlslebens ebenso wie auch die ständige Rückkopplung mit unserem Bewusstsein. „Was Raum ist, hängt davon ab, wer ihn erfährt und wahrnimmt“ (FELBER RUFER, 2006, 28). Die ganzheitliche Perspektive der Leibeserfahrung eröffnet sowohl die Möglichkeit einer Bewusstseinsänderung als auch die Ausweitung wahrnehmbarer Gefühlszustände, die nicht am Rande des Körpers endet. Die sinnliche Wahrnehmung ist „eng mit den pathisch spürbaren atmosphärischen Raumqualitäten des gelebten und präsentischen Raums verbunden“ (vgl. HASSE & KOZLJANIČ, 2010, 16).

So wird der gelebte Raum zu dem, was er im wörtlichen Sinne auch sein soll, zum Leben. Bollnow geht über diesen Schritt noch hinaus, indem er den Menschen als im Raum „inkarniert“ bezeichnet. Er meint damit, dass sich der Mensch nicht nur in diesem Medium befindet und bewegt, sondern dass „er selbst Teil dieses Mediums ist, durch eine Grenze vom übrigen Teil des Mediums getrennt und doch über sie hinweg mit ihm verbunden und von ihm getragen“ (BOLLNOW, 1994, 304).

Der Mensch ist mit dem Raum verschmolzen, er ist Heimat genauso, wie er das Gefühl des Fremdseins vermitteln kann. Über Sein und Schein, entscheidet der Mensch selbst. Löst er sich von der trügerischen Sicherheit durch besondere Anstrengungen, so wird er offene Geborgenheit im Raum finden (BOLLNOW, 1994, 307).

Möglich wird diese Umkehrung nur durch Veränderungen im Inneren eines jeden Menschen

---

[80] Sie beziehen sich hier auf den Philosophen Hermann Schmitz und seinen Begriff der „leiblichen Kommunikation“ aus „System der Philosophie“,1978, [Anm. d. Verf.]

# 6 Die Beziehung Mensch – Raum

Dieses Kapitel beschreibt weniger detaillierte Erkenntnisse der Sinneswahrnehmung des Menschen oder der Ästhetik im Speziellen, sondern es werden jene Aspekte herausgegriffen, welche die persönliche Beziehung zum Raum als Bindung und dem Gefühl von Vertrautheit innerhalb einer Atmosphäre erklären. Um Missverständnissen vorzubeugen, soll hier nochmals die Bedeutung eines ganzheitlichen Ansatzes betont werden. Alle Aspekte der menschlichen Wahrnehmung, affektiv oder kognitiv, bewusst oder unbewusst, von innen kommend oder von außen, machen den Menschen zu dem, was er/sie ist, sowie auch die Außenwelt zu dem, wie sie ist oder potentiell sein könnte. Es ist dabei nicht nur die Summe aller Faktoren entscheidend, sondern die Prozesse der Wechselwirkungen lassen die Gesamtheit entstehen. Wenn hier also nur Teilaspekte zur Sprache kommen, liegt das einzig an der Notwendigkeit zur Reduktion innerhalb dieser Arbeit.

## 6.1 Der Mensch und seine Verbundenheit mit dem Ort

### 6.1.1 Eine Auseinandersetzung mit Begriffen der Verortung

O.F. Bollnow erhellt zu Beginn das Verhältnis von Raum und Ort, zu Plätzen sowie Stellen wie folgt: Für ihn hat der Ort immer „etwas Punktuelles[81]. Man kann auf ihn hinzeigen. Er bezeichnet einen festen Punkt im Raum, insbesondre [sic.] einen festen Punkt auf der Erdoberfläche“ (BOLLNOW, 1994, 38). Der Ort wird sprachlich auf diese Weise zum Wohnort, Geburtsort oder Aufenthaltsort.

Somit bestimmt er immer einen Fixpunkt in Raum und Zeit. Er ist einzigartig und zumeist wird er mit einer Namensgebung als solcher festgelegt. Es ist nicht die räumliche oder flächige Ausdehnung die ihn charakterisiert, sondern die Verbindung von standörtlichen Rahmenbedingungen in Kombination mit mindestens einem markanten Ereignis (vgl. BOLLNOW, 1997, 38f).

[81] „Raum ist zunächst die gegebene Stätte für eine Ausbreitung oder Ausdehnung. Gegensatz dazu [sic] Ort, der auf einem solchen Raume erst entsteht“ (GRIMMSCHES WÖRTERBUCH zitiert in BOLLNOW, 1994, 38).

„Versucht man von hier aus die Bedeutung abzugrenzen, so spricht beim Ort nicht die Ausdehnung mit, nicht die erfüllte Fläche oder der erfüllte Raum, wie etwa beim Platz. Man kann nicht sagen, daß etwas Ort hat oder seinen Ort braucht, so wie es seinen Platz braucht, sondern Ort ist immer ein bestimmt gelegener und genau fixierter Ort. […] Darum kann man Orte nicht tauschen, wie man Plätze und Stellen tauscht, sondern sich höchstens an einen anderen Ort begeben. Durch diesen punktuellen Charakter unterscheidet sich der Ort am schärfsten von allen (noch so kleinen) räumlichen Gebilden.“ (BOLLNOW, 1997, 39). Auch die Stelle beschreibt einen bestimmten Punkt im Raum, jedoch viel weniger spezifisch und nicht so bedeutend. „Die Stelle ist der festgelegte Standort einer Sache. […] Stelle ist also in diesem Sinn der Ort, an den man etwas stellt und an dem dieses später wieder zur Hand ist. […] es ist greifbar, verfügbar “ (BOLLNOW, 1997, 39).

Das Wort Platz scheint der Stelle übergeordnet zu sein. Seine Ausdehnung im Raum wird größer. Der Platz[82] wird ähnlich vom Menschen erschaffen, wie es schon in der Herkunftsbedeutung des Raums der Fall war, er dient allerdings einem bestimmten Zweck. Er bietet der Stelle Platz so wie die Stelle dem Ding. Auf diese Art wird dieser zum Marktplatz, Vorplatz, Richtplatz usw. (vgl. BOLLNOW, 1997, 41).

„Der Platz ist dem Ding zugewiesen, aber es kann sich an einer beliebigen, zufälligen Stelle befinden. An die Stelle wiederum stellt man das Ding hin. […] Beim Platz wird dagegen auf das erforderliche Ausmaß an Raum geachtet […] Platz für ein Ding kann ich nur dann schaffen, indem ich etwas anderes fortnehme“ (BOLLNOW, 1997, 42). Hier schließt sich ein Kreis, der wieder hin zum Raum führt. Während ein freier Platz aber ein nicht ausgenutzter, leerer Platz, also noch verfügbar ist, und somit etwas Endliches repräsentiert, öffnet sich ein freier Raum in die Weite der Unendlichkeit. Er verspricht die Möglichkeit der Bewegung, in der die Möglichkeit der Ausdehnung grenzenlos scheint (vgl. BOLLNOW, 1997, 43).

„Darum kann man unterscheiden: Platz brauchen auch die Dinge, Raum aber braucht im eigentlichen Sinn nur der Mensch. Platz ist etwas in der Welt Verfügbares, Raum dagegen gehört zur transzendentalen Verfassung des Menschen. In diesem Sinn gewinnt dann der

---

[82] „Das Wort Platz hatte sich schon im bisherigen eng mit Stelle berührt. […] aus πλαηεϊα (óδός) [platia (odos)] für breite Straße, […] zu der Bedeutung Hofraum, Platz hinüberwechselt […] Im Lauf der mittelalterlichen Entwicklung erweitert sich dann die Bedeutung, so daß Platz jetzt allgemein einen freien Raum bedeutet.“ (BOLLNOW, 1997, 40f).

Raum den grundsätzlichen Vorrang gegenüber allen Orten, Stellen und auch Plätzen im Raum“ (BOLLNOW, 1997, 43).

Bei der Betrachtung der unterschiedlichen Akzentuierungen der Sprache, verschiedene räumliche Einheiten betreffend, muss die Frage der sprachlichen Herkunft im Sinne des dahinterliegenden Weltbilds und Raumverständnisses gestellt werden. So liegen deren abstammende Wurzeln tausende Jahre menschlicher Geschichte zugrunde und wurden dementsprechend epochal adaptiert. Auch ein grundlegender gemeinsamer Archetypus ist wahrscheinlich. Das Wort selbst ist ja eine Klassifizierung von verschiedenen Phänomenen, um dessen Eigenschaften schneller und einfacher erfassen zu können. Wesentlich aber ist, dass die sprachliche Betrachtung von Begriffsdefinitionen gleichzeitig die vorherrschende Denkart transportiert. Dieserart sind, in diesem Fall Bollnows Ausführungen territorialer oder ortsbezogener Erklärungsversuche, in einem eindeutig absolutistischen Systemkontext zu sehen. Zusammengefasst könnte das Verhältnis von Raum und Ort aus absolutistischer Sicht in etwa folgendermaßen definiert werden:

Raum ist das undefinierbare, uns und alles Umgebende, der Grund, von dem sich andere (Raum)Einheiten abheben und dadurch erst entstehen, wie zum Beispiel der Ort. Durch seinen umschließenden Charakter ist der Raum Inbegriff der Geborgenheit, und durch jenen der Unendlichkeit einer der Freiheit, der freien Bewegung, und ungreifbar transzendent. Der Ort ist im Gegensatz dazu immer genau fixiert und wird als „Punkt“ im Raum gedacht. Er wird erfassbar, erfahrbar, vor allem in materieller Verknüpfung, vom Moment seiner Entstehung an, symbolisch besetzt.

Löw, hier als Repräsentantin der relativistischen Sichtweise angeführt, erkennt ebenfalls eine Abhängigkeit zwischen den Begriffen Ort und Raum. Da sie, wie zuvor erläutert, das ‚Spacing‘ als „Prozess des Plazierens oder Plaziert-Werdens“ als Teil der Entstehung von Raum begreift, braucht es dazu Orte „an denen plaziert werden kann“ (vgl. LÖW, 2001, 198).

Die Besetzung des Raums mit sozialen Gütern bringt Orte hervor. Der Ort ist also „Ziel und Resultat der Plazierung […] Die Konstitution von Raum bringt damit systematisch auch Orte hervor, so wie Orte die Entstehung von Raum erst möglich machen“ (LÖW, 2001, 198). Die Besetzung bzw. Platzierung des Ortes ist von unterschiedlicher Dauer. Sind Orte aber einmal entstanden, bleiben sie trotz Aufhebung der Besetzung erhalten. Sie werden zwar frei für andere Platzierungen, sind aber auch als ungenutzter Ort noch Ort.

Das bedeutet, dass Ort sowohl eine materielle als auch eine symbolische Seite beherbergt. Je nach tatsächlicher Besetzung und Anteil der Symbolik erlangt der Ort seine Bedeutung. „Von der Materie und ihrer Fixiertheit bzw. von der Symbolik, die häufig durch die materielle Struktur erzielt wird, hängt die Flexibilität, Privilegiertheit oder Peripherie der Orte ab“ (LÖW, 2001, 200). Diese Sichtweise ergibt zusammengefasst folgendes Verhältnis zwischen Raum und Ort:

Raum ist die Beziehungsstruktur von Körpern, die ständig in Bewegung sind. Raum entsteht aus der Struktur der relativen Lage. Da jede Bewegung eines Beobachters/einer Beobachterin Raum und Zeit neu erschafft, gibt es ebenso viele räumliche Bezugsysteme wie Beobachter und Beobachterinnen und ebenso viele raumzeitliche Dimensionen und parallel Universen.

Stattfindende Ereignisse haben keine eigene raumzeitliche Dimension und bekommen diese erst durch das In-Beziehung- beziehungsweise In-Relation-Setzen durch den Beobachter/die Beobachterin. Es handelt sich dabei um eine Verschränkung von Raum und Zeit, die WEBER (2008, 58f) als „Ver-Gegenwärtigung“ bezeichnet. Diese Beziehungspunkte des Raumes und die Anbindung der Zeit, im Zuge einer relativen Verknüpfung mit einem Ereignis durch einen Beobachter/eine Beobachterin, lassen Orte entstehen. Durch die Besetzung des Raums durch ein Ereignis wird vom Beobachter/von der Beobachterin, durch ‘VerGegenwärtigung' ein Ort geschaffen und gleichzeitig symbolisch besetzt. Die materielle und atmosphärische Seite des Ortes sowie des Raumes durch die in Beziehung gesetzten Körper, entfaltet sich in der Weise, in der wir die Körper als materiell, feinstofflich oder lebendig betrachten.

Keine divergierende Sichtweise zwischen den Denkansätzen gibt es hingegen ab dem Zeitpunkt der Entstehung eines Ortes und seiner sofortigen symbolischen Besetzung. Auch Ipsen spricht der Symbolik einen hohen Stellenwert für die Wahrnehmung des Ortes zu: „Die Reichweite der symbolischen Bedeutung und Wirkung öffentlicher Orte spiegelt sich in der Unterscheidung zwischen den allgemeinen und den besonderen Orten wieder“ (IPSEN, 2006, 104). Er verweist auf verschiedene Wohnviertel, deren Symbolkraft auf die Bewohner und Bewohnerinnen abfärbt und gleichzeitig auch auf die damit verbundene Veränderbarkeit, je nachdem wer und in welcher Weise Orte benutzt (vgl. IPSEN, 2006, 104).

„Ein Symbol weist über sich selbst hinaus auf ein Stadium, einen Umstand oder ein Konzept hin, an dem das Symbol teilhat“ (PEARCE, 1992, 197). Symbole müssen ebenso wie Worte zuerst von uns begriffen werden (vgl. PEARCE, 1992, 197).
Es ist also unsere Auffassung von einem Ort und nicht der Ort an sich, den wir sprachlich oder symbolisch erfassen. Auch, laut Löw, „unterscheidet der Mensch weder in seiner Wahrnehmung noch in seiner Erinnerung zwischen dem Ort und den plazierten Elementen. Es ist dabei unerheblich, ob es sich um Personen oder Dinge handelt“ (LÖW, 2001, 199). Auch die zeitliche Komponente spielt dabei keine Rolle. Der Ort verschmilzt also in der Wahrnehmung zu einem individuellen Gesamteindruck, und wir konstruieren auf diese Weise den Raum gleich mit. So ist zum Beispiel ein Raum unserer Kindheit, den wir als Erwachsene wieder betreten, viel kleiner als wir ihn in unserer Erinnerung behielten. Diese Überlegungen stützen jene Anschauungen, die den Raum vorrangig als Medium unserer leiblichen Existenz betrachten. Der Mensch ist Teil dieses Raums. Seine ordnende Wahrnehmung bezieht sich auf relative Verhältnisse. In gleicher Weise spürt er auch alle vorhandenen Körper (Objekte und Subjekte unterschiedlichster stofflicher Dichte), die in diesem Medium auf individuelle Weise sind, und setzt diese zu seinem eigenen Bezugssystem in Relation. Die Wahrnehmung der eigenen Handlungen, Stimmungen und die Ausbreitung dieser, und somit des eigenen Selbst, sind nur durch das In-Relation-Setzen zu etwas erfahr- und begreifbar. Die Gesamtheit dieserart wahrgenommenen Eindrücke oder Schwingungen (je nach System), können als Atmosphäre (siehe Kapitel 6.5) des Raumes interpretiert werden. Sie können anschließend auch klassifiziert und neuerlich symbolisch ausgestattet werden. Fällt diese Gesamtwahrnehmung, mit einem von uns Beobachtern zwar zufällig erlebten, in diesem Sinn aber bestimmbaren, also bestimmten, Zeitpunkt mit einem Ereignis zusammen, so bildet sich durch die zeitliche Festlegung ein Ort. Die Erfahrung ist dabei immer eine gegenwärtige, alles andere eine Auffassung der Auffassung.

### 6.1.2 Aneignung, die Schaffung einer Beziehung zum Ort

Für IPSEN (2006, 102) eignet sich gerade der Begriff des Ortes als begrenzte, erfahrbare Einheit des Raumes, um die räumliche Beziehung der Menschen zu ihrer Umwelt zu beleuchten. „Der Ort hebt sich vom Grund ab, ist jedoch ohne ihn nicht erfahrbar. … Die Stimmung des Ortes korrespondiert mit der Eigenart des ihn umgebenden Raumes und umgekehrt. Nur so ist es möglich, Beziehungen zu einem Ort, ob negativer oder positiver

Art, aufzubauen, sich in ihm selbst wieder zu finden und ihn so mit der eigenen Biographie, dem Milieu einer Gruppe oder einer sozialen Kategorie zu verbinden“ (IPSEN, 2006, 102).

So ist, wie er an dieser Stelle weiter ausführt, die „soziale und sozialpsychologische Beziehung zu einem Ort“ sowohl für den Menschen als auch für den Ort selbst von entscheidender Bedeutung (vgl. IPSEN, 2006, 102). Handlungen prägen sowohl den Ort an sich als auch seine Symbolkraft und somit wieder den individuellen Zugang des Menschen innerhalb des wahrgenommenen Gesamteindrucks. Es entwickelt sich eine „emotionale Ortsbezogenheit, die in der Umgangssprache als Heimat oder Zuhause“ (FELBER RUFER, 2006, 27) bezeichnet wird. Ausgehend von der eigenen Emotionalität kann, laut Frohmann, ein Austausch mit Orten, Landschaften und all seinen Elementen stattfinden. Er geht dabei unter anderem von Emotionalfeldern unserer Herzensqualität aus, welche über die Wahrnehmung der von außen wirkenden Schwingungen als Resonanzphänomene bewusst oder unterbewusst von uns Menschen erfasst werden können. Es findet also auch auf emotionaler Ebene ein permanenter Austausch statt. Auf diese Weise hinterlassen Menschen auch Emotionalabdrücke atmosphärischer Art im Raum, die einerseits auf den Ort einwirken, andererseits wiederum bei der Wahrnehmung solcher Resonanzen mitschwingen und so einen intuitiv erfassbaren „Beigeschmack“ gewahr werden lassen (vgl. FROHMANN, 2000, 242ff).

Ipsen verweist auf die Relevanz des eigenen Ortes mit seiner Vertrautheit der Menschen, Gerüche, Klängen usw., der die Sicherheit schafft und darüber hinaus mit Macht in Verbindung steht. Durch diese Verfügungsgewalt über den Ort, die mit der persönlichen Aneignung eng verknüpft ist, sind nicht nur Gefühle, heimatlicher Geborgenheit oder des Fremdseins von Bedeutung, sondern auch ein dazugehöriges Machtgefälle (vgl. IPSEN, 2006, 103f), welches durch territoriale Ansprüche und Zuordnung der Räume zu einer Besetzung von Orten führt.

Helmut Böse geht davon aus, dass jeder Mensch über ein persönliches Wissen darüber verfügt, welche räumlichen und materiellen Formen mit sozialem Inhalt verbunden sind, und wir unsere Gewohnheiten und Verhaltensweisen nach diesen richten (BÖSE, 1981, 154). Dieses Wissen ist prozessual und läuft im Hintergrund der Wahrnehmung ständig mit. Die Suche nach einem Ort, mit dem wir uns verbunden fühlen und einen positiven Bezug herstellen können, ist aus obig genannten Gründen evident. „Wir brauchen diese Räume, die wir als soziale identifizieren können, um unser Wissen von den

Notwendigkeiten und Gelegenheiten auf sie beziehen zu können; damit unsere Handlungsbereitschaft, die in den vermittelten Rollenverständnissen angelegt ist, Orte vorfinden [sic.], an denen sie durch Handlungen auch vollzogen werden können“ (BÖSE, 1981, 154f). Die Bildung einer Beziehung zum Ort ist eine Identifikation über Aneignung zur Orientierung des eigenen Selbst im Raum. Die Inbesitznahme, das, wenngleich auch nur temporäre, Aneignen eines Ortes oder die Identifikation mit dem Ort und somit auch mit dem Raum, wird über ein Gebrauchssystem hergestellt. „Man identifiziert sich dann mit einer materiellen Situation, [oder mit einem Ort (Anm. d. Verf.)], wenn der eigene Anteil an ihr auch durch den Gebrauch sichtbar wird oder sie mit bestimmten Personen und deren Handlungsweisen und Routinen verbunden ist“ (BÖSE, 1981, 191).Wie BÖSE (1981, 191) unterstreicht, wird diese Identifikation einerseits durch möglichst eigene Handlungen und andererseits durch beteiligte Personen bewirkt.

„Materiell räumliche Situationen werden dann zu Zeichen für immaterielle, persönliche Vertrautheiten sozialer Akte und Erfahrungen, die sie ermöglicht haben“ (BÖSE, 1981, 191). Diese Erfahrung stützt sich auch auf physische Aneignung, die wir verinnerlichen. Eine Wirklichkeit, die sich durch „eigene Anteilnahme kontrollieren und erobern“ (BÖSE, 1981, 153) lässt. „Es ist also durchaus notwendig, in den Begriff der Erfahrung auch rein physische Aneignungen und Einübungen aufzunehmen, denn nichts ist sicherer, als daß es ein Gedächtnis unseres Leibes gibt, der seine Erfahrungen macht und nichts vergißt“ (GEHLEN[83] zitiert in BÖSE, 1981, 155). Auch Gebhard betont die Notwendigkeit sich mit der nichtmenschlichen Umwelt vertraut zu machen, wobei er über die kindliche Entwicklung der Erfahrungswelt spricht. Er entlehnt dabei den Begriff der Aneignung von Leontjev[84], der diese als Prozess der Wechselbeziehungen mit der Umwelt charakterisiert. Diese wird aber nicht nur dinglich oder in Form von Handlungen vollzogen, sondern ist ebenso eine aktive psychische Tätigkeit. Auch das spätere Lebensgefühl wird von der „Art und Qualität der nichtmenschlichen Umwelt geprägt sein“, in welcher das kleine Kind mit Objekten Vertrautheit oder Fremdheit erleben wird (vgl. GEBHARD, 1994, 16).

“Dieses basale Heimatgefühl konstituiert sich aus der Erfahrung der gelungenen bzw. befriedigend erlebten Beziehung zu den primären Objekten: Das sind Menschen, Gegenstände, Pflanzen, Tiere, Häuser, Landschaften, Steine usw. Es gibt auch den Wunsch, in diese Heimat zurückzukehren“ (GEBHARD, 1994, 21).

---

[83] Gehlen A. (1961): Anthropologische Forschung. Reinbek.. Hamburg. S.30.

[84] Leontjev,A.N. (1973): Probleme der Entwicklung des Psychischen. Frankfurt/Main.

Die Beziehung zur Umwelt ist also ein ständiger Prozess, der uns seit unserer Kindheit begleitet, und punktuell an Orte beziehungsweise Ereignisse gebunden, unserer Wahrnehmung innewohnt. Diese Beziehung zum Ort kann auch auf andere Formen und Dimensionen des Raums umgelegt werden. Der innere Zugang und die persönliche Form der Wahrnehmung bleibt ja auch dort wie sie ist, nämlich individuell, vorgeprägt und trotzdem auf eine gewisse Weise ethisch kollektiv. So kann zum Beispiel davon ausgegangen werden, dass „…Landschaften der Kindheit und Jugend identitätsstiftend sind…“, wie Pfister betont. Er zieht daraus den Schluss, dass „bei rascher Veränderung der gebauten Umwelt die Übereinstimmung von der imaginären und der realen Welt gestört wird. Es kommt zu einem Identitätsverlust und zur Entfremdung“ (PFISTER[85] zitiert in FELBER RUFER, 2006, 37).

Es ist bedauerlicher Weise gerade die Wahrnehmung des Verlustes, und weniger jene der Wertschätzung des Vorhandenen, welche uns unsere Verbundenheit mit der Natur, dem Ort, der Landschaft, also dem Raum, spüren lässt. Gebhard spricht im Zusammenhang mit unseren Gefühlen zur Natur, die sich genauso auf Begriffe wie Umwelt oder liebgewonnene Orte und Landschaften wie auch auf Heimat beziehen könnte, von einer Liebesbeziehung (vgl. GEBHARD, 1994, 70). Diese kann sich aber nur mit jenen Dingen entwickeln, die persönlich angeeignet wurden, wo also eine persönliche Beziehung hergestellt wurde. Persönliche Aktivitäten wie zum Beispiel die Gartenarbeit oder ein Spaziergang sind in diesem Zusammenhang deshalb von so großer Relevanz, da es sich um ganzheitliches Erleben im ursprünglichsten Sinn (siehe Kapitel 6.4) handelt.

## 6.2 Natur und die Sehnsucht nach Empathie

### 6.2.1 Der Naturbegriff und Annäherung an eine Definition

Die Wechselwirkung der Mensch-Raum-Beziehung ist eine umfassend leibliche und seelische und muss daher ganzheitlich gesehen werden. Die Mensch-Natur-Beziehung als Teil dieser Erfahrung veranschaulicht die Problematik. Dabei ist wesentlich, dass der Mensch selbst Teil der Natur ist, genauso wie er Teil des Raumes ist. Er ist vollkommen involviert in den Kreislauf des Wachstums und des Verfalls, der Auflösung und Zerlegung

[85] Pfister, C. (1997): Landschaftsveränderung und Identitätsverlust. Akzentverschiebungen in der Modernisierungskritik von der Jahrhundertwende bis um 1970. In: Traverse 2. 49-67.

in kleinste Teilchen, aus denen dann wieder neues Leben entsteht. Die entscheidende Frage ist, seit wann beziehungsweise mit welcher Hybris sich der Mensch von dieser, seiner eigenen Natur entfremdet und Stück für Stück von ihr zu entkoppeln begann? Laut Peter Sloterdijke fing der Mensch in der Renaissance an sich selbst außerhalb der Natur zu stellen, wie er kürzlich am 15. Philosophicum postulierte: "Die Natur wurde zum Objekt der Gestaltung, der Mensch zum zweiten Schöpfer. Hatte bisher die Natur mit ihm gespielt, drehte er jetzt den Spieß um: Wir spielen mit dem, was mit uns spielt" (BRUCKMOSER, 2011)[86]. Dass es sich dabei um ein Spiel ohne Gewinnchancen handelt, zeichnete sich spätestens in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts an unserer Lebensgrundlage, dem Planeten Erde, deutlich ab. Schopenhauer sah die Ursache für die Abspaltung des Menschen von der Natur, und somit von sich selbst, in der Teilung von Subjekt und Objekt begründet. Das bedeutet, „daß Alles, was für die Erkenntniß daist [sic], Anschauung des Anschauenden, mit einem Wort, Vorstellung" (SCHOPENHAUER[87] zitiert in FLEISCHER, 2004, 70) ist. In dieser Welt der Erscheinung versteht sich der Mensch als außerhalb der Natur stehend. Der Philosoph Günther Anders sah eine Abhängigkeit, die durch die Distanziertheit des Menschen von seiner Umwelt manifest wird. Ein Lebewesen, dass gezwungen ist, sich seinen Platz in der Umwelt zu schaffen, seine Wohnorte erst zu bauen, der die Umwelt auf sich selbst richtet, weil er sein eigener und einziger Bezugspunkt ist, muss sich permanent selbst reproduzieren und künstliche Welten schaffen, da er gar keine andere Möglichkeit hat als in seinen selbst entworfenen Welten zu leben (vgl. LIESSMANN, 2001, Die Antiquiertheit des Menschen).

„Künstlichkeit ist die Natur des Menschen, und sein Wesen ist Unbeständigkeit" (ANDERS zitiert in LIESSMANN, 2001, Die Antiquiertheit des Menschen). Diese Künstlichkeit innerhalb eines mechanischen Weltbildes, die Entfremdung von seiner eigenen Natur und seiner Umwelt, schaffen aber nicht nur das Problem, dass der Mensch an einer völlig auf seine eigene Vorstellung bezogenen Phantasiewelt glaubt und diese ständig reproduziert, sondern: „Der Mensch tritt als Schöpfer auf, seine Produkte übersteigen aber seine emotionalen und kognitiven Kompetenzen" (LIESSMANN, 2001, Die Antiquiertheit des Menschen). Die Substanz wird vom Prozess getrennt, das Selbst von den anderen und das Denken vom Fühlen (vgl. BROWN, M.Y.; MACY, J. 2007, 55).

---

[86] Bruckmoser berichtet in den Salzburger Nachrichten über die Eröffnungsrede Peter Sloterdijkes am 15. Philosophicum in Lech am Arlberg.

[87] Aus Arthur Schopenhauer, Züricher Ausgabe, Werke in zehn Bänden, Zürich 1977, Band 1: Die Welt als Wille und Vorstellung, Seite 29.

Seit jeher versucht der Mensch alle Seiten der Natur zu kontrollieren. Gelingt es ihm doch nicht einmal mit seiner eigenen. Nach wie vor unbegreifbar, im wahrsten Sinn des Wortes, ist ihm jener Teil, der ihm als unsichtbare Kraft in Erscheinung tritt. Ein Geheimnis der Lebendigkeit. Sie ist als Objekt der Begierde zwar interessant, aber er begnügt sich letztendlich doch mit jenem Teil der Natur, der ihm zur eigenen Verwendung besser geeignet scheint. Ist dieser doch fassbar, zerlegbar, beobachtbar, also im Normalfall Materie. Diese macht er sich nach besten Kräften untertan, versucht sie zu lenken und zu steuern. Und die Frage was denn übrig ist von diesem Teil der Natur, dem phänomenal Gegebenen, muss nicht zuletzt gerade im 21. Jahrhundert gestellt werden.

Im wissenschaftlichen Diskurs ist der Naturbegriff zumeist einer der Exklusion.
Natur wird also etwas Künstlichem, vom Menschen Erschaffenem gegenübergestellt. Aus der Perspektive dieser Künstlichkeit wird das Natürliche wieder begrifflich. Gerade historisch bildet sich so die Veränderung des Zugangs der Menschen zur Natur über ihren Stellenwert in der jeweiligen Epoche ab.
So ist in der Landschaftsplanung die Verwendung des Begriffs „Natur“ ohne vorherige Abgrenzung heikel, da es zum Beispiel gerade in der Diskussion um den Naturschutz ja darum geht, was denn eigentlich noch beziehungsweise aus welchen Gründen geschützt werden soll, und ob das überhaupt noch Natur im ursprünglichen Sinne ist? Gerade im 21 Jahrhundert wird uns global vor Augen geführt, dass die „wilde“, also ursprüngliche Natur nur mehr refugial existiert.
Eine solche Definition ist nicht gerade einfach zu bewerkstelligen. Dies zeigt sich alleine daran, dass sich keines der neun österreichischen Naturschutzgesetze der Länder auf das glatte Parkett begibt, den Gegenstand ihres Schutzes zu erörtern. So wird dort zwar Artenschutz, nie jedoch Natur selbst definiert. Das „Health Council of the Netherlands and Dutch Advisory Council for Research on Spatial Planning, Nature and the Environment“ verwendet folgende Definition und hängt gleichzeitig untergeordnete Kategorien an: „We understand nature to be the environment in which organisms or their biotopes expressly manifest themselves. In addition to nature reserves, this will also include farmland, production forest, urban green spaces and back gardens. […]
• Urban nature: nature in an urban setting (e.g. gardens, parks, leisure parks, berms, hedgerows and bathing waters.

• Agricultural nature: a primarily agricultural landscape with small, set-aside patches of nature (nest guards, fallow land, ditch sides).
• Production forest: nature in woodland that is primarily managed for timber production.
• Traditional rural nature: nature in a small-scale, man-made landscape with a high level of biodiversity, which is preserved partly for historical reasons.
• Natural forests: nature in woodland where management is geared towards more authentic vegetation.
• Wild nature: nature in an environment that develops spontaneously and can be maintained with minimal management (the Wadden Sea, natural rivers, marshy woodland, etc.)“
(Health Council of the Netherlands and Dutch Advisory Council for Research on Spatial Planning, Nature and the Environment, 2004, 25).

Aus diesem Kontext heraus ist auch folgende indirekte Definition von Natur über eine gebräuchliche Definition von Kulturlandschaft (vgl. DOLLINGER, 2010, Internetquelle vom 8.9.2010) zu sehen:

1. Urlandschaften, also die „wilde“ und vom Menschen in keinster Weise beeinflusste Natur. Eine Landschaftsform, die es heutzutage nicht mehr gibt, die aber den imaginativen Prototypen und Ausgangspunkt für intakte Natur abgibt.
2. Naturlandschaften: Eine Landschaft, deren naturräumliche Beschaffenheit, deren intaktes Ökosystem, also alle ihr innewohnenden naturräumlichen Elemente, lebendig oder unbelebt, und das Zusammenspiel dieser, weitgehend frei von menschlichen Eingriffen waren und sind. Diese beschränken sich heute weltweit zumeist lediglich auf kleine Refugialgebiete in entlegensten Regionen.
3. Unter Kulturlandschaften werden all jene Landschaften zusammengefasst, die irgendwann in ihrer Historie im Zeichen der menschlich-kulturellen Einflussnahme standen oder stehen.

Bemerkenswert an dieser Begriffseinteilung ist, dass alles, was normalerweise im Alltagsleben als Natur gesehen wird, aus guten Gründen nicht mehr unter den eigentlichen Naturbegriff dieser Definition fällt. Desweiteren wird zwischen naturnaher und naturferner Kulturlandschaft unterschieden, sozusagen als Maß für die Beeinflussung und Beeinträchtigung der potentiell zu erwartenden Naturlandschaft durch die Lebens- und

Wirtschaftsweise des Menschen. Das, was an Natur für den zum Beispiel erholungssuchenden Menschen also sichtbar und nutzbar ist, sind anthropogen nutzungsbedingte Formen des kulturellen und wirtschaftlichen Schaffens des Menschen in der Landschaft selbst. Bäume sind dementsprechend nicht Natur, sondern naturräumliche Elemente und Ausstattungsmerkmale.

Der Naturbegriff muss also dahingehend erweitert aufgefasst werden, da es um jene Teile der Umwelt geht, bei denen der menschliche Einfluss sehr gering und nicht augenscheinlich ist, wie ihn KARLEGGER, (2010, 10) von Clayton & Opotow[88] übernimmt. Hierzu zählen lebende Organismen, also Flora und Fauna, wie auch unbelebte Materie. Da eine solcherart begrifflich gefasste Natur also auch in den künstlichsten Welten vorkommen könnte, reduzieren andere Autoren den Begriff „Natur“ auf den belebten Teil unserer Umwelt (siehe BÖGEHOLZ, 1999, 20). Das Problem ist also die Abgrenzung innerhalb unbelebter Materie. Auch wenn jeder in der Praxis zwischen einer Felswand und einer Betonwand unterscheiden kann, bleibt diese Unsicherheit der Unterscheidbarkeit von unbelebter Materie sowohl in der Definition als auch in der Praxis vorhanden, ist doch künstlich Geschaffenes nicht unbedingt von Natürlichem unterscheidbar.

Sinnvoller erscheint mir da jene Definition, die die Biologin und Naturtherapeutin Anke SCHLEHUFER (2005, 183) mit Verweis auf die Kulturabhängigkeit der Konstruktion des Begriffs „Natur“ im Sinne von „das Geborene“ vorschlägt. In diesem Kontext findet sich der Schwerpunkt als Rückbesinnung auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes, auf dem schöpferischen Prozess des Lebens selbst. „Mit Natur ist also nicht etwas Gegenständliches gemeint und erst recht nicht nur die Natur >>da draußen<<, abgetrennt vom Menschen und seiner Zivilisation, sondern die Daseinsebenen, Seinsqualitäten und Prozesse, die das Lebendige und somit auch das Menschliche allgemein durchweben“ (SCHLEHUFER, 2005, 183f). Wenn also in den nachfolgenden Kapiteln von Natur die Rede sein sollte, bezieht sich dieser Begriff auf diese phänomenologisch erfassbaren Anteile. Entscheidend ist einerseits das naturräumliche Potential eines Lebensumfeldes, welches möglichst naturnahe sein sollte, als auch auf die Qualität der naturräumlichen Elemente, immer die Prozesse des Lebens als Gradmesser im Auge behaltend.

---

[88] Clayton, S. & Opotow, S. (Hg.). (2003): Identity and the natural environment. The psychological significance of nature. Cambridge: The MIT Press.

## 6.3 Die Wirkung der Natur auf den Menschen

Wie in diesem sowie in den folgenden Kapiteln beschrieben werden wird, sind die beinflussenden Faktoren der Natur auf den Menschen, bei aller Komplexität, stets eine Kombination aus ökologischen, ästhetischen, physischen, psychischen, sozialen, pädagogischen (vgl. ABRAHAM et al., 2007, 59) sowie spirituellen Aspekten. Diese beinhalten immer mentale, emotionale und vitalenergetische Anteile, die als Bewusstseinsdimensionen beschrieben werden können (vgl. FROHMANN, 2000).
Auf der menschlichen Wahrnehmungsebene sind ständig alle diese Komponenten, bewusst oder unbewusst, gleichzeitig wirksam.

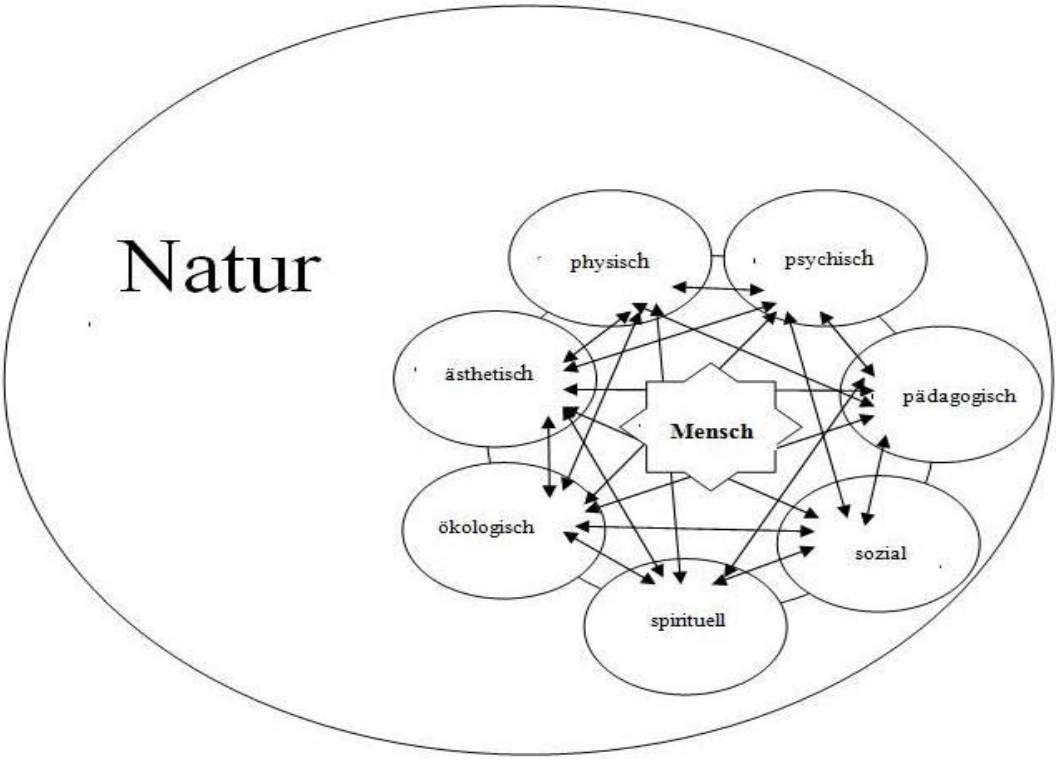



**Abbildung 10: Die Beziehungsaspekte zwischen Natur und Mensch**

Gebhard beschreibt sich auf Searles beziehend folgenden Beziehungsgewinn durch die lebendige Natur:

1. „Die Linderung von verschiedenen schmerzhaften und angstbesetzten Gefühlszuständen."
2. „Die Förderung der Selbstverwirklichung."
3. „Vertiefung des Realitätsgefühls."

4. „Unterstützung der Wertschätzung bzw. positiven Einstellung zu den Mitmenschen.“

(vgl. SEARLES[89], 1960, 104ff in GEBHARD, 1994, 34)

Ähnlich sieht dies ÖSTERREICHER (2006, 44), wenn er das Zusammenspiel von Wahrnehmung und Bewegung durch die vielfältige neuronale Vernetzung als der Aufrechterhaltung von Gesundheit dienlich postuliert.

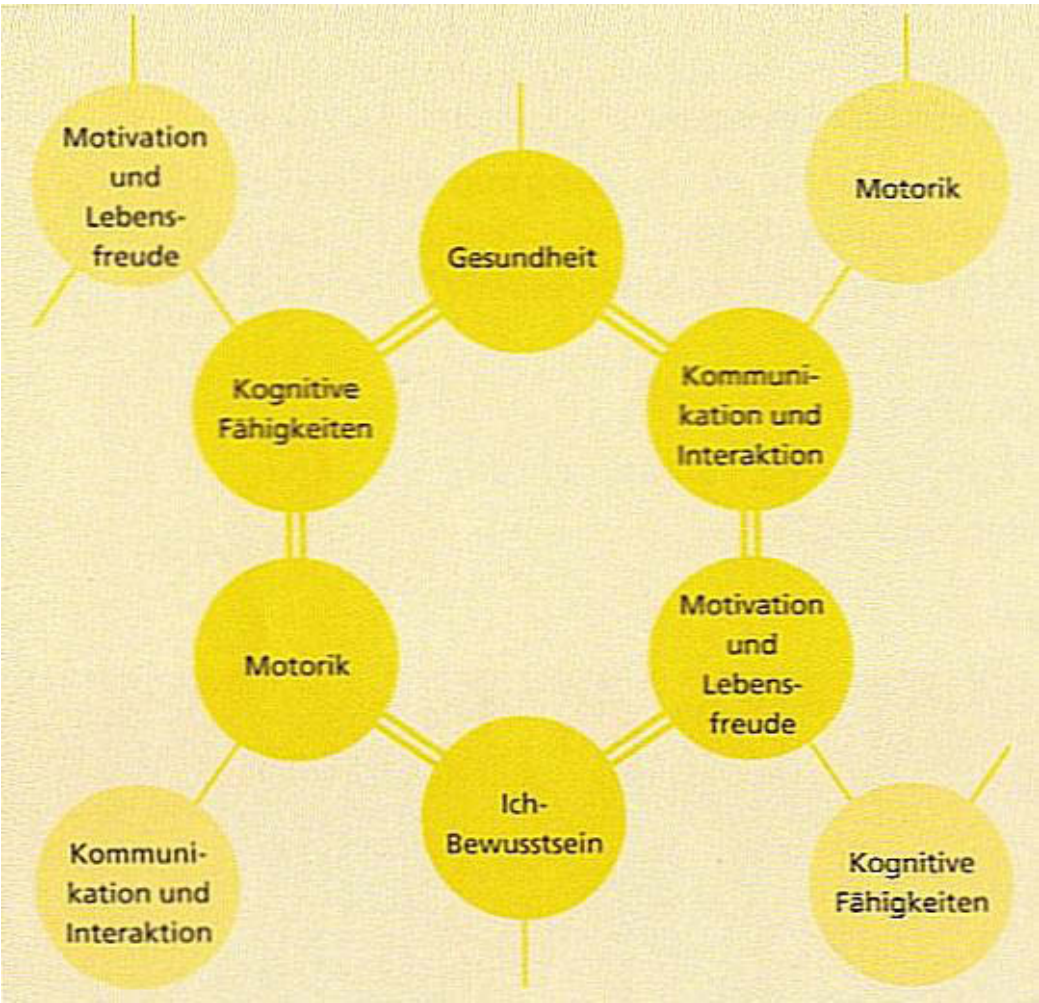



**Abbildung 11: Bewegung: Querverbindung und Zielbereiche nach Österreicher**

Der Mensch wird durch die gesteigerte Kognitionsfähigkeit physisch und psychisch leistungsfähiger, was zu größerem Wohlbefinden und Selbstwertgefühl, wegen einem besseren Zugang zu sich selbst und durch gesteigerte Kommunikation auch zu Anderen, führt.

---

[89] Searles, H.F. (1960): The nonhuman environment in normal development and schizophrenia. New York.

Das niederländische Gesundheitsministerium „Health Council of the Netherlands“ isolierte 2004 fünf Effekte, die es der Natur in Form von Grünraumausstattung von Wohnumgebungen zuschrieb und als sozial relevant erachtete: Die raschere Erholung von Stress und geistiger Müdigkeit, die Neigung zu Aufenthalt und Bewegung in der Natur, die Verbesserung der Sozialkontakte, Entwicklungsförderung durch Stimulation bei Kindern und die Bereitstellung von Möglichkeiten der Selbstentwicklung und Zielfindung von Erwachsenen. „recovery from stress and attention fatigue; encouragement of exercise; facilitation of social contact; stimulation of development in children; and provision of opportunities for personal development and sense of purpose in adults“ (Health Council of the Netherlands and Dutch Advisory Council for Research on Spatial Planning, Nature and the Environment, 2004, 28).

Die Studie stützte sich auf die Daten von 17000 befragten Bewohnern. Jene mit üppiger Grünausstattung in ihrer Nachbarschaft, in einer maximalen Entfernung von 1-3 Kilometern, waren demnach im Durchschnitt gesünder, was sich vor allem bei älteren Personen, Hausfrauen und Personen niedriger sozialökonomischer Gruppen bemerkbar machte. Die Autoren waren der Ansicht, dass dies vorrangig auf NutzerInnengruppen zutraf, die das Grünraumangebot am meisten nutzten. Interessanter Weise konnte dieser Effekt nicht für Kinder nachgewiesen werden. Sie fanden diese Ergebnisse stimmig mit einer japanischen Langzeitstudie, die 3144 Personen im Alter über 70 Jahren in Tokyo einbezog. Diese konstatierte eine geringere Sterblichkeitsrate, wenn die Wohnumgebung der betreffenden Personen eine relativ gute Grünausstattung aufwies (vgl. Health Council of the Netherlands and Dutch Advisory Council for Research on Spatial Planning, Nature and the Environment, 2004, 36ff).

Auch WELLS & EVANS bestätigten, dass sich durch nahegelegene Vegetation und natürliche Elemente in der Umgebung sich der Umgang mit Stress von Kindern verbessern lässt: „nearby nature can buffer the effects of stressful life events on psychological distress among children“ (WELLS & EVANS, 2003, 324).

Auch andere Studien stützen dementsprechende Wirkungen von Natur auf den Menschen. Empirische Ergebnisse belegen auch die Erholung von geistiger Müdigkeit in natürlichen Landschaften, während in urbanen Landschaften die geistige Ermüdung weiter zunimmt (vgl. BERTO, 2005, 258)

Ähnliche Ergebnisse bezüglich der Konzentration sind auch in Hartig et al. (2003)[90]; Korpela & Hartig (1996)[91]; Tenessen & Cimprich (2005)[92] uva. zu finden (vgl. ABRAHAM, 2007, 44f).

So haben PRETTY, GRIFFIN et al. (2005)[93] einen signifikant positiven Effekt auf das Selbstvertrauen und die mentale Zufriedenheit durch physische Aktivitäten innerhalb ruraler im Gegensatz zu urbanen Landschaften festgestellt (vgl. ABRAHAM et al., 2007, 39). In einer weiteren Studie konnte nachgewiesen werden, dass dieses „green exercise" sowohl dem akuten Stressabbau dient als auch präventiv gegen Stress vorbeugen kann. Ihre Kriterien wurden dabei zwischen Naturbeobachtung auf rein visueller Ebene, Naturbeobachtung bei gleichzeitigem Aufenthalt in der Natur und Aktivitäten in und mit der Natur, wie Gartenarbeit, Reiten und ähnliches unterteilt (vgl. PRETTY et al., (2005) [94] in ABRAHAM, et al., 2007, 40).

Generell wird in den meisten Studien die Wirkung von Natur auf Emotionen in Form einer positiveren Grundstimmung hervorgehoben. Der Aufenthalt in der Natur fördert dabei auch die Fähigkeit zur Selbstreflexion und erleichtert dadurch den Umgang mit Alltagssituationen (vgl. KARLEGGER, 2010, 16).

In einer Studie von Whitehouse et al., 2001[95], „berichteten Eltern und das Personal eines Kinderkrankenhauses, dass der Garten für sie unter anderem von Bedeutung ist, weil sie den Garten nutzen zur Bewältigung von Verlusterfahrungen, zur Verarbeitung von stressigen Arbeitssituationen und um Zeit mit ihren Kindern zu verbringen" (ABRAHAM et al., 2007, 24). Auch im Schlussbericht des Alterszentrums Opfikon in der Schweiz, der bei Hofmann[96] Erwähnung findet, wo ein therapeutischer Garten errichtet wurde,

---

[90] Hartig, T.; Evans, G. W.; Jamner, L.D.; Davis, D.S. & Garling, T. (2003): Tracking restoration in natural and urban field settings. Journal of Environmental Psychology 23(2): 109-123.

[91] Korpela, K & Harting, T. (1996): Restorative qualities of favorite places. Jounal of Environmental Psychology 16(3): 221-233.

[92] Tenessen, C. Cimprich, B. (1995): Views to nature: Effects on attention. Journal of Environmental Psychology 15: 77-85.

[93] Pretty, J.; Griffin, M.; Peacock, J.;Hine, R.; Sellens, M. & South, N. (2005): A Countryside for Health and Wellbeing: The Physical and Mental Health Benefits of Green Exercise. Sheffield, Sheffield Halam University. Countryside Recreation Network.

[94] Pretty, J.; Peacock, J.; Sellens, M., Griffin, M. (2005): The mental and physical health outcomes of green exercise. International Journal of Environmental Health Research 15(5): 319-337.

[95] Whitehouse, S.; Varni, W.; Seid M.; Cooper-Marcus, C.; Ensberg, M.J.; Jacobs, J.R.; Mehlenbeck, R.S. (2001): Evaluating children`s hospital garden environment: Utilization and customer satisfaction. Journal of Environmental Psychology 21 (3): 301-314.

[96] Hoffmann, R. (2005): Mehr Lebensqualität. Ergebnisse eines Forschungsprojektes im Alterszentrum. g`plus – die Gärtner-Fachzeitschrift 8: 26-27

beurteilten sowohl die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen als auch die Bewohner und Bewohnerinnen diesen als Bereicherung für ihre Lebensqualität. Als Gründe dafür wurden nicht nur die häufigere Nutzung nach der Umgestaltung und als Thema für Gesprächsstoff erwähnt, es böte sich reichlich Gelegenheit für die Entdeckung von Neuem und Altbekanntem sowie für Aktivierungstherapie und aktivierende Pflege (vgl. ABRAHAM, 2007, 24).

Das Potential der heilenden Naturwirkung wird gerade im institutionellen Gesundheitswesen immer mehr entdeckt. Der Einsatzbereich von Therapiegärten reicht heute mittlerweile von der Geriatrie über die Physiotherapie bis hin zu Wachkomapatienten (vgl. LEHR, 2007, 14).

„Ein Garten ermöglicht (und erfordert) zunächst die eigene tätige Auseinandersetzung mit Boden, Pflanzen – und gelegentlich auch bestimmten Tieren. Darüber hinaus führt aber der enge und unmittelbare Kontakt zur Natur bei Kindern und Erwachsenen auch zu einer Beeinflussung psychischer Zustände und Prozesse: Wer sich in bewusster Weise einem ganz bestimmten Fleckchen Erde – und wenn es nur ein paar Blumentöpfe sind – zuwendet, gewinnt auch seine ganz eigene Beziehung zu Wachstums- und Entwicklungsprozessen, Verantwortlichkeit und Autonomie. Der enge Kontakt zu Erde und Pflanzen, eine intensivere Wahrnehmung jahreszeitlicher Abläufe und das unmittelbare Erleben von Wachstum und Vergehen schenken emotionale Stabilität, Sicherheit und Ruhe – Wirkungen, die sowohl auf das Tun als auch die Möglichkeit von Beobachtung und Betrachtung zurückzuführen sind.“(Österreicher, 2006, 167).

### 6.3.1 Emotional-psychologische Aspekte der Naturverbundenheit

Allein die Vorstellung von Natur scheint heilende Wirkung zu haben. So beschrieb jeder der 300 Befragten einer Studie von Anita Rui Olds[97] Natur als genesungsfördernd (vgl. NIEPEL & EMMRICH, 2005, 80f).

Noch erstaunlicher sind jene Ergebnisse von Gerlach-Spriggs et al[98]: „Gezielt einem Stressfaktor ausgesetzten Versuchspersonen wurden Naturszenen gezeigt. Binnen weniger Minuten veränderten sich Parameter wie Bluthochdruck, Muskeltonus oder Herzfrequenz. Genauso wichtig: Die Versuchspersonen fühlten sich insgesamt besser. Sie waren weniger

[97] Rui Olds, A. (2000): A Child care design guide. McGraw-Hill. New York.

[98] Gerlach-Spriggs, Nancy, Kaufman, Enoch, Warner, Bass (1998): Restaurative Gardens. Yale University Press. New Haven.

verärgert, weniger ängstlich und hatten eine positivere Einstellung“ (GERLACH_SPRINGS nach NIEPEL & EMMRICH, 2005, 81). Dieser Schluss, den Einfluss der Natur den Menschen betreffend, kann auch aus den Ergebnissen, wie sie aus der Untersuchung über die Bewertung von Landschaftsbildern hervorgehen, gezogen werden. Halbwidel stellte zum Beispiel fest, dass Testpersonen gehölzbestandene Landschaftsbilder gehölzfreien vorzogen, da sie als abwechslungsreicher, lebendiger, interessanter und angenehmer empfunden wurden (vgl. HALBWIDL, 2004, 162ff).

Derart emotional-psychische Wirkungen sind auch von anderen subliminalen Bildvorführungen bekannt. Dabei geht es einerseits um die Harmonie der Proportionslehre als ästhetische Komponente und unsere biologisch-proportionale Verwandtschaft zu jenen Dingen und Lebewesen, die wir als ästhetisch „schön“ empfinden (siehe auch DOCZI, 1994), um neuronale Affekte, wie sie von Spiegelneuronen bekannt sind (vgl. Kapitel 4.2.1), sowie um die psychische Wirkung in Form von Symbolik und archetypischen[99] Prägungen, wie sie noch später in diesem Kapitel besprochen werden, andererseits. Die Wirkung wird, je nach Auffassung, aus einer Kombination psychischen Erinnerns des Körpers an zuvor Erlebtes, durch kollektiv unterbewusste Urformen und durch das emotionale Gedächtnis des Leibes, mit all seinen physischen und psychischen Auswirkungen (vgl. KELEMAN, 2004 11ff) hervorgerufen und wirkt ganzheitlich zurück auf unser System. Die so gewonnenen Eindrücke unserer Wahrnehmung wirken zurück auf unsere Anatomie und Physiologie sowie in bewusste wie auch in unterbewusste Bereiche unserer Psyche.

Die Ergebnisse von Roger S. Ulrich passen in dieses Bild. In seiner Studie schreibt er über die stressreduzierende Wirkung von Vegetation sowie einen Versuch in einem Vorstadt-Spital in Pennsylvania, USA, bei welchem festgestellt werden konnte, dass sowohl der postoperative Spitalsaufenthalt verkürzt als auch der Verbrauch von Schmerzmitteln nur durch die Tatsache zurückging, dass die Patienten ein Zimmer mit Blick auf Parkbäume bekamen (vgl. ULRICH, 1985, 8f).

Auch wenn die Arbeit von Ulrich als wegweisend gesehen werden kann, stellt diese die ästhetisch-visuelle Wirkung von Bäumen in den Vordergrund und übersieht möglicherweise dabei leider andere, weitreichendere Auswirkungen dieser Erkenntnis. Die

---

[99] Archetyp: Urbild, Urform. »Mundus archetypus« = die Welt der Urbilder, der Muster der Dinge, der Ideen (s. d.). Eisler Rudolf - Wörterbuch der philosophischen Begriffe. http://www.textlog.de/1374.html vom 2.12.2011

eigentliche Frage ist, ob diese nachgewiesene heilende Wirkung von Vegetation, in diesem Fall von Bäumen, nicht auf viel mehr zurückgeht als auf die positiv ästhetische Wahrnehmung. Um wie viel größer muss die Wirkung sein, wenn zu der rein visuellen Reizaufnahme alle anderen Sinne als leiblich-ganzheitliche Anwesenheit (siehe Kapitel 6.4) in solche Untersuchungen mit einbezogen würden?

Mayer et al. bestätigen einen messbaren Unterschied zwischen virtueller und realer Natur, wenngleich sie auch positive Effekte auf den Menschen durch medial vermittelte Natur nachweisen konnten: „Generally, exposure to real nature was associated with greater psychological benefits than with virtual nature“ (MAYER et al., 2009, 638).

FROHMANN et al (2010, 97) setzen die gesundheitsfördernde Wirkung von Natur und die verbesserte Regenerationsfähigkeit von seelischer und geistiger Müdigkeit durch den Aufenthalt in Landschaften voraus und verweisen dabei auf weitere zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen. Sie untersuchten sowohl psychologische als auch physiologische Auswirkungen verschiedener Orte einer Landschaft auf den Menschen. Ihrer Auffassung nach „ermöglichen Landschaften neben der ästhetischen Wahrnehmung eine kontemplative Begegnung mit atmosphärischen Raumqualitäten, wobei <<Atmosphäre>> nicht physikalische, sondern psychisch wirksame und synergetische Effekte der Landschaftselemente bezeichnet, die vom Raum als Gesamtstimmung aufgebaut und im Sinne der holistischen Erfahrung der Raumvitalität psychisch wirksam werden. […] Es wird davon ausgegangen, dass die inhärente Qualität der Landschaftsräume den Menschen in eine bestimmte körperliche und gefühlsmässige (sic.) Disposition versetzt“ (FROHMANN et al., 2010, 97f). Sowohl die durchgeführten physiologischen Messungen als auch die psychologischen Auswertungen bestätigten die Annahme von Unterschieden der subjektiven Wahrnehmung des Befindens und der Vitalität in Abhängigkeit verschiedener Raumqualitäten. Nicht nur urbane und naturräumlich geprägte Landschaften besitzen unterschiedliche Erholungspotentiale, sondern auch innerhalb naturräumlicher Landschaften gibt es verschiedene Bereiche unterschiedlicher Qualitäten, die sich in unterschiedlichen Erholungs- und Aktivierungspotentialen nachweisen lassen. Laut FROHMANN (2000, 161f) ist die ästhetische Wahrnehmung dabei eine zutiefst sinnliche. Bedeutet doch das griechische Wort „aísthetike“ ursprünglich sinnliche Wahrnehmung und Erkenntnis. Die Sinneswahrnehmung als Erkenntnisprozess ist also mehr als die Wahrnehmung über den Sehsinn selbst und beinhaltet alle dem Menschen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten

der Verarbeitung von Reizen. Die Verarbeitung dieser Eindrücke „ist stets eine synthetische Erfahrung und bezieht die Informationen über alle unsere Sinnesorgane mit ein, auch wenn uns das nicht immer bewußt ist“ (FROHMANN, 2000, 161). Die Vereinigung der Wahrnehmung aller Sinne ist eine synästhetische Erfahrung. Das Ganze ist mehr als die Summe der einzelnen Teile. Die Erfahrung geht also über die Sinne hinaus. Das Prozesshafte an der ästhetischen Wahrnehmung, die eine ganzheitlich leibliche ist, ist ein Konglomerat aus Erfahrungen und Erinnerungen, welche durch die aktuell wahrgenommenen Reize stimuliert werden. Sie sind sowohl persönlich als auch kollektiv und daher eine individuell einzigartige Kette an verknüpften Bildern, Assoziationen und Emotionen. Die individuell positive oder negative Wahrnehmung aller Erlebnisse, also auch jener von und mit Natur in allen Facetten, unterliegt dabei stark subjektiven Kriterien, die in den verschiedenen gesellschaftlichen und persönlichen Prägungen der Psyche einer Person verankert sind.

Sowohl FROHMANN (2000, 162ff) als auch BRÖNNLE (2006, 52ff) gehen von einer seelischen Beziehung von Mensch und Landschaft aus, welche sich einerseits auf den Raum erweitern, andererseits auf ihre naturräumlichen Elemente anwenden lässt, und stützen sich dabei auf die Arbeiten und Erkenntnisse C.G. Jungs. „C.G. Jung geht davon aus, daß sich im Unterbewußten des Menschen Informationen in Form von Erfahrungsinhalten speichern, die sich aus der Wechselwirkung zwischen Mensch und Lebensraum entwickeln. … Wir speichern Lebenserfahrungen im Unterbewußten, wo sie uns ohne unser bewußtes Gewahrsein weiter existieren und ständig in unsere Lebensgestaltung einfließen. […] Er unterscheidet hierbei zwischen dem persönlichen Unterbewußten, welches der persönlichen Erfahrung und Aneignung bedarf, und dem kollektiven Unterbewußten, welches allen Menschen angeboren ist“ (FROHMANN, 2000, 163 bezieht sich auf C.G. Jung[100]). Solcherart unbewusste Erfahrungsinhalte, die in unserer Kindheit und Jugend geprägt wurden, fließen auch in die Wahrnehmung und in das Erleben von Raum, Landschaft und Natur ein und beeinflussen unsere Art der Beziehung. Sei das Ereignis nun Auslöser positiver oder negativer Grundstimmung. Trotz aller Veränderbarkeit und Überformung im Laufe des Lebens, bleibt also die durch das Wertesystem früh erlernte Symbolkraft des Gegenständlichen erhalten (vgl. FROHMANN, 2000, 164).

---

[100] Jung, C.G. (1927 zitiert in Aufl. 1993): Seelenprobleme der Gegenwart. dtv, München, 106-134.

Wird durch einen Reiz diese symbolhafte gespeicherte Information wieder aktiviert, reagieren wir körperlich und emotional so wie zum Zeitpunkt der Abspeicherung. Da der Großteil dieser Informationen in sehr frühkindlichen Phasen angelegt wird, kommt es zum Abspulen von Verknüpfungsmustern, die mitunter für einen rational denkenden Erwachsenen irritierend sein können.

Gerade in Träumen kommen diese Verknüpfungen ungefiltert nach oben. „Wie die Symbolgeschichte zeigt, kann der ganze Kosmos, beinahe alles zum Symbol werden: Steine, Pflanzen Tiere, Berge, Täler, bis hin zu Nutzgegenständen und geometrischen Formen wie Kreis, Dreieck oder Quadrat, sowie besonders auch Zahlen“ (BRÖNNLE, 2006, 53). Interessanterweise sind viele Symbolbilder ihrem Ursprung nach kollektiv und bilden laut C.G. Jung die Basis für das individuelle Unterbewusste. Kollektiv ist dabei eine angeborene Tendenz des Menschen, solche Motivbilder zu formen (vgl. BRÖNNLE, 2006, 53).

Diese Archetypen waren, im Gegensatz zum persönlichen Unterbewusstsein, welches uns als Verdrängtes oder Vergessenes einmal bewusst war, immer einzig auf der unbewussten Ebene. Archetypen vereinen eine Vielzahl symbolhafter Aspekte, die sich durch die gesamte Menschheitsgeschichte zurückverfolgen lassen. Aus ihnen leiten sich Mythen, Märchen, und Bräuche ab, die immer in Beziehung zum täglichen Lebensumfeld stehen (vgl. FROHMANN, 200l 166).

Die Tendenz des Menschen, solche Motivbilder zu formen, also Einflüsse des kollektiven Untebewussten, ließen sich auch durch Sheldrakes „morpische Felder“ erklären, auch wenn seine Theorie wissenschaftlich sehr umstritten ist. Sheldrake geht davon aus, dass sich durch „morphische Resonanz“ nicht nur neu erlernte Verhaltensmuster einer Spezies verbreiten und paranormale Phänomene erklären, sondern uns auch an dem kollektiven Gedächtnis unserer Gesellschaft teilhaben lassen. Die physisch-chemische Geistestätigkeit unseres Gehirns können demnach als Felder interpretiert werden, die sich über den Körper hinaus in die Umwelt erstrecken. Diese erweiterten mentalen Felder werden über Resonanz zumeist unbewusst wieder aufgenommen und fließen in unser eigenes psychisches und emotionales System ein (vgl. SHELDRAKE, 2009, 372 oder SHELDRAKE, 2003, 152ff).

In ganz ähnlicher Weise spricht auch Pearce von Neuronalfeldern (siehe PEARCE, 1994, 39ff), die mit der quantentheoretischen Auseinandersetzung David Bohms für ihn als Frequenzen von Intelligenzfeldern in unser Bewusstsein einfließen (vgl. PEARCE, 1994, 50ff). Klar ist, dass ganze Ketten psychischer Assoziationen unbewusst in unsere

Wahrnehmung einfließen und uns je nach Reiz individuell mehr oder weniger unterschiedlich in unserem Empfinden, Denken und Handeln beeinflussen, und das selbst wenn wir uns mittels Schlaf regenerieren und uns von der Außenwelt als nach innen abgekehrt empfinden, wie uns die C.G. Jung´sche Traumanalyse lehrt. Wir halten also psychisch, physisch und emotional immer Kontakt zu unserer Umwelt und stehen folglich auch ständig mit ihren raumkonstituierenden Elementen in Verbindung.

Jung war von einer Verbindung des Unbewussten mit anorganischer Materie, einer „unus mundus", wie er es ausdrückte, überzeugt (vgl. BRÖNNLE, 2006, 57).

Diese Einheit, in der Seele und Materie sich nicht mehr voneinander unterscheiden, trifft auf den ganzen Raum zu und beinhaltet somit auch vital belebte Elemente der Natur, deren zumeist positiv verknüpfte Wirkungen vorher besprochen wurden. Auch Studien wie jene von RUF (2004) zur sinnesbezogenen Raumwahrnehmung, mit dem Fokus auf elementare Raumqualitäten, oder von FROHMANN (2000), die sowohl die naturräumlichen Elemente als auch die Wahrnehmung des Menschen aus einer ganzheitlich-holistischen Perspektive beleuchten, können darüber teilweise Auskunft[101] geben.

Die Verbundenheit mit der Natur ist jedenfalls eine grundlegend wichtige für den Menschen. Denn im „Verhältnis des Menschen zur Natur wird stets auch sein Verhältnis zu sich selbst sichtbar […] weil Naturerfahrungen und Naturphänomene Anlässe sind, uns auf uns selbst zu beziehen" (Gebhard, 2005, 23). Dieserart Selbsterfahrung ist zentral für das Naturerleben. Eine „äußere" Erfahrung wird „zu einer besonderen subjektiv bedeutsamen inneren Erfahrung", im Sinne einer Erfahrung als Atmosphäre (vgl. GEBHARD, 2005, 23).

Der Pulitzer Preisträger E.O. WILSON (1984) schreibt in seiner „Biophilia Hypothesis", die sich nicht explizit auf den schon Jahrzehnte zuvor verwendeten Begriff der „Biophilie" von Erich Fromm bezieht, aber doch erstaunliche Ähnlichkeiten dazu aufweist, davon, dass Menschen eine angeborene Bindung zur Natur zeigen, wobei er unter Natur alles Lebendige versteht. Sie entspringt demnach einem ästhetischen, kognitiven und spirituellen Sinn, der über den Erhalt des physischen Lebens hinausgeht und eine stark gefühlsbezogene Anziehung und Bindung zur Natur beinhaltet (vgl. KARLEGGER, 2010, 11). „Analog zum Konzept der Bezugspersonen könnte man hier auch von

[101] Weiterführende Literatur zu diesem Thema: Merz, Blanche (2005): Die Seele des Ortes. Metaphysische Energien und ihre Wirkkraft. 3.Auflage. AT Verlag. Aarau. Schweiz.

>>Bezugsdingen<< oder von >>Bezugsorten<< sprechen“ (HEMMATI-WEBER[102] zitiert in GEBHARD, 2005, 26f). „Beim Naturerleben geht es um die Bedeutung der Dinge für die Konstituierung eines solchen Vertrauens. Es geht darum, dass dieses Vertrauen sich auch als das Ergebnis einer gelungenen Beziehung zur Welt der Dinge verstehen lässt, dass unser Leben also im Sinne des Wortes >>bedingt<< ist. Indem die Dinge solchermaßen zu >>Beziehungspartnern<< aufgewertet werden, können sie auch zum Anlass für Erlebnisse werden. Dinge sind für die Subjekte nicht nur objektive Gegebenheiten, sondern in gewisser Weise auch Interaktionspartner. Dadurch werden die Dinge zu Elementen eines persönlich gedeuteten Lebens und erhalten damit psychische Valenzen“ (GEBHARD, 2005, 25f).

Um Fähigkeiten von Bindung und Beziehung gesund zu entwickeln, gehören das 'Bonding‘, wie es Pearce beschreibt (siehe Kapitel 4.4.2), sowie die soziale Einbettung eines Menschen in seine Umwelt und Gesellschaft dazu. In gleicher Weise und mit vergleichbarem gesundheitlichem und psychohygienischem Nutzen kommen die Einflüsse der belebten und unbelebten, in jedem Fall aber zutiefst vitalen Natur als lebensnotwendiger Bezugspartner der menschlichen Spezies hinzu. Eine Vielzahl an Studien, welche die Wirkung der Natur auf unsere Emotionen, Psyche und Physis belegen, lassen jedenfalls diesen Schluss zu. Wie bei allen Beziehungen muss auch jene mit der Natur gepflegt werden. um sie zu erhalten. Wird diese Verbindung nur unzureichend konstituiert, sind die Konsequenzen auf unser Leben in allen Belangen vielfältig, tiefgreifend und nahezu irreversibel. Die Auswirkung dieses Zusammenspiels wird erst dann sichtbar, wenn wir uns als Mensch mit den Folgen des Fehlens der zuvor genannten harmonisierenden Wirkungen von Natur beziehungsweise Naturerfahrungen in Form körperlicher oder seelischer Krankheit auseinandersetzen müssen. Einige davon werden von Gebhard genannt: Eine „fehlende oder zu monotone Naturerfahrung“ hat „negative Einflüsse auf die kindliche Psyche“. Konzentrationsstörungen, ein Mangel an Selbstvertrauen und Initiative sowie Kontaktarmut sind die Folge (vgl. PIPEREK[103] nach GEBHARD, 1994, 72f).

Aus diesen Überlegungen heraus spricht der Entwicklungspsychologe Busemann sogar davon, dass „die Möglichkeit, Natur zu erleben, zum seelischen Existenzminimum des Menschen“ gehört (vgl. ÖSTERREICHER, 2006, 245).

---

[102] Hemmati-Weber, M. (1992): Von Menschen und Dingen. Hamburg.

[103] Piperek, M. (1975): Umweltpsychohygiene. Wohn- und Baupsychologie. Wien.

Empathie kann als eine evolutionär relativ fortgeschrittene, feinfühlige und vor allem intensive Beziehung von hoher Qualität für beide Beziehungspartner beschrieben werden. Je empathischer sich unsere Naturverbindung gestaltet, desto mehr Effekte wird sie auf uns als menschliches Individuum haben. Positive Effekte, wenn diese gelebt werden können, aber auch negative, wenn der Leidensdruck unseres ausgebeuteten Planeten auf unser gesamtes Dasein zurückschlägt.

### 6.3.2 Die Bedeutung von Animismus und Anthropomorphismus

„Das Verhältnis von Mensch und nichtmenschlicher Umwelt muss als ein Interaktionsgefüge, geradezu als eine Beziehung gedacht werden, und nicht als ein Verhältnis des mehr oder weniger unverbundenen Gegenüber. Dieser Beziehungsaspekt ist im Hinblick auf die lebendige Natur grundlegend. Er wird hier besonders offenbar in der animistisch-anthropomorphen Interpretation von Natur, den wir in den Beschreibungen von Naturerlebnissen allenthalben finden“ (GEBHARD, 2005, 26). Anthropomorphismus ist die „Zuschreibung menschlicher Eigenschaften und Fähigkeiten auf unbelebte Gegenstände, Pflanzen, Tiere, Götter, Naturgewalten: Der Natur wird eine Seele (anima) zugesprochen“ (ÖSTERREICHER, 2006, 245). Da es dem egozentrischen Weltbild entspringt, in dem die eigene Gefühlswelt auf „Ich fremde Objekte projiziert“ werden, beurteilt Piaget solche Tendenzen als „falsches Bewußtsein[104]“ (vgl. GEBHARD, 1994, 38).

Gleichzeitig versteht er das kindlich-animistische Weltbild aber auch als einen universalen Moralismus, wenn er sagt, dass das Kind dadurch begreift, dass die Welt und eine Gesellschaft von Lebewesen moralischen und sozialen Gesetzen unterliegen (vgl. GEBHARD, 1994, 39).

Dieser kindliche Erfahrungsprozess hat folgende Relevanz: „Indem so Teile der Außenwelt zu symbolischen Repräsentanten der Innenwelt gemacht werden, werden sie zu Elementen des individuellen Lebens und notwendigerweise auch verpersönlicht“ (GEBHARD, 1994, 50). Tiere und Pflanzen haben daher nicht nur die Bedeutung als Objekte der Außenwelt, sondern auch eine symbolische, und zwar als persönliche Erfahrung in Form einer Beziehung. Diese ist vor allem assoziativer und emotionaler Art und eine Form der Aneignung der Umwelt (vgl. GEBHARD, 1994, 50):

---

[104] Piaget, J. (1978): Das Weltbild des Kindes. Stuttgart. (Französische Erstausgabe 1926), 143

„Wenn ein Kind eine Beziehung zu seinem Hund entwickelt oder wenn Menschen sich einen Blumenstrauß auf den Tisch stellen, sind das Vorgänge, in die mannigfache subjektive Symbolisierungen einfließen. Mehr noch: Eben diese Subjektivierung verleiht solchen Phänomenen erst Sinn und Bedeutung; und dabei muß nicht […] die gegenläufige Objektivierung der Wahrnehmung von Pflanzen und Tieren ausgeklammert oder unterlaufen werden“ (GEBHARD, 1994, 50f).

Ein Indiz dafür sind sprachliche Ausdrücke wie die „fleißige“ Biene oder ein „böses“ Gewitter, die uns zumeist unser ganzes Leben lang erhalten bleiben (vgl. ÖSTERREICHER, 2006, 245).

Die erfolgte Spaltung zwischen kindlich erfasster Verbundenheit auf affektiver Ebene und kognitiv bewusster Differenzierung zwischen Selbst und Anderem führt zu einem Spannungsverhältnis, in dem sich emotionale Verbundenheit und Trennendes distanziert gegenüber stehen. Die Lösung dieses Konfliktes erfolgt zumeist in einer Abwehr mittels Verdrängung. Die Psychologie sieht in animistischer und anthropomorpher Weltdeutung Erwachsener die Wiederkehr von verdrängtem primärem Narzissmus, der in der unzureichenden Ausprägung des kognitiven Bewusstseins verortet wird (vgl. GEBHARD, 1994, 48ff). Ebenfalls ist für die „subjektiv empfundene Verbundenheit mit den Dingen“ auch als „Quelle verschiedene[r] und zum Teil archaische[r] Ängste“ denkbar. Es könnte aber auch anders sein! „Searles[105] meint sogar, daß die potentielle Aktivierung solcher Ängste für (psychoanalytische) Forscher das Haupthindernis darstelle, sich überhaupt systematisch mit der Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt zu befassen“ (vgl. GEBHARD, 1994, 24).

Da aber ein psychischer Abwehrmechanismus zu einer Blockade verfügbarer Verhaltenspotentiale und dies mit „selektiver Unaufmerksamkeit“ zu Verleugnung, Verkehrung und Verdrängung beim Erwachsenen und in der Gesellschaft (vgl. GEBHARD, 1994, 222f), führt, werden solcherart unlogischer Aspekte aus Wissenschaft und Gesellschaft intellektualisiert.

Jung spricht sogar von einer regelrechten Abwehr von Spiritualität und Mythologie in weiten Kreisen der Umweltbewegung und der Pädagogik, die es ernsthaft zu überdenken gilt (vgl. JUNG, 2005, 22).

Denkbar ist also, dass gerade die historisch vorangetriebene Verdrängung affektiver Verbundenheit mit der Natur und fehlende Herzensbindung (siehe Kapitel 5.5.4), uns

---

[105] Searles, H.F. (1960): The nonhuman environment in normal development and schizophrenia. New York.

intellektuell derart von unseren Ursprüngen entfernt hat, dass wir das Wesentliche nicht mehr erkennen können. „Während des weitaus größten Teils seiner Geschichte war für den Menschen diese Verwandtschaft mit der nichtmenschlichen Umwelt selbstverständlich: Animistische Weltauffassungen gehen ja geradezu von einer entsprechenden Isomorphie von Mensch und Natur aus. Durch die christliche Religion und vor allem durch die Entwicklung der Naturwissenschaften ist dieser Zugang jedoch überdeckt worden, was nicht nur zu einer Aufgabe animistisch-anthropomorphen Denkens geführt hat, sondern auch zu einer – und eben auch völlig realen – Vernachlässigung der nichtmenschlichen Umwelt“ (GEBHARD, 1994, 19). Bei aller Skepsis, die ein in der westlichen Welt zivilisierter Mensch der Beseelung aller Dinge entgegenbringen kann, wird hier die Nachhaltigkeit einer solchen Lebensweise, wie sie uns von Völkern wie z.B. den Aborigines Australiens vorgeführt wurde, betont. Einen Lebensraum über Jahrtausende so zu nutzen, dass er im Großen und Ganzen intakt bleibt, steht konträr zu unserem auf Wachstum und Ressourcenausbeutung basierenden westlichen System, wie die letzten 150 Jahre Geschichte deutlich beweisen. Gerade aber diese Art der Beziehung, basierend auf Respekt und gleichberechtigtem Miteinander, ermöglichte das Überleben dieser Kultur. Eben diese Verinnerlichung des Lebens, als Grundlage einer animistischen Weltsicht, scheint aber tatsächlich verlernt oder verdrängt worden zu sein, ist sie doch Teil des kindlichen Seins.

Auch wenn die Gründe für animistische und anthropomorphe Ausprägungen bei Erwachsenen nicht vollständig geklärt werden konnten, bleiben folgende nicht zu leugnende Fakten:

1. „So ist die nichtmenschliche Umwelt – und dazu gehören Tiere, Pflanzen, unbelebte Gegenstände – der unerläßliche Kontext, der Hintergrund, der Rahmen, in dem die Ichentwicklung, die Entwicklung der Beziehung zu Menschen sich vollzieht. Aus diesem Rahmen können dann – individuell und nach Bedarf – Übergangsobjekte oder Symbole (s.u.) entnommen bzw. gebildet werden“ (GEBHARD, 1994, 30).
2. Mit dem Abbau von Anthropomorphismen geht auch eine beziehungsstiftende und eine beziehungserhaltende Qualität verloren. Mit der Übernahme eines naturwissenschaftlichen Weltbildes wird jene Seite, die mit unserer Umwelt in Beziehung steht und Emotionen zulässt, abgespalten, und es bildet sich ein komplexes Abwehrsystem aus. Eine zumindest partielle Identifikation mit der

Natur, z.B. in Form von Mitleid mit Tieren, ist aber sowohl für die Gesellschaft als auch für ein Bewusstsein, welches für den Erhalt der Natur bzw. einer lebenswerten Umwelt eintritt, wichtig. Wahrnehmen und Analysieren des Problems ist eine Sache, die Konsequenzen daraus zu ziehen eine Andere (vgl. GEBHARD, 1994, 228).

3. „Diese Physiognomie der Dinge verschwindet für den Menschen nie ganz. Sie wird nur im Laufe der Entwicklung durch sachliche Dingerkenntnis ergänzt. Auch für den Erwachsenen gibt es Augenblicke, wo die Dinge eine Physiognomie besitzen. Dies ist besonders in Zuständen gesteigerter Affektivität der Fall. Eine Landschaft wirkt auf uns triste, freundlich, erhebend, gewaltig…“ (GEBHARD, 1994, 42f).

„In anthropomorphen bzw. animistischen Weltdeutungen offenbart sich nämlich nicht nur eine kognitive Interpretation der Welt, sondern zugleich auch eine affektive Beziehung zu ihr“ (GEBHARD, 1994, 37).

Der dabei zu bemerkende Anthropomorphismus ist ein Übergangsstadium, welches mit zunehmendem Alter drastisch abnimmt, jedoch latent auch beim Erwachsenen vorhanden ist. Es kommt dabei in der Entwicklung zu einem Verständnis und einer Verbindung auf zutiefst emotionaler Ebene, die im Laufe der Entwicklung zum Erwachsenen schrittweise durch eine rationale Sichtweise auf kognitiver Ebene ersetzt wird. Für Gebhard ist dieser Prozess hin zu einem rationalen Weltbild zwar einerseits natürlich, andererseits vertritt er die Meinung, dass dieser, durch unser System der Schulbildung, verfrüht eintritt und künstlich gefördert wird (vgl. GEBHARD, 1994, 38ff).

„Er entspricht gewissermaßen dem Kernauftrag der objektiven Wissenschaft“ (GEBHARD, 1994, 51), der eigentlich im Gegensatz zu einer emotionalen-nachhaltigen, pädagogischen und sozial erwünschten Umwelterziehung steht. „Es handelt sich dabei um genau jene Affekte, die bei der Formulierung und Begründung von affektiven Zielen, vor allem in umwelterzieherischer Absicht, so oft beschworen werden: Liebe zur Natur, Bereitschaft zu schonendem Umgang mit ihr, usw.“ (GEBHARD, 1994, 52).

### 6.3.3 Naturbeziehung und Nachhaltigkeit in Verbindung mit Animismus alter Kulturen und östlichen Religionen

Auch Jung sieht ein positiv konnotiertes, kollektives inneres „Weltbild der Nichtnachhaltigkeit“ im „Mainstream der Pädagogik“ widergespiegelt. Er zählt dazu die

„Trennung von wertneutraler Materie und wertbehaftetem Geist, Spaltung von Leib und Seele“ im Sinne René Descartes, das „Verständnis von Fortschritt als stete lineare Verbesserung“, die „Dominanz rationalen Wissens“ welche das Primat „objektiver“ Beweise einschließt, die Hybris der Macht und Herrschaft des Menschen gegenüber der Natur, ein Individualismus und der damit verknüpften Unverbundenheit als höchsten gesellschaftlichen Wert sowie die Allmacht der Ratio verbunden mit dem Lernen innerhalb unserer Sozialisation. Als Konsequenz dieser Denkmuster und Dogmen, als Interpretation unserer Wirklichkeit rücken Sinn, Bedeutung und Erkenntnis und damit Ethik und Spiritualität gesellschaftlich in den Hintergrund (vgl. JUNG, 2011, 10ff).

Der Einfluss unserer Bildungsstätten auf innere und äußere Gefühls- und Bewegungsfreiheit ist kaum zu übersehen. So verbringt in Österreich ein wissenschaftlich ausgebildeter Mensch mit Universitätsabschluss rund zwei Jahrzehnte innerhalb eines mehr oder weniger pädagogisch orientierten Systems. Das entspricht etwa zwischen einem Drittel und einem Viertel seiner durchschnittlich zu erwartenden Lebenszeit. Angelerntes Wissen unterscheidet sich aber von Erfahrungswissen. So belegen Studien, dass Umwelt- und Systemwissen nur einen schwachen Effekt auf das Umwelthandeln, sowohl von Kindern als auch von Erwachsenen ausübt (vgl. BÖGEHOLZ, 1999, 193f).

Auch soziales Wissen wird weniger in den Institutionen als im Kreis von Freunden und Familie erlernt und weitergegeben. „Wissen und Erfahrung sind nicht Selbstzweck, sondern führen über kritische Selbstreflexion zu Weisheit, wenn sie in den Dienst von Mitgefühl, verstehender Kommunikation und Gemeinschaftlichkeit gestellt werden“ (JUNG, 2011, 12). Voraussetzungen die unserer Gesellschaft mehr und mehr abhandenkommen.

Zu Weisheit gehören laut Hanna, Wettstein und Reuter, rationale, emotionale, unbewusste und handlungsgeborene Momente, die neben Selbstreflexion unter anderem auch mitfühlende Liebe und Empathie mit einschließen. Weisheit ist individuelles Erfahrungswissen, welches durch Selbstreflexion verinnerlicht wird und kollektiver, sozialer Erfahrung bedarf. Ihre Eigenschaft, selbstreferenziell zum Inneren einer Person zu gehören, macht sie zwar gegen naturwissenschaftliche Forschungsmethoden immun, erfassbar wird dieser kollektive ‘Weltinnenraum’ aber über geisteswissenschaftliche Methoden der Psychologie und der Sozialwissenschaften (vgl. JUNG, 2011, 11f).

So kann Erfahrungswissen und Weisheit sowohl über kulturelle Unterschiede als auch über zeitliche Distanzen transportiert und vermittelt werden. Alle Kulturen vermitteln ihre

Erfahrungswerte über Erzählungen. „So erfahren wir von den traditionellen Kulturen ihre *Weltbilder*, ihr Denken, ihre inneren Bilder, ihre handlungsleitenden Mythen, von denen sie ihre Umgangsnormen und -formen ableiteten“ (JUNG, 2011, 12). Was aber können uns alte, mitunter verschwundene Kulturen oder indigene Völker[106] unserer Zeit über die Natur beziehungsweise einen nachhaltigen Umgang mit ihr an den von ihnen bewohnten Orten und Lebensräumen sagen?

Es sind dies „historische Erkenntnisprozesse, in denen sich über lange Zeiträume […] ein naturverträglicher Zugang zur und eine Verwobenheit mit der Natur herausgeschält hat. […] Dabei wurden ausgeklügelte Systeme der Anpassung an jeweilige klimatische und topographische Räume entwickelt, um den Reichtum der natürlichen Umwelt nicht nur zu erhalten, sondern ihn nach Möglichkeit zu potenzieren“ (RATHGEBER, 2011, 28). Trotz ihrer Verschiedenheit konnte RATHGEBER (2011, 41ff) folgende sechs Gemeinsamkeiten in ihrem Naturbezug sowie dem Verständnis ihrem Lebensraum gegenüber erkennen:

a. Für indigene Völker stellen Territorien, Natur und Umwelt immer soziale Räume dar, die ohne Beteiligung des Menschen als kreativer Teil von ihr nicht denkbar sind. Nicht das Überleben der einzelnen Individuen, sondern die Existenzsicherung des sozialen und kulturellen Verbands steht im Vordergrund.
b. Die Einsicht und Erfahrung, dass identitätsstiftendes Bewusstsein, Zugehörigkeitsgefühl und Gemeinschaftssinn durch das Pflegen sozialer Beziehungen zum Beispiel im Rahmen von Festen, erzeugt werden muss.
c. Die Bestandteile eines Zyklus von Mensch-Tier-Pflanze-Erde-Gestirn verhalten sich komplementär zueinander. Ihre Beziehung basiert auf Gegenseitigkeit und ist umkehrbar. Diese wechselseitige Beeinflussung zwischen Mensch und natürlicher Umwelt verlangt einerseits ein Erlernen sozialer Verantwortung, und ist gleichzeitig der Grund für Dynamik und Vielfalt sowohl von Lebensentwürfen als auch von Landschaften.
d. Einer wesentlichen Rolle kommt das bei indigenen Völkern vorhandene zyklische Zeitverständnis zu. Gegenwärtiges Handeln hat also zukünftig Folgen. Dies gilt sowohl für positive als auch für negative Eingriffe in die Natur durch den Menschen.[107]

---

[106] Konservative Schätzungen gehen von 350-400 Millionen Angehörigen indigener Völker, verteilt auf 5000 Völker in 70 Staaten der Erde aus (vgl. RATHGEBER, 2011, 31).

[107] „Indigene Völker Nordamerikas projizieren ihre ‘Planungsvorgabe’ und ‘Folgenabschätzung’ auf den Zeitraum von sieben Generationen“ (RATHGEBER, 2011, 43)

e. Eine historische Wirtschaftsweise, welche Überlebensbedürfnisse sichert, Risiken mindert und Nachfahren gleiche oder bessere Startbedingungen sichert. Der Unterschied zu Subsistenzökonomien nicht-indigener Bevölkerung ist vor allem in einem überlieferten, nahezu angeborenen, ursprünglichen Wissen über die Kapazität ihrer Ressourcen zu suchen.
f. Indigene Völker leiten ihren Bezug zur Natur aus Normen und Tabus ab, die der Natur Subjektcharakter verleihen: sie gehen also von der Annahme einer beseelten Natur aus. Die Vereinbarung mit der Natur ist ein Vertrag mit dem Kosmos, der durch Zeremonien immer neu geschlossen wird. Diese spirituellen Normen als höchste Instanz prägen den Zugang indigener Völker zur Natur am nachdrücklichsten. Diese spirituelle Verwurzelung mit der Umgebung führt gleichzeitig zu einer Unverwechselbarkeit des Ortes und seiner Mythen.

Auch die alten Kulturen des vorchristlichen Europas folgten diesen Paradigmen. So spiegeln jene regionalen Überlieferungen der Slawen, die um das sechste Jahrhundert nach Christus im heutigen deutschsprachigen Raum ansässig wurden, eine tiefe Verbundenheit und Beziehung der Menschen zu ihrer Umgebung und der von ihnen besiedelten Landschaft wider. Als Voraussetzung dieser Beziehung, und auch für den fruchtbaren Fortbestand der Kultur, war Achtung und größter Respekt der Natur gegenüber in Form eines Dialoges mit ihr, Norm. Sowohl im Denken und Handeln als auch in der Wahrnehmung selbst, wurde ihr Weltbild von Metaphern und Mythen begleitet, und die Natur als beseelt und als lebendig betrachtet; also animistisch geprägt. Der Mensch betrachtete sich als Teil der Natur, war in ihr Bestehen eingebunden, kommunizierte mit ihr, entschuldigte sich für Eingriffe, brachte Opfer zur Versöhnung dar usw. Rituale regelten dabei sowohl soziale Interaktionen als auch die Beziehung der Menschen zu ihren Nahrungsmitteln, Tieren und sonstigen Ressourcen auf nachhaltigste Weise.
Die Bewahrung des Ökosystems, bezüglich der Jagd, Sammel- und Anbaurechte, erfolgte dabei über Absprachen mit Naturgeistern. Das ethische Handeln hatte dabei seine Basis im animistisch geprägten Erleben der traditionellen Legenden, Bräuche und Rituale. Diese wurden weitgehend mündlich überliefert und stehen uns heute noch in Form von Mythen und Sagen zur Verfügung. Die Ausübung solcherart animistischer Religion war dabei nicht bloß Vorstellung als denkbares Modell, sondern reale Wahrnehmung dieser alten Kulturen (vgl. KOLOSSOVA, 2011,79ff).

Was für die Sorben der Lausitz und den gesamten slawischen Sprachraum galt, kann ebenso auf andere alte europäische Kulturen wie die Kelten, die Germanen (vgl. BRÖNNLE, 2006, 235ff) oder nordische Völker mit ihren speziellen Götterwelten angewandt werden. So gibt es heute noch in Island bei einem großen Teil der Bevölkerung den Glauben an Elfen und Trolle. Mitunter werden deren vermeintliche Wohnstätten dort auch heute noch, beziehungsweise wieder, bei Straßenbauprojekten berücksichtigt, um diese nicht zu stören, wie der isländische Forscher und Historiker Magnus Skarphedinsso in einem Interview berichtet. Er führt die Konservierung dieses Glaubens auf das Jahrhunderte verzögerte Erreichen der Aufklärung, die durch die Abgeschiedenheit der Insel bedingt ist, zurück (vgl. MAGNUS SKARPHEDINSSO, 2011).

Das Verschwinden animistischer Weltbilder, und somit auch einer Verbundenheit zu einer beseelten und als lebendig betrachteten Natur und Umwelt, ging in unseren Breiten mit dem Fortschreiten der Christianisierung einher (vgl. KOLOSSOVA, 2011, 80).

Die Ambivalenz, mit der das Christentum vorwiegend im Mittelalter in ihrem von Machtansprüchen geleiteten Ausbreitungsdrang einerseits heidnische Verehrung verbannte, gleichzeitig aber gerade die Orte heidnischer Verehrung mit ihren eigenen Kultstätten, zumeist sakralen Bauwerken zu wandeln und zu vereinnahmen suchte, lässt sich nicht nur in Europa, sondern global zeitlich und örtlich nachvollziehen. Diese Indoktrinierung der christlichen Kosmologie, gepaart mit der Machtgier der katholischen Kirche und ihren lebensverachtenden auswüchsen, hinterließ nicht nur tiefe Spuren in der Psyche der Menschen, sondern führte vor allem zu einem Wandel im Umgang mit der eigenen und der umgebenden Natur.

Eine dieserart veränderte Beziehung, die letztlich mit dem Überhöhen des Menschen als „Herrscher“ über die Natur im Zuge fortschreitender Technologisierung gipfelte, veränderte sowohl das Gefüge der Gesellschaft und ihrer Beziehung zur Natur als auch die Natur und Landschaft selbst. Sie ebnete letztlich den Weg zu jener Entkopplung, die uns derzeit auf eine soziale und ökologische Katastrophe zusteuern lässt. Dabei waren und sind auch im Christentum wie auch in den meisten Religionen genügend Anknüpfungspunkte einer Gleichstellung des Menschen und allen anderen Lebewesen, also auch der lebendigen Natur, immer gegenwärtig wie viele Zeugnisse von christlichen Heiligen wie Franz von Assisi und Mystikern wie Hildegard von Bingen belegen (vgl. THIELE, 1989, 80ff).

Auch die christliche Mythologie ist durchdrungen von Symbolen, deren Bezüge sowohl eine Verwandtschaft zu Riten und Bräuchen alter Kulturen aufweist als auch Parallelen zu

anderen Religionen und Naturvölkern klar ersichtlich macht. So vermischt sich zum Beispiel das christliche Auferstehungssymbol des Kreuzes mit dem alten Symbol des Lebensbaumes. Dieser ist die Wurzel der Menschheit selbst, in der nordischen Göttersage der Edda als Weltenbaum Yggdrasil, die axis mundi bei den Germanen, welche Himmel, Erde und Unterwelt verbindet. Der Feigenbaum beherbergte schon bei den alten Ägyptern ihren Gott. Bei den Sioux-Indianern werden Menschen aus Bäumen erschaffen, ähnlich wie das erste Menschenpaar im mixtekischen Mexiko (vgl. BRÖNNLE, 2006, 140ff).

Heilige Haine finden wir ebenso bei den Kelten (vgl. GUYONVARC´H; LE ROUX, 2006, 190ff) und Slawen (vgl. KOLOSSOVA, 2011, 84ff) wie, in ähnlicher Form in der Bhagavad Gita, bei den Azteken und den Tartaren (vgl. BRÖNNLE, 2006, 99).

Der Baum ist also ein uraltes Symbol für Wiedergeburt und Zeichen des Lebens selbst (vgl. HAGENEDER, 2004, 72ff).

Die Art und Weise der Verehrung mag sich von der christlichen stark unterscheiden, aber die beinhaltende Achtung vor dem Leben in Form von Natur bleibt die gleiche, ob es sich nun um den rituellen Pfahl der Aborigines (vgl. BRÖNNLE, 2010, 36) oder um eine Säule in einem gotischen Dom handelt (vgl. BRÖNNLE, 2010, 88).

Ähnliches gilt für die Verehrung von heiligen Quellen und Flüssen als heiliges Wasser in Form des Sakraments der Taufe, als Stätten der inneren und äußeren Reinigung, als Sitz von Göttern oder als Fruchtbarkeitssymbol (vgl. BRÖNNLE, 2010, 15f).

Die wechselseitige Abhängigkeit der Mensch-Natur-Beziehung als Ausdruck vom jeweils vorherrschenden Wertesystem ist vielfach anhand religiöser Ordnungssysteme ablesbar und fußt auf zumeist sehr komplexen Mensch-Kosmos-Philosophien.

So ist in asiatischen Religionen die Ordnung der Natur gleichbedeutend mit der Ordnung des Menschen immer als Gesamtheit zu sehen und ein dementsprechendes Ungleichgewicht des einen gleichzeitig ein Indiz für die gestörte Harmonie des anderen. Dies ist nicht nur eine Frage der Philosophie innerhalb eines religiösen Wertesystems, sondern eine Bewusstseinsstruktur, die sich in der Mentalität der Menschen widerspiegelt (vgl. LEE[108] in FRIESE, 2011, 70). Dementsprechend umfassend ist im Buddhismus die

[108] Lee, Y.H. (1999): Umweltschutz in China. Umweltpolitik, Umweltplanung, Umweltrecht und Rahmenbedingungen in der Volksrepublik China. Berlin: Techn. Univ. S.12.

Achtung vor dem Leben allgemein, welche nicht nur Tiere mit einbezieht sondern auch Pflanzen aller Art (vgl. SCHMITHAUSEN[109] in FRIESE, 2011, 75).

Der Mensch steht hier mit allem in einer Wechselbeziehung, gleich ob es sich unserer westlichen Auffassung nach um belebte oder unbelebte Natur handelt. So geht auch „der Islam in seiner Naturbetrachtung vom Prinzip der Einheit aus. Naturbetrachtung und Naturgesetze nehmen keinen, vom geistlichen getrennten, profanen Bereich ein. Für den Muslim ist die Natur damit nicht profan, sondern Spiegel für eine höhere göttliche Realität“ (BRÖNNLE, 2006, 98).

Die Handlungsebenen solcher Religionsphilosophien gehen dabei unbestrittener Weise auch in Ebenen, das wirtschaftliche und politische Gesellschaftsleben betreffend, mit ein.

Im Daoismus ist ebenfalls „eine holistische Weltsicht, in der Mensch und Natur eine Einheit bilden, spezieller eine Lehre über alle möglichen Entsprechungen und Harmonien zwischen Naturabläufen und menschlichen Handlungen“ (FRIESE, 2011, 72) enthalten. Während der Daoismus lediglich in den Handlungsweisen und Einstellungen des Individuums eine Möglichkeit sieht, die Entwicklung der Menschheit und dementsprechend auch die seiner Umwelt sowie aus heutiger Sicht jene des Globus zu steuern, ist die Gesellschafts- und Morallehre des Konfuzianismus auf die politische Lenkung des Volkes von oben fokussiert. Auch diese im sechsten Jahrhundert vor Christus entstandene und für die damalige chinesische Herrschaftsklasse entwickelte Ethik geht von Phänomenen der Natur als Spiegelbild der Richtigkeit und Unrichtigkeit der Vorgänge in der menschlichen Gesellschaft und im menschlichen Verhalten aus. In diesem Fall liegt die Verantwortung aber in einer richtigen oder falschen Politik der Entscheidungsträger. Interessant ist, dass dabei die Natur in Form der Ahnen und Vorfahren, welche Teil des Begriffs der Menschlichkeit ist, letztlich als oberste Instanz einer Bewertung von Entscheidungen gesehen wird. Einerseits ganz pragmatisch in Form einer Beobachtung der Ökologie, andererseits auch spirituell (vgl. FRIESE, 2011, 70ff).

„Der hinduistische Glaube macht keinen Unterschied zwischen Menschen, Tieren, Pflanzen und Steinen. In allen Erscheinungen waltet das Göttliche“ (BRÖNNLE, 2006, 98f). Dementsprechend bringt die „Mutter“ Ganges die himmlische Reinheit zur Erde oder sind die Berge Wohnsitze der Götter. Auch ist die Verehrung von Bäumen als

---

[109] Schmithausen, L. (1991): Buddhism and Nature. The Lecture delivered on the Occasion of the EXPO (1990): An Enlarged Version with Notes. Tokyo: The International Institute for Buddhist Studies. S.3.

Repräsentanten der Vegetation fester Bestandteil traditioneller Kulte (vgl. BRÖNNLE, 2006, 99f).

Die Zusammengehörigkeit verschiedener, oftmals entgegengesetzter, Aspekte zu einem Ganzen, ist dabei unerlässlicher Bestandteil. Die Erfahrung dieser Anschauung von Natur und umgebender Umwelt begründete auch die umfangreiche Lehre des „Vastu“, die diese Prinzipien der Harmonie mit den Herausforderungen des aktiven menschlichen Lebens und Wirkens ganzheitlich zu verbinden sucht. Diese Verknüpfung von materieller, geistig-spiritueller und energetischer Ebene ist sowohl im daoistisch begründeten Feng Shui als auch in der europäischen Variante einer holistischen Auffassung der Geomantie wieder zu finden. So ist die sprachliche Verwurzelung des „Geo“ von Geomantie auf die altgriechische Göttin „Gaia“ zurückzuführen, welche für das Wesenhafte, also Lebendige der Erde steht. Die Endung „Mantie“ charakterisiert die einfühlende Wahrnehmung dieser Lebendigkeit im Sinne des Erkennens unsichtbarer Raumqualitäten (vgl. Internetquelle, INSTITUT FÜR RAUM UND MENSCH, vom 15.12.2011).

Diese holistische Sicht der Dinge, die mit einer ganzheitlichen Lebensweise und Art des Umgangs mit der Umwelt einhergeht, erstreckt sich auf alle menschlichen Lebensbereiche. Sie endet jedoch nicht bei einer rein auf den Menschen bezogenen existentiellen Sicht, wie in der westlichen Zivilisation üblich, sondern geht weit über dieses Verständnis hinaus, indem sie sowohl belebte als auch unbelebte Natur in ein gleichrangiges partnerschaftliches Miteinander mit einbezieht. Ein partnerschaftliches Miteinander, das weltumspannend und konfessionslos jeder Mystik innewohnt. „Die mystische Liebe zur Erde wird aus Schönheit geboren, aus der Wahrnehmung von Schmerz und Freude. […] Das, was zunächst außerhalb unserer selbst liegt, kann uns zur innersten Wirklichkeit werden (THIELE, 1989, 242f).

Auch wenn die Einbeziehung der spirituellen Dimension in der Umweltbewegung sowie in den Naturwissenschaften mit Vorsicht und Skepsis verbunden ist, geht es hier doch um eine Tiefendimension des Lebens, welche dadurch individuell erfahrbar wird. (vgl. SCHELAKOVSKY, 2005, 197).

„Was in der Seele wirkt, der göttliche Funke, um es mit Meister Eckhart zu sagen, kann die intimste Natur sein, die sich überhaupt denken lässt: die Natur, die Gott selbst bewirkt und beseelt. Und was in der Natur wirkt, kann wiederum in der Seele so erfahren werden, daß man die Verbundenheit mit dem vom göttlichen Geist durchwehten Grund allen Seins erlebt. Aber immer ist es ein Erleben, ein Gefühl, eine Ahnung oder Intuition, immer ist es

Schmerz und Glück, Leiden und Freude, Trauer und Seeligkeit“ (MEISTER ECKHART zitiert in THIELE, 1989, 243). Thiele zählt zwei Grundveranlagungen der mystischen Emotionalität auf. Einmal die stärker aus dem Inneren kommende, wie Traum, Vision, und Ekstase, und andererseits die nach außen gerichtete, wie Sympathie (Mitfühlen und Mitleiden) und Empathie (Einfühlung). Beide unterliegen Lernvorgängen, aber erzwungen werden können sie nicht. Und hier ist auch gleichzeitig die Grenze des empathischen Verhältnisses zur Welt (vgl. THIELE, 1989, 242).

### 6.3.4 Der Mensch und seine Naturbeziehung in Verbindung mit Umwelt- und sozialen Aspekten

Desweiteren scheint es mir notwendig, den Begriff der Umwelt kurz darzulegen. Unter Umwelt verstehe ich nicht nur jene, den Menschen umgebende natürliche Umwelt, welche den Menschen aus diesem Begriff exkludiert, wie zum Beispiel bei Karlegger (vgl. KARLEGGER, 2010, 4) sondern gerade der Mensch und sein soziales Umfeld sind in diesem inbegriffen. Der Mensch mit seinen Bedürfnissen ist nicht nur Gestalter, Nutzer und Verursacher seiner Umwelt, sondern als soziales Wesen auch von Familie und Kultur in seinem Bezug zur Umwelt vorrangig geprägt.

Wie schon in den Kapiteln zuvor dargelegt, ist ja gerade die Verbundenheit zur Natur als auch die Entwicklung anderer Beziehungen im Außen sowie auch zu seinem inneren Selbst, ein Wechselspiel zwischen emotionalen, psychologischen Faktoren, die mitunter stark gesellschaftlich und vom engeren sozialen Umfeld abhängig sind. So ist das Erleben ja gerade in der Kindheit nicht zuletzt von jenem Maß an Freiheit bei gleichzeitiger Bindung und sozialem Schutz abhängig, und dieser wird wiederum Großteils durch die Familie oder enge Bezugspersonen gewährleistet. Diese so erworbenen Beziehungen, oder eben auch erlernten beziehungshemmenden Faktoren, werden nicht nur im Umgang mit der Natur oder im Ausdruck einer Beziehung mit ihr sichtbar, sondern sie prägen auch das zukünftige soziale Gesamtgefüge einer Kultur oder Gesellschaft.

So fand Bögeholz in ihrer Studie „Qualitäten primärer Naturerfahrung und ihr Zusammenhang mit Umweltwissen und Umwelthandeln“ einen ausgesprochen starken Einfluss der Eltern auf das Umweltverhalten ihrer Kinder sowie einen starken Einfluss von Freunden auf dementsprechende Anregungen, weit vor Medien, als Quelle von Umweltwissen heraus. Diese Ergebnisse sind, laut ihrer Aussage, konsistent mit Befunden anderer Studien, da gerade der elterliche Einfluss emotionale, normative und kognitive

Elemente umfasst, und so den Stellenwert der Natur, soziale Bedürfnisse, Umweltwerte, Umweltbewusstsein oder die Art der persönlichen Bewältigung von Umweltproblemen bestimmt (vgl. BÖGEHOLZ, 1999, 196ff).

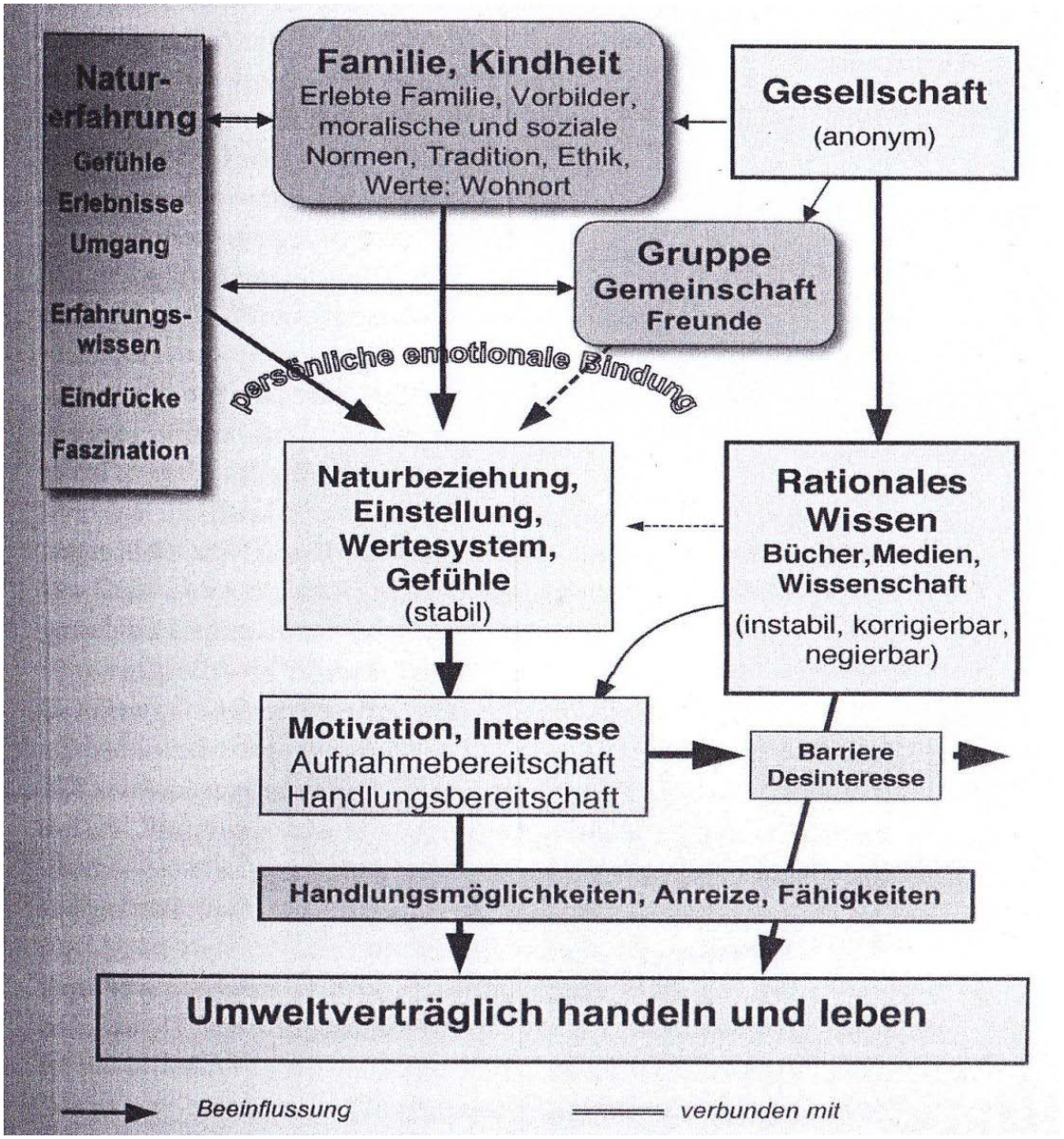



**Abbildung 12:Quellen der Naturbeziehung und umweltverträglichen Lebens nach Jung**

Auch „der soziale Kontext, in dem sich ein Individuum beim Naturaufenthalt wiederfindet, beeinflusst, wie eine Person zur Natur steht“ (KARLEGGER, 2010, 46, beruft sich auf OLLI, GRENSTAD & WOLLEBAEK[110] sowie auf KALS et al.[111]).

[110] Olli, E., Grenstad, G. & Wollebaek, D. (2001). Correlates of environmental

In der Didaktik der Umwelterziehung wird von folgender Kausalkette ausgegangen: Naturerfahrung (Erleben) führt zu Umweltwissen (Verstehen) und in weiterer Folge zu Umwelthandeln (Handeln). Die Konsequenz daraus wäre, dass eine möglichst intensive und häufige Naturerfahrung einerseits eine positive Naturbeziehung und andererseits eine Neigung zu umweltbewusstem Verhalten hervorruft (vgl. BÖGEHOLZ, 1999, 15f).

Bixler et al. konnten keinen Bezug zu umweltbewusstem Verhalten feststellen, ihre Studie belegte aber, dass sich Personen, die in ihrer Kindheit oft in „wildland environments" gespielt hatten, als Erwachsene auch eine Neigung zeigten, Aktivitäten in der Natur zu unternehmen (BIXLER et al., 2002, 79ff).

Auch laut THOMPSON, ASPINALL & MONTARZINO (2008, 137f) würden individuelle Naturzugänge schon in der Kindheit vorbereitet und durch die starke emotionale Verbundenheit durch den häufigen Kontakt auch dementsprechende Nutzungsmuster entwickeln. Diese Verbundenheit mit der Natur, geht mit eigenem Wohlbefinden und mit einer Offenheit für positive Erfahrungen in der Natur, sowie einer gewissen Mystifizierung einher und gilt auch noch später im Erwachsenenalter. Die Autoren weisen ausdrücklich auf die Gefahr hin, die mit „increased restrictions on today`s children and their freedom to roam" (THOMPSON, ASPINALL & MONTARZINO, 2008, 138) verbunden ist, - vor allem in Hinblick auf die reduzierte Wahrscheinlichkeit eines gesundheitsfördernden Aufenthalts und den Mangel eines positiven Beziehungsaufbaus mit der Umwelt von Erwachsenen, der sich heute schon abzeichnet. Es wird ferner argumentiert, dass gerade natürliche Umwelten Kreativität, kognitive Entwicklung und autonome Handlungsfähigkeit sowie die seelische Entwicklung fördern (vgl. BÖGEHOLZ, 1999, 15ff).

So wird von verschiedenen Autoren sowohl die Ganzheitlichkeit (vgl. KARLEGGER, 2010, 16 und BÖGEHOLZ, 1999, 21) dieser Erfahrungen betont als auch die Dauerhaftigkeit und Häufigkeit positiver Naturerfahrungen als Indikatoren für subjektive Wertschätzung durch eigenes Handeln angeführt (vgl. BÖGEHOLZ, 1999, 21ff).

Laut Albin Muff wird Ganzheitlichkeit sowohl in der Erlebnispädagogik als auch in der Ökopädagogik folgendermaßen formuliert:

---

behaviors: Bringing back social context. Environment and Behavior, 33, 181-208.

[111] Kals, E., Schumacher, D. & Montada, L. (1998). Naturerfahrungen, Verbundenheit mit der Natur und ökologische Verantwortung als Determinanten naturschützenden Verhaltens. Zeitschrift für Sozialpsychologie, 29, 5-19.

„Ganzheitliches Lernen wendet sich

- gegen eine einseitige Gewichtung von Kopf, Herz oder Hand,
- gegen eine Kluft zwischen Bewußtsein und Handeln,
- gegen eine Trennung von Erkennen und Erleben,
- gegen eine Ausgrenzung einzelner Gruppen, …
- gegen eine Vernachlässigung oder Ausklammerung einzelner Aspekte, etwa der politischen Dimension,
- gegen eine Trennung von Leib und Seele,
- gegen eine „moderne“ Naturferne mit künstlichen Erlebnisparks oder („Natur“-) Sportanlagen.“

(MUFF, 2001,151)

Auch die Studie von Karlegger, die „den Einfluss von Naturkontakt und sozialem Kontext auf Naturverbundenheit und Umweltidentität im Jugendalter“ untersucht, kommt zu dem Schluss, dass Naturkontakt in starkem Verhältnis zur Naturverbundenheit und Umweltidentität im Jugendalter steht und geht ebenfalls von einem wechselseitigen Zusammenhang aus. Außerdem bestätigt sie die Wichtigkeit des Einflusses der sozialen Bezugspersonen dieser Altersgruppe auf den individuellen Naturzugang und die persönliche Naturverbundenheit (vgl. KARLEGGER, 2010, 115).

Auch Maaris Raudsepp setzt voraus, dass die emotionale Naturverbundenheit einen Gradmesser für affektive Bindung zur natürlichen Welt darstellt: „An emotional connection to nature characterizes the extent to which people have affective relationships to the natural world“ (RAUDSEPP, 2005, 83).

In ihrer Studie konnte sie auch belegen, dass solche affektiven Beziehungen zur Natur einen großen Einfluss auf das Umweltbewusstsein und Umweltverhalten ausüben (vgl. RAUDSEPP, 2005, 90).

Möglich wird eine solche Verbundenheit mit der Natur durch sogenannte „bonding activities“ in der Natur (Vgl. BRÜGGER, KAISER & ROCZEN[112], zitiert in KARLEGGER, 2010, 32). Eine solcherart Bindung zur Natur durch ganzheitliches Erleben entspricht demnach in vielen Belangen dem Konzept einer Beziehung. Laut Mayer &

[112] Brügger, A., Kaiser, F. G. & Roczen, N. (2009). Connectedness with nature as an attitude. In 8th biennial conference, Environmental Psychology, September 6th - 9th, Zurich (S. 130). Lengerich: Pabst Science Publishers.

McPherson Frantz können im sozialpsychologischen Sinn auch Konzepte der zwischenmenschlichen Nähe, Perspektivenübernahme und Altruismus auf die Mensch-Natur-Beziehung übertragen werden, da Naturverbundenheit ja ein auf Erfahrung basierendes emotionales Konstrukt darstellt (vgl. KARLEGGER, 2010, 30).

Naheliegend ist, dass sich innerhalb der Beziehung Mensch und Natur noch zahlreiche weitere psychologische Konzepte entdecken lassen. „Further, as relationship closeness increases, so does empathy and willingness to help“ (vgl. MAYER & McPHERSON FRANTZ, 2004, 504 bezogen auf Cialdini et al.[113]). Was also das menschliche Bedürfnis von Selbsterfahrung, einer Erweiterung des Selbst, im Sinne des sich durch andere Personen erfahren, betrifft, können für eine Beziehung mit Natur die gleichen psychologischen Effekte angenommen werden, wie sie auch für Kontakte mit realen Personen bestehen (vgl. MAYER & McPHERSON FRANTZ, 2004, 504).

Die Autoren fanden in ihrer Studie ebenso heraus, dass ein Gefühl der Verbundenheit mit der Natur Lebenszufriedenheit prognostiziert, und sich die psychologische Bedeutsamkeit der Mensch-Natur-Beziehung nicht nur zum Wohle der Natur, sondern auch auf jene des Menschen selbst auswirkt (vgl. MEYER & McPHERSON, 2004, 513).

Wenn Naturkontakt und Naturverbundenheit sich wechselseitig bedingen und sich auch die Häufigkeit von Naturkontakten im Kindesalter noch im Erwachsenenalter auf Handlungseben die Umwelt betreffend, widerspiegeln, geht es nicht um physische Aktivitäten sowie kognitive und emotionale Entwicklung allein, sondern vielmehr um eine komplexe physische, psychologische, kognitive und emotionale Beziehung zur Umwelt insgesamt (vgl. KARLEGGER, 2010, 17).

Es ist also wieder jene schwer erfassbare Komplexität, die schon im Kindesalter angelegt wird, und je nach Förderung bis in das hohe Erwachsenenalter weiterentwickelt werden kann und die unsere Beziehung zur Natur ausmacht wie sie in dieser Arbeit schon im Zusammenhang mit Empathie zuvor dargelegt wurde.

Das bedeutet,Naturerleben fördert sowohl die innere Balance in dem Sinn, dass es sowohl die Welt der Physis, der Emotionen und des Geistes einbezieht, als auch die Möglichkeit bietet, diese Sinneseindrücke und emotionalen Erfahrungen, bewusst und gesund, mittels Selbstreflexion zu verinnerlichen. „Im wirklichen Erleben von Natur ergänzen sich

---

[113] Cialdini, R.B.; Brown, S.; Lewis, B.; Luce, C.; & Neuberg, S. (1997): Reinterpreting the empathy-altruism relationship: When one equals oneness. In: Journal of Personality and Social Psychology, 73, 481-494.

Erfahrung von Natur und Reflexion von Natur bzw. Reflexion dieser Erfahrung. […] Es geht um die explizite Reflexion unserer oft intuitiven Deutungsmuster, die in Naturerlebnissen offenbar werden“ (GEBHARD, 2005, 38f).

Diese zutiefst inneren Erfahrungen zeigen, als Nebeneffekt, auf Handlungsweisen außerhalb des Selbst positive Wirkung und beeinflussen so den sozialen Umgang mit anderen Mitmenschen und Lebewesen.

Naturerfahrung ist also nicht nur „unabdingbare motivationale Voraussetzung für die Übernahmebereitschaft umweltbewusster Gesellschaftsverantwortung“ (JUNG, 2005, 90), sondern Naturverbundenheit ist eine Beziehung, die sich auf unsere gesamte Lebenswelt auswirkt. Natur ist (be)ständiger Lebenspartner, auch wenn wir uns dieser Tatsache nicht mehr so bewusst sind, und je nachdem wie wir diese Beziehung leben, ist sie uns eine Freude oder eine Last, können wir diese, für unser eigenes und auch für unser gesamtes Gesellschaftssystem, heilende Wirkung nutzen oder sie zerstören.

## 6.4 Die empathische Verbindung mit der Natur als gesellschaftspolitische Dimension bezüglich Nachhaltigkeit

Gerade das Gefühl der Verbundenheit mit der Natur, oder besser gesagt mit ihren Elementen, entspringt, wie in den vorangegangenen Kapiteln dargelegt, psychologisch gesehen der emotional assoziativen Beseelung der Dinge unserer Kindheit und stellt einen Entwicklungsschritt auf dem Weg von einer hauptsächlich affektiv geprägten hin zu einer vornehmlich kognitiv geprägten Wahrnehmung dar. Das Gefühl einer Verbindung bleibt, obwohl der erwachsene Mensch sehr wohl eine objektive Sichtweise einnimmt.

„Die Betonung des affektiven Bereichs in der Umwelterziehung geht zurecht davon aus, daß ein noch so gutes kognitives Verständnis von Naturphänomenen noch keine Bereitschaft schafft, sich für den Erhalt der Natur konkret einzusetzen. Dazu bedarf es eben – und das liest man inzwischen in allen Verlautbarungen zur Umwelterziehung – einer entsprechenden emotionalen Grundlage. Nur was ich schätze bin ich bereit zu schützen. Dabei ist es natürlich keine Frage, daß man nur etwas schätzen kann, wozu man auch eine Beziehung hat.“ (GEBHARD, 1994, 52)

Die Verbundenheit mit der Natur hat aus diesem Grund auch eine enorme Bedeutung für nachhaltiges Handeln, sowohl für das Individuum als auch global für die menschliche Spezies an sich, egal welcher sozialen Gesellschaft oder Kultur wir angehören.

Einerseits fördert Naturerleben unsere Beziehung und unsere Liebe zum Lebendigen und stärkt so ein grundsätzliches Gefühl von Geborgenheit und Grundvertrauen im Dasein, welches das Leben mit Sinn erfüllt, welches die stärkste Motivation für den nachhaltigen Erhalt unserer Umwelt darstellt (vgl. SCHLEHUFER, 2005, 192).

Andererseits ist diese Verbindung aus der Tiefe unserer Psyche in der heutigen Zeit der Umweltzerstörung auch bewusst oder unbewusst Auslöser von Zukunftsängsten. „Genauso, wie sich die äußere Natur psychisch niederschlägt, ist der Zustand der äußeren Natur auch als Spiegelbild der inneren psychischen Verfassung des Menschen zu interpretieren. Umweltzerstörung ist kein [reines, Anm. d. Verf.] Naturereignis, sondern ist sozialpsychologisch mit der Situation des neuzeitlichen Menschen in Verbindung zu bringen. Dieses dialektische Spiegelverhältnis zwischen innerer Natur und äußerer Natur wird im Folgenden immer zu bedenken sein, wenn über den psychologischen Stellenwert einzelner Naturphänomene nachgedacht wird“ GEBHARD, 1994, 36).

„Wenn wir den Menschen als Teil der Natur betrachten, dann ist Erhaltung von Vielfalt die notwendige Klammer für alle Lebewesen, Pflanzen, Tiere und Menschen und damit auch eigenständigen menschlichen Kulturen“ (JUNG, 2011, 9).

So zeigte eine Untersuchung von Unterbrunner 1989, in der Kinder und Jugendliche Bilder ihrer Zukunft in zwanzig Jahren malen und kommentieren sollten, dass 58 Prozent von ihnen eine zerstörte Natur skizzierten. Bei einer späteren Studie von Jugendlichen (Jugendwerk der Deutschen Shell, 1992) war zwar die Stimmung bei den befragten positiver, so rangierte „die Besorgnis über die ökologische Krise“ trotzdem nach jener über die Arbeitslosigkeit an zweiter Stelle der drängendsten Zukunftsprobleme (vgl. GEBHARD, 2009, 241f).

Auch wenn diese, bereits zwei Jahrzehnte alten, Erhebungen wohl kaum von medialer Beeinflussung frei sein dürften, spiegeln sie doch eine sehr bedenkliche Grundstimmung der Bevölkerung wider, die sich durch die Anhäufung und Wiederholung ökologischer Katastrophen in jüngerer Zeit kaum verbessert haben dürfte – eher im Gegenteil.

Interessant sind auch die damit einhergehenden psychischen Abwehrmechanismen vor allem von Erwachsenen und der Gesellschaft allgemein, die Gebhard folgendermaßen skizziert: Die Umweltsituation betreffend führt diese Abwehr zu einer Blockade verfügbarer Verhaltenspotentiale, also auch potentieller Lösungsmöglichkeiten. Es handelt sich um psychische Selbstbetäubung in Form selektiver Unaufmerksamkeit, die zu

Verleugnung und Verkehrung der Tatsachen sowie zur Verdrängung des Problems bis hin zur Intellektualisierung führt (vgl. GEBHARD, 1994, 222f).

„Das Subjekt erlebt möglicherweise eine gefährliche Situation deshalb als so wenig bedrohlich, weil es durch die Aneignung von Wissen darüber seine beunruhigenden Affekte kontrolliert. Im subjektiven Erleben wird dann die gelungene Affektkontrolle mit der Kontrollierbarkeit der Situation quasi verwechselt. Eine derart rationale oder besser rationalisierende Auseinandersetzung mit der Umweltzerstörung bringt es gewissermaßen fertig, sich konkret dem Problem zu stellen, ohne sich tatsächlich – d.h. emotional – von ihm berühren zu lassen“ (GEBHARD, 1994, 225).

Dies schafft sowohl für die Umwelterziehung als auch für seriösen und konstruktiven Journalismus und vor allem für die Politik schier unlösbare Schwierigkeiten in der Auseinandersetzung mit dem Thema. Denn die Vermittlung ökologischer Kenntnisse und Probleme, die das affektive Umweltbewusstsein zum Ziel haben, werden durch diese kontraproduktiven Mechanismen untergraben (vgl. GEBHARD, 1994, 225).

„Die Umweltzerstörung beginnt nicht erst beim Sterben der Wälder, beim Umkippen der Flüsse, beim Ozongehalt der Luft, sie beginnt letztlich in der sozialen und psychischen Organisation von Menschen, die diese Entwicklung der Natur betreiben oder zumindest zulassen. Die psychische Organisation läßt sich kennzeichnen durch eine historisch entstandene und zunehmende Distanzierung und Entfremdung von der Natur, die ihrerseits zur Folge hat, daß die Menschen die ökologischen Folgen und Kosten dieser Entwicklung nicht mehr wahrnehmen (können). Diese Entfremdung ist nun deutlich ein sozialkulturelles Phänomen; insofern wird die Distanzierung von der Natur in der Sozialisation jeder neuen Generation wiederholt bzw. sogar vorangetrieben“ (GEBHARD, 1994, 224).

Gebhard spricht sogar davon, dass in einer Kultur, in der die Ausbeutung zum Ziel der Gewinnmaximierung Vorrang hat, auch ein pädagogisches Interesse daran besteht, emotionale oder anthropomorphe Beziehungen der Kinder zu ihrer Umwelt, also auch zur Natur abzubauen, und diese durch eine „notwendigerweise beziehungslosere, objektive Erkenntnis der äußeren Realität“ zu ersetzen (vgl. GEBHARD, 1994, 56f).

„In besonderem Maße gelingt es dem elektronischen Medien, durch eine Universalisierung sozialer Verbiederung zwei gegenläufige Gefühlslagen zu kombinieren: Tele-Empathie (Müller Funk 1996) und Gleichgültigkeit. Die „Konditionierung unseres Gefühlslebens“ läßt Empathie ubiquitär und folglich (kultur-) politisch instrumentalisierbar werden. Die lebensweltliche Entbindung von Gefühlen dieser Art führt zu einer Form der Selbstdistanz,

die Rückwirkungen auf den Umgang mit dem eigenen Körper (und Leib) hat“ (HASSE, 1997, 20).

Macy & Brown beleuchten diese Zukunftsängste, welche die Aussicht eine ökologische Katastrophe abwenden zu können als nicht gerade erreichbares Ziel erscheinen lassen, von einer ähnlichen, aber noch tiefergehenden Perspektive aus:

„Selbst Worte wie Angst, Zorn, Leid und Sorge reichen nicht aus, um wirklich das zum Ausdruck zu bringen, was wir fühlen, denn sie beziehen sich auf Emotionen, die unsere Spezies schon lange vertraut sind. Die Gefühle, die uns jetzt überkommen, können jedoch nicht mit uralten Ängsten angesichts unserer Sterblichkeit gleichgesetzt werden. Ihr Ursprung liegt weniger in unserer Sorge um das persönliche Selbst als vielmehr in Befürchtungen, die das kollektive Leid betreffen. Wir haben Angst um das, was aus uns als Spezies und anderen Arten wird, und um das, was mit dem Vermächtnis unserer Ahnen, den zukünftigen Generationen und mit dem lebendigen Körper der Erde geschieht“ (MACY & BROWN, 2007, 37).

„Verdrängung kostet uns ungeheure Mengen an Energie und beraubt uns unserer Offenheit für die Mitwelt. Verdrängung ist kein rein lokales Betäubungsmittel. Wenn wir den Schmerz nicht fühlen, fühlen wir auch sonst nicht viel. Unsere Gefühle der Liebe und des Verlustes sind weniger intensiv, der Himmel weniger strahlend, unsere Freude gedämpft“ (MACY & BROWN, 2007, 45).

Dies entspricht einer seelischen Selbstbetäubung auf kollektiver und individueller Ebene mit starken nachhaltig negativen Auswirkungen auf unsere Gesellschaft.

„Vereinzelung und Entfremdung, Realitätsflucht, Sucht, wahllose Gewalt, politische Passivität, Schuldzuweisungen und die Suche nach Sündenböcken, Unterdrückung lebensnotwendiger Informationen, verminderte intellektuelle Leistung, das Gefühl von Ohnmacht und das Burnout-Syndrom. Diese Effekte bewirken wiederum, dass sich unser Bewusstsein noch weiter verschließt. Es ist ein reziproker Vorgang. Ursache und Wirkung verbinden sich zu einem Teufelskreis, systemisch ausgedrückt: zu einer positiven Feedbackschleife“ (MACY & BROWN, 2007, 45).

Die „Fromm`sche Negrophilie“, die in unserem Verleugnen, Verdrängen und Intellektualisieren sowie unserer Distanz zur eigenen Natur wurzelt, hat so Auswirkungen auf unsere empathische Verbindung zur Natur und mündet in einem tief empfundenen Emotionalen Leid den Globus betreffend; ein Schmerz der unser Innerstes berührt, und der unser ganze menschliche Evolution in Frage stellt.

„Die Erde zeigt uns ihre Wunden, sie hält uns einen Spiegel vor, in dem wir selbst unsere Verwundbarkeit erkennen, aber auch den bösen Willen, der uns zum Leid-Antun treibt. Über alle unlösbaren Fragen, über Mensch und Natur, Ratio und Emotion, Sinn und Wahn erhebt sich das Unaussprechliche, das mit dem Leiden Verbundene: der Mensch, der Leid zufügt und dem Leid widerfährt – und die Erde, die buchstäblich nichts für ihr Verrecken kann“ (THIELE, 1989, 259).

Die einzig mögliche Auflösung dieser Negativspirale muss also eine holistische, synästhetische und auch mystische Beziehungsbildung sein, die auf breiter Basis die die Rückverbindung mit dem inneren Selbst des einzelnen Menschen zum Ziel hat. „Denn ein stabiles Selbst(wert)gefühl führt zu weniger Lebensangst und ermöglicht die Entfaltung von mehr Liebe, offenerer und lebendiger Beziehungen zu anderen und somit auch die Entfaltung tragender sozialer Netze, Gemeinschaften von Menschen, die ganz anders handeln können als ein Mensch alleine“ (SCHLEHUFER, 2005, 193). „Ohne diese Zartheit, dieses Weiche und Biegsame sind wir zur Schöpfungsliebe nicht zu erwecken. Wir müssen erst bereit werden, die inneren Verpanzerungen zu durchbrechen und die sympathische Ader in uns schlagen zu lassen“ (THIELE, 1989, 259).

Naturerfahrung, im Sinne einer positiv gelebten Verbindung mit der Natur, hat diese Qualitäten in sich vereint. Sie löst eine empathische Beziehung zu unserer Umwelt und, was noch wichtiger ist, zu uns selbst aus. Es ist keine wirklich neue Verbindung, sondern ein Religio auf Basis unseres Ursprungs, eine Rückverbindung, und Rückbesinnung auf unsere evolutionären Wurzeln.

Empathie fördert in diesem Sinne nachhaltiges Denken, Fühlen und Handeln in einer gesellschaftlich und globalen Dimension.

## 6.5 Der Mensch – ein Ganzes oder doch nur Teil seiner Natur?

In dieser Arbeit ist oft vom Leib im Gegensatz zum Körper die Rede. Der Grund dafür ist, dass sich die Auffassung des menschlichen Körpers durch die westlich medizinische Sichtweiser darauf und durch die naturwissenschaftliche Forschung über Jahrhunderte hinweg von einer ganzheitlichen Sicht des Menschen entfernt hat. Nicht zuletzt deshalb kamen wahrscheinlich fernöstliche Auffassungen des Menschen und seiner Umwelt, die diese Ganzheitlichkeit in ihrem System vereinen, wie beispielsweise die chinesische Medizin, das indische Ayurveda und ihnen innewohnenden räumliche Konzepte wie Feng

Shui und Vastu, in den letzten Jahrzehnten vermehrt in den Fokus der breiten Öffentlichkeit. Vom Menschen „entfernt“ meint hier die Verwissenschaftlichung des Menschen und seiner Umwelt, seine Zerlegung in einzelne erforschbare Fragmente, ohne diese umfangreiche Ansammlung an Wissen wieder in ein zusammenhängendes Ganzes, ein umfassendes System, zusammenzuführen. Erst in jüngster Zeit gibt es immer mehr Personen aus den verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen, die sich die Kenntnis unterschiedlichster Systeme aneignen, um diese in der Praxis wieder zu vereinen. Der große Unterschied zwischen diesen, meist aus Asien stammenden, ganzheitlichen Anschauungen und der westlichen ist jener, dass auftretende Phänomene trotz ihrer Unerklärbarkeit nicht aus dem Gesamtsystem kategorisch ausgeschlossen wurden, während es in der westlichen Wissenschaft erst Grenzgänge der Physik bedurfte, um diesen wieder eine gewisse Wahrscheinlichkeit ihres Auftretens zuzugestehen. Dieser Unterschied soll hier kurz am Beispiel zwischen Leib und Körper und seiner Wahrnehmung veranschaulicht werden.

In der allgemeinen Betrachtung beschränkt sich die Körperwahrnehmung auf unsere Sinne. Den klassischen fünf, wie Seh-, Gehör-, Geruchs-, Geschmacks- und Tastsinn, können der Bewegungssinn, Drehsinn und Gleichgewichtssinn hinzugefügt werden. Der Sehsinn hat dabei eine Vormachtstellung, die durch Angewohnheiten unserer Kultur noch verstärkt werden. Desweiteren nimmt der Mensch aber auch Temperaturunterschiede und Feuchtigkeitsunterschiede wahr (vgl. RUF, 2004, 24ff).

Im Prozess der Wahrnehmung und der Sozialisation begründet, liegt die Fähigkeit zur Erkenntnis. Hier ist das eigentliche Problem der westlich-wissenschaftlichen Abstraktion. Dieser Prozess ist ein durch unüberschaubare Variablen gekennzeichnetes System eines Einzelindividuums, welches sich aus seinen Eindrücken und Erinnerungen ergibt. Es entsteht durch das Zusammenspiel psycho-physischer Vorgänge von Nervenbahnen und Gehirn und ist weder in seiner Summe quantifizier- noch überschaubar. Ebenso sind die Qualitäten der persönlichen Wahrnehmung oder jene des Wohlbefindens untereinander nicht vergleichbar. Lediglich Tendenzen können auf wissenschaftlichem Wege ermittelt werden. Eine ganzheitliche Anschauung, die sich nicht in Details verliert geht zumeist von einem Zusammenspiel einer inneren und einer äußeren Wahrnehmung aus, wobei die Eindrücke des Leibes nicht auf die Außengrenze unseres Körpers beschränkt bleiben. So sind sowohl mentale als auch emotionale Wahrnehmungen über Entfernungen möglich (vgl. BRÖNNLE, 2008).

Rupert Sheldrake beschäftigt sich in seinem Buch „Der siebte Sinn der Tiere“ ausschließlich mit Verbindungen zwischen Menschen und Tieren, deren Erforschung im Sinne der Naturwissenschaften immer noch gänzlich unmöglich scheinen. Ebenfalls konnte bei Tieren „die Kraft der Absicht“, die Wirkung des Geistes auf Materie, also Psychokinese, bereits zweifelsfrei nachgewiesen werden, wie Experimente des Forschers René Peoc‘h[114], die er mit Küken und Robotern durchführte, belegen. Warum sollte der Mensch diese Fähigkeiten also nicht besitzen? Basiert doch unser Gehirn und unsere neuronale physische Ausstattung auf den gleichen Prinzipien. „Experimente an der Universität von Princeton und anderen Universitäten haben bereits den Beweis geliefert, daß Menschen tatsächlich <<Geist auf Materie>>-Fernwirkungen auf mit Computern verbundene Zufallsgeneratoren erzielen können“ (SHELDRAKE, 2009, 323). Auch ein gewisser Austausch zwischen Mensch und Pflanze auf emotionaler Ebene ist, laut FROHMANN (2000, 235ff), möglich.

Ohne darauf im Speziellen einzugehen, könnte diese Aufzählung nicht zur Gänze wissenschaftlich erforschter Phänomene fortgesetzt werden. Welche Erweiterung des Körpers die Leibauffassung im Einzelnen auch sein möge und in welcher Weise auch die wissenschaftlichen Erklärungsmodelle der Zukunft, Erkenntnisse bringen könnten, auch auf der Ebene des Fühlens und Einfühlens ist sie schon essentiell. „Wenn in unserer Gegenwart mit dem Ende der Neuzeit ein Wandel des menschlichen Selbstverständnisses notwendig erscheint, so geht es dabei um die Integration der Natur, die der Mensch selbst ist, um den Leib“ (BÖHME, 1989, 33). - eine Erweiterung, die gerade für die Empathie von großer Relevanz ist, da sich in ihr die individuellen Unterschiede und Fähigkeiten besonders bemerkbar machen. Böhmes Kritik ist dabei auf die generelle Auffassung unseres Seins gerichtet: „Unter Leib ist dabei nicht der Gegenstand medizinischer und naturwissenschaftlicher Forschung zu verstehen. Es wäre eine Illusion, einen schon in Subjekt und Objekt zerfallenen Menschen durch ganzheitliche Betrachtung, welcher Art auch immer, mit sich versöhnen zu wollen. Mit Leib ist vielmehr die primäre Weise des In-der-Welt-Seins gemeint und das Fundament des Selbstbewusstseins im Sich-spüren“ (BÖHME, 1989, 33).

---

[114] René Peoc‘h machte sich die Nachfolgeprägung von frisch geschlüpften Hühnerküken, für seine Experimente zunutze, indem er diese auf einen Roboter prägte, der mittels Zufallsgenerator seine Bewegungsrichtung steuerte. Das Bedürfnis der Küken, dem Roboter räumlich nahe zu sein, beeinflusste dessen Zufallsgenerator, sodass er sich fortan meist in der Nähe des Käfigs dieser Küken aufhielt (vgl. SHELDRAKE, 2009, 320ff).

Hier wird auch die möglichst unverfälschte Nutzung all unserer leiblichen und geistigen Fähigkeiten herausgestrichen. Potentiale, die dem „zivilisierten“ Menschen teilweise schon abhanden gekommen sind. Qualitäten der Sinnes-, Gefühls- und Geisteserfahrung müssen erst wiedererlernt werden. Die „Eichung“ auf uns selbst sozusagen. Die empathische Beziehung zwischen Menschen und anderen Lebewesen sowie Menschen und Dingen, und ebenso auch die Beziehung zwischen den Dingen ist entscheidend. Diese beginnt aber in der Kenntnis unseres Leibes selbst. Unsere Wahrnehmung ist dafür verantwortlich, wie die Dinge scheinen. Letztlich entscheidet der Mensch selbst über das, was ist, oder das, was nicht ist. Die Erweiterung des Körpers zum Leib ist dabei wesentlich, auch wenn es um den Zugang zur Umwelt im Sinne des uns umgebenden Lebensraums, bis in das kleinste Detail geht. „Der menschliche Leib, […] liegt im Zentrum des sogenannten Umweltproblems. An seiner Betroffenheit ist uns die äußere Natur in ganz anderer Weise als in den vergangenen Jahrhunderten Thema geworden. Und am Leib als der nächsten Natur, der Natur, die wir selbst sind, entscheidet sich unsere Beziehung zur äußeren Natur“ (BÖHME, 1989, 35).

Unsere Defizite der leiblich-ganzheitlichen Wahrnehmung gehen Hand in Hand mit der Kenntnis unserer eigenen Gefühlswelt und Psyche. Der verhinderte Austausch mit der Natur, sowohl unserer eigenen als auch jener „versachlichten“, nicht menschlichen Natur, von der wir umgeben sind, führt zu einer Art innerer Erstarrung, und dies wiederum zu einer Reduktion des eigenen Ausdrucksvermögens, vor allem auf Bewegungs- und Gefühlsebenen, aber auch als Unflexibilität unseres Geistes in Form von Gewohnheiten. Böhme ortet die Wurzeln dieser unglücklichen Schleife in der, über viele Generationen anerzogenen, Sozialisation der bürgerlichen Welt: „Der Gebildete läßt die Natur nicht »an sich heran kommen«. Die Bildung des Vernunftmenschen impliziert ein hohes Maß an Disziplin und Kontrolle, die insbesondere die Sinnlichkeit und die Affektivität einschränken. Sinnliche Erfahrung von Natur bleibt für ihn deshalb distanzierte Wahrnehmung von Natur, die lediglich ihre Angemessenheit in Bezug auf das Erkenntnisvermögen abzuschätzen erlaubt. Alle sinnliche Gemeinschaft, sei es Wechselwirkung, Stoffwechsel, Arbeit oder Kampf mit der Natur, sind dabei ausgeschlossen. Ebenso alle imaginativ bestimmte Teilnahme und affektive Betroffenheit durch die Natur. Der Gebildete läßt sich von der Natur nur rühren, insofern sie in ihrer Natürlichkeit ihm das utopische Gegenbild zu Gesellschaftlichkeit präsentiert. Die bürgerliche Naturästhetik ist somit durch und durch Ausdruck eines Menschen, der die

Natur an sich selbst nicht anzuerkennen vermag und sie deshalb draußen, als utopisches Gegenbild seiner eigenen gesellschaftlichen Existenz sucht“ (BÖHME, 1989, 45).

Böhme unterstreicht hier vor allem das Bild, das wir von „Natur“ haben, als vorrangig unsere Wahrnehmung bestimmendes. Um diese Reduktion beider Seiten, sowohl der des Menschen als auch die der Natur, in ein umfassendes Erleben zu wandeln, bedarf es, nach Böhme, eine Stärkung der emotionalen Anteile unserer Wahrnehmung durch affektives Teilhaben, welche auch die ästhetische Komponente mit einschließt, deren sowohl eine ökologische Vielfalt als auch die Leibperspektive zugrunde liegen muss (vgl. BÖHME, 1989, 10).

Die Ermutigung des vermehrten Einbeziehens der Emotion sowie der Ästhetik, die einerseits eine holistisch sinnliche andererseits zutiefst psychische Komponenten aufweist (siehe Kapitel 6.3.1), hätte dann folgende Konsequenz: „Wenn Wahrnehmung das sinnliche Sichbefinden in Umgebungen ist, dann stellt der Wahrnehmende nicht nur quasi aus außerweltlicher Position fest, was in seiner Umgebung passiert, er wird vielmehr durch den Zustand seiner Umgebung affektiv betroffen und wird einer so und so beschaffenen Umgebung in seiner eigenen Befindlichkeit bewußt. Man spürt es, könnte man verkürzt sagen, am eigenen Leibe, in welcher Umgebung man sich befindet“ (BÖHME, 1989, 10).

Vorrangig dabei ist die Interaktion, der Austausch, das Anerkennen der Notwendigkeit des Menschen, sinnlich-emotionale Qualitäten aus seiner Umgebung zu erfahren. Nicht die „schöne Natur“, weit entfernt und hauptsächlich zum Anschauen erfreut das Herz, sondern die qualitativ wertvolle, ökologisch und ästhetisch intakte, leiblich erlebte, ist Balsam für die Seele. Böhme zählt die Natur zu den fundamentalen Lebensbedürfnissen des Menschen: „nämlich daß da etwas ist, was von selbst ist und ihn durch sein selbsttätiges Dasein berührt. Der Mensch hat ein tiefes Bedürfnis nach dem anderen seiner selbst. Er will nicht in einer Welt leben, in der er nur sich selbst begegnet.“ (BÖHME, 1989, 92)

Was ist es nun, dem der Mensch ständig begegnet und das in Naturerfahrungen so ausgeprägt spürbar wird?

Es ist das Andere, das von sich aus lebendige, sein Charakter, seine Qualität. Die Summe des Gesamteindrucks, das Zusammenspiel des Außen und des Innen. Das Verschmelzen des Leibes mit seiner Umwelt. Die sich daraus ergebende Unendlichkeit der Vielfalt, die Eigenheit jedes Ortes oder jeder Landschaft. Das Gepräge seiner Einzelindividuen und ihrer Lebendigkeit, der Kontrast, der Elemente, die Manifestation von Ausdruck in der Kulturlandschaft als Ganzes, die Macht seiner Bauwerke, die dahinterstehende formende

Absicht usw. All das wird innerhalb eines Augenblicks spürbar in der Präsenz des Daseins, immer und immer wieder. Das innere Wissen zumeist im Unterbewussten verborgen, das leibliche Erkennen spezifischer Konstellationen im Raum, Zuordnungen wie Heimat oder eines Zuhauses, könnte man ein Verschmelzen oder Einswerden mit der Atmosphäre des wiedererkannten Ortes nennen.

## 6.6 Über Atmosphären

Das interessante an Atmosphären ist, dass jeder Mensch permanent von ihnen umfasst, erfasst und durchdrungen wird und sich ständig darin bewegt, gerade so selbstverständlich als wäre es genau sein „Element“ - wie ein Fisch im Wasser.

Hasse bevorzugt Anstelle des Wortes Atmosphäre jenes der medialen Räume, meint aber sinngemäß dasselbe[115]. „Mediale Räume [Atmosphären Anm. d. Verf.] sind „keine Fiktionen subjektiver Beliebigkeit […] sie hinterlassen Eindrücke und treffen das gefühlsmäßige Empfinden. Mit der Sensibilisierung der Aufmerksamkeit für mediale Wirkungen, die von Umweltelementen und -ensembles ausgehen, tritt ein Beziehungsmoment im Mensch-Umwelt-Verhältnis ins Zentrum“ (Hasse, 1997,10).

Der Mensch nimmt Veränderungen der Atmosphären wahr, lässt sich sowohl gefühlsmäßig als auch in seinen Handlungen von ihnen beeinflussen, er reagiert auf sie sowohl psychisch, als auch mit körperlichen Symptomen, scheitert aber zumeist auf der Suche nach einer greifbaren Begründung.

Unleugbar gibt es also den Einfluss von Atmosphären auf den Menschen, genauso wie der Mensch Teil von Atmosphäre ist und diese so auch beeinflusst. Der Erklärungsversuch gestaltet sich aber schwierig. So arbeiten zwar viele gestaltende Berufe, vom Designer und Architekten über den Landschaftsplaner und Gärtner, sowie Kunstschaffende und sogar Werbefachleute mit Atmosphären, Definitionen sind aber rar. Einigkeit besteht sicherlich branchenübergreifend über die Außenwirkungen von Materie auf die Wahrnehmung des Menschen, was zum Beispiel eine gewisse Symbolwirkung der Form, die Sinnesbeeinflussung durch Farbe und Struktur oder die Materialbeschaffenheit beinhaltet. Auch darüber, dass diese sich in einem permanenten Wandel befinden, besteht ein

[115] Räume sind für Hasse „imaginäre Schnittstellen im Mensch-Umwelt-Verhältnis“. Sie haben Macht über uns, durch das, „was wir gelernt haben, sie uns zu bedeuten zu lassen“ und mit welchem Fokus wir sie wahrnehmen. „Räume sind materiell-möbliert, wie immateriell-medial“ (vgl. HASSE, 1997, 9f).

gewisser Konsens. Dagegen gibt es schon wieder sehr unterschiedliche Auffassungen darüber, wie genau diese Faktoren, Körper und Psyche des Menschen beeinflussen, geschweige denn in ihrer Summe, leiblich oder unterbewusst, womöglich auch noch langfristige Auswirkungen hervorrufen. Löw schreibt über die Außenwirkung von Dingen oder in ihrer Sprachverwendung von der Ausstrahlung sozialer Güter, einer Wechselwirkung der in der Handlungssituation vorgefundenen Faktoren der Materialität und der Symbolik, die durch den Leib wahrnehmbar ist (vgl. LÖW, 2001, 191ff).

Ausgehend von ihrer bereits zuvor beschriebenen Auffassung, dass Raum sich an bereits vorgegeben Strukturen orientiert, sich also nur in Verbindung örtlicher Gegebenheiten konstituiert, und somit ein gewisser Rahmen von der Natur vorgegeben wird, entstehen durch die „Zusammenschau verschiedener Außenwirkungen" spezifische Atmosphären (vgl. LÖW, 2001, 205).

Es ergibt sich eine gewisse, und für die Situation sowie für Ort und Zeitpunkt typische, Stofflichkeit, die die Autorin „die Sichtbarkeit der Unsichtbarkeit des Raumes" nennt und folgendermaßen beschreibt: „Diese an sich nicht sichtbaren Gebilde – man sieht die sozialen Güter und deren Plazierungen, aber nicht den Raum als Ganzes – sind dennoch stofflich wahrnehmbar. Man kann den ein- und ausschließenden Charakter von Räumen und auch das Ende von Räumen spüren. Man kann den Beginn neuer Räume sinnlich wahrnehmen" (LÖW, 2001, 204).

Ausgehend vom gestimmten Raum Bollnows, von der Leibperspektive und von der Tatsache, dass Gefühle durch eine Änderung des Raumes bzw. ihrer Komponenten umgestimmt werden können, nennt Löw diese „Potentialität der Räume", die Gefühle beeinflussen kann, Atmosphäre (vgl. LÖW, 2001, 204).

Eine Atmosphäre ist, laut ihrer Definition, „die in der Wahrnehmung realisierte Außenwirkung sozialer Güter und Menschen in ihrer räumlichen (An)Ordnung. Das bedeutet, Atmosphären entstehen durch die Wahrnehmung von Wechselwirkungen zwischen Menschen oder/und aus der Außenwirkung sozialer Güter im Arrangement" (LÖW, 2001, 205).

Löw bezieht sich auf die leibbezogene, „unsichtbare, spürbare Seite des Raumes".

Für sie ist es die Atmosphäre, und nicht einzelne Objekte, die den Raum als solchen wahrnehmbar macht (vgl. LÖW, 2001, 205f).

In ganz ähnlicher Weise spricht auch Kosljanič von der „Landschaft als gefühlsmäßigen Totaleindruck und atmosphärisches Phänomen“, und mit Verweis auf den Forscher Humboldt spricht er von diesem „Totaleindruck“ als einen „ganzheitlich-gefühlsmäßigen“, der auf „inneren Spürsinn des Gemütes“ beruht (vgl. HUMBOLDT in KOZLJANIČ, 2010, 158f).

Kozljanič zweifelt auch an der Machbarkeit der Erforschung des Phänomens der Atmosphäre durch die Naturwissenschaft und formuliert dies wie folgt: „Es ist klar, dass nun das was man im emphatischen Sinne als Landschaft bezeichnet mit der materiellen Betrachtung und Bestimmung nicht wirklich erreicht ist. Keine noch so geschickte Synthese von geologischen, geographischen, klimatologischen, botanischen und zoologischen Details gibt uns den Eindruck wieder, den wir haben, wenn wir […] das Panorama einer schönen Kultur- oder Naturlandschaft genießen. Die naturwissenschaftliche Zugangsweise greift hier nicht. Sie ist nicht dafür geschaffen. Eine andere Zugangsweise tritt an ihre Stelle. Man könnte sie, wie immer wieder geschehen, die ‚physiognomische’ nennen. Bei dieser Zugangsweise geht es um die spezifische Physiognomie, um den eigentümlichen Charakter einer Landschaft“ (KOZLJANIČ, 2010, 157f).

Der gleichen Auffassung ist Böhme, der einen bewussten Austausch zwischen Mensch und Umwelt anhand der wahrgenommenen Eigenschaften für erwiesen hält, und Atmosphäre so beschreibt: „In Atmosphären von Umgebungen, seien es nun Atmosphären von Landschaften, von Plätzen oder Innenräumen, kann man »hineingeraten«. Atmosphären »hängen« an Dingen und gehen von Dingen und Menschen aus, Atmosphären sind zwar nicht »objektiv« – und das heißt im Sinne neuzeitlicher Wissenschaft durch Apparate – feststellbar, aber es gibt gleichwohl darüber eine intersubjektive Verständigung“ (BÖHME, 1989, 10f).

Für Böhme sind Atmosphären[116] „räumliche Gebilde, die in affektiver Betroffenheit erfahren werden“. Es geht um eine Umwelterfahrung auf Gefühlsebene (vgl. BÖHME, 1989, 148).

Böhme verweist auch auf den Begriff der „objektivierbaren Charaktere“, von Hirschfeld[117], welcher der Auffassung war, dass diesen, Atmosphären zugrunde liegen. Gestützt wird dies von der bewusst eingesetzten Gestaltung englischer Gärten, die den dortigen

[116] Den Begriff der Atmosphäre übernimmt er von Hermann Schmitz (vgl. BÖHME, 1989, 10).
[117] Christian Cay Lorenz Hirschfeld (1742-1792), Philosoph und Gartentheoretiker

Arrangements und jenen der Landschaft im Allgemeinen „objektive Gefühlsqualitäten“ zuschreibt (vgl. BÖHME, 1989, 46).

Diese gefühlsauslösenden Zuschreibungen, die sich durch einen Nutzer oder Betrachter als Eigenschaften der Landschaft selbst, wie zum Beispiel düster oder verträumt usw. ausdrücken lassen, nannte Hirschfeld „Charaktere“ (vgl. BÖHME, 1989, 91).

„Diese sind als »quasi objektiv« zu bezeichnen, insofern sie zwar nicht wie Objekte vorfindlich, aber doch durch gegenständliche Arrangements praktisch erzeugbar sind“ (BÖHME, 1989, 10f).

Als Voraussetzung dafür hält er die subjektive, affektive Betroffenheit des Einzelnen durch die Umgebung, welche durch individuelle Vorerfahrungen geprägt ist und spezifische Gefühlswahrnehmungen auslöst (vgl. BÖHME, 1989, 10).

Böhme spricht später davon, dass diese Charaktere ihre Umgebung richtiggehend „organisieren“, da sich die von ihnen erzeugte Stimmungsqualität nicht nur auf den Menschen, sondern auch auf Gegenstände regelrecht überträgt (vgl. BÖHME, 1989, 91).

Er kommt zu folgendem Schluss: „Die Weise, in der Naturdinge aus sich heraustreten und füreinander da sind, ist eher eine analoge Information und durchdringt sich mit den Anwesenheiten aller anderen. Das Zusammenspiel von Stimmen, von Formen und Farben ergibt keineswegs ein diffuses Durcheinander, sondern charakteristische Atmosphären, in denen je einzelne Naturdinge in ihrer Anwesenheit durchaus spezifisch spürbar werden“ (BÖHME, 1989, 53).

Im Gegensatz zu Löw, und das ist auch gleichzeitig der fundamentale Auffassungsunterschied, liegt der Wahrnehmung der Atmosphäre bei Böhme also etwas Allgemeingültiges zugrunde. Und zwar in dem Sinn, dass die Atmosphäre eines Ortes von allen Menschen sehr ähnlich in Form einer dort vorhandenen Grundstimmung wahrgenommen werden kann. Während Löw der Ansicht ist, dass Atmosphären ihre Wirkung über soziale Güter und Menschen an Orten entfalten und so wegen der unterschiedlichen sozialen Prägung auch unterschiedlich wahrgenommen werden[118], ist Atmosphäre für Böhme ja „objektiv“ wahrnehmbar.

---

[118] „Da jedoch sowohl Menschen als auch soziale Güter nicht nur über ihre Materialität, sondern auch über ihre Außenwirkung bestimmbar sind, entstehen Atmosphären über die Wirkung der sozialen Güter und Menschen an Orten, welche über die Wahrnehmung in Synthese und Spacing einfließen. Da Wahrnehmung kein unmittelbarer Vorgang ist, sondern selektiv und über den Habitus strukturiert, ist die Realisierung von Atmosphären abhängig von Strukturprinzipien wie Geschlecht, Klasse oder auch Ethnizität“ (LÖW, 2001, 210).

Für die Tatsache einer gewissen Objektivierbarkeit von Atmosphären sprechen auch jene ortsfesten spirituellen Atmosphären, die über verschiedene Kulturen hinweg immer wieder als heilige Orte in Verwendung waren und sind. Wie Brönnle darlegt, unterliegen diese besonderen Orte nicht unbedingt einer durchgehenden Nutzung als Kultstätten, so wird jedoch ein und derselbe Ort von mitunter verschiedenen Kulturen gleichermaßen als heilig betrachtet. In diesen Fällen spricht also wenig für eine rein traditionelle symbolische Besetzung oder soziale Prägung des Ortes (vgl. BRÖNNLE, 2006, 160f).

Löws Kritik hingegen richtet sich gegen die Vergleichbarkeit der Gefühle und dem Erspüren von Atmosphären, ohne soziale oder kulturelle Unterschiede zu beachten, und führt dazu eine Untersuchung von Luc Ciompi[119] an, der die bevorzugten Wohn- und Schlafräume von Italienern mit jenen der Nordländer verglich. Dieser kam zu dem Ergebnis, dass Italiener eher dunkle und Nordländer eher hellere Räume präferieren (vgl. LÖW, 2001, 208).

Ein Ergebnis, welches wohl auf die unterschiedlichen geographischen und klimatischen Voraussetzungen der beiden Regionen, und möglicherweise im Anschluss daran, als reine Gewohnheit erklärt werden könnte. Keiner der Befragten würde aber mit Sicherheit, um es plakativ auszudrücken, seine Wohnräume gegen eine Maschinenhalle tauschen wollen, und so sind auch die Differenzen zwischen den beiden Autoren zu erklären. Während Böhme von einer Großteils philosophisch-ästhetischen Naturdiskussion ausgeht, steht für Löw eine soziologische Betrachtungsweise im Vordergrund. So wichtig die Gefühlsunterschiede zwischen Menschen verschiedener Kulturen oder soziologischer Prägungen auch sind, können sie das, was der Mensch auf die Natur bezogen empfindet, nur in Nuancen, nicht jedoch grundlegend, beeinflussen. Es gibt so etwas wie einen menschlichen Grundkonsens, Empathie oder Gefühle der Natur und allem Lebendigen gegenüber, der sogar physiologisch messbar zu sein scheint. Dies belegen Studien wie jene zuvor genannte, mit dem beschleunigten Heilungsprozess in Verbindung stehende Wirkung von Natur, oder jene festgestellten „psychophysiologischen Effekte atmosphärischer Qualitäten von Landschaft“ von FROHMANN et al. (2010) (siehe Kapitel „Wirkung der Natur auf den Menschen“) Frohmann selbst beschreibt Atmosphäre so: „Die physische Struktur bildet zusammen mit der psychischen Struktur, dem Gefühlsfeld des Raumes, eine emotional

[119] Ciompi, L. (1988): Außenwelt-Innenwelt. Zur Entstehung von Zeit, Raum und psychischen Strukturen. Göttingen. S 235f.

wirksame Raumeinheit, die wir wahrnehmen und als Atmosphäre [...] eines Ortes bezeichnen“ (FROHMANN, 2000, 254).

Die Studie von FROHMANN et al., (2010), welche sowohl psychologische als auch physiologische Auswirkungen verschiedener Orte einer Landschaft auf den Menschen untersuchte, basierte auch auf der Annahme, dass jeder Ort spezifisch individuelle Stimmungsbilder und Assoziationen hervorruft, die im Sinne Otto Friedrich Bollnows[120] als ortsbezogene Atmosphären aufgefasst werden können. Die körperliche und gefühlsmäßige Wahrnehmung dieserart von ihrer Umgebung „gestimmter“ Testpersonen ergab nicht nur signifikante Unterschiede der subjektiven Empfindungen innerhalb der Tests mittels psychometrischem Verfahren, sondern ebenso des kardiovaskulären Systems, in diesem Fall der Herzrate, sowie bei der Sinusarrhythmie der Atmung (vgl. FROHMANN et al., 2010, 97-103).

„Die Aussage von Bollnow (2000), dass jeder Ort ihm eigene Stimmungsbilder mit raumspezifischen Atmosphären schafft, welche der Mensch leiblich-sinnlich perzepiert, wird durch die vorliegende Studie bestätigt“ (FROHMANN et al., 2010, 102). Auch die in dieser Arbeit zuvor von Böhme vertretene Ansicht „objektiver Charaktere“ von Atmosphären, scheint somit eine gewisse Bestätigung zu erfahren, und zwar physikalisch mess- und auswertbar. Die sich daraus ergebende Schlussfolgerung ist, „dass nicht nur urbane und naturräumlich geprägte Landschaften unterschiedliche Erholungspotentiale besitzen, sondern auch innerhalb einer Landschaft verschiedene naturräumliche Qualitäten mit unterschiedlichen Erholungs- und Aktivierungspotentialen gefunden werden können“ (FROHMANN et al., 2010, 103).

Diese feststellbaren Unterschiede sind viel kleinräumiger als zumeist angenommen, und in höchstem Maße von der naturräumlichen Ausstattung, von ihrer Lebendigkeit im Sinne biologischer Vitalität sowie von ihrem gerade nicht künstlich erzeugten Arrangements abhängig. Die Studie belegt einerseits die in den Kapiteln zuvor angesprochenen therapeutischen Möglichkeiten, die spezielle Orte zu bieten im Stande sind, allerdings auch in ihrer Umkehrung, dass es Orte geben muss, die eben diese Qualitäten nicht aufweisen.

---

[120] „Die subjektive Welt des „gestimmten Raumes“ (i. S. von Bollnow und Binswanger) [vgl. BOLLNOW (1994) und Binswanger, L.(1955): Das Raumproblem in der Psychopathologie, In: ders.: Ausgewählte Vorträge und Aufsätze, Bd. 2, Bern, S.174ff; Anm. d. Verf.] wird erst verständlich, wenn die Wahrnehmung nicht als neuronale Verarbeitung von Sinnesreizen, sondern als *leibliche Kommunikation* (Schmitz 1978) [vgl. Schmitz, H. (1978): System der Philosophie, Bd. 3, 5, Die Wahrnehmung, Bonn.; Anm. d. Verf.] aufgefasst wird“ (HASSE & KOZLJANIČ, 2010, 12).

Sind es doch gerade jene „hainartigen Raumsituationen“, welche die beruhigendste beziehungsweise jene in der Nähe eines Wasserfalls, welche die die aktivierendste Wirkung auf die Testpersonen dieses Versuchs hatten (vgl. FROHMANN et al., 2010, 101).

Gleichzeitig unterstreicht die Berücksichtigung individueller Unterschiede der psychischen Wahrnehmung der Testpersonen, dass dieser Einfluss auf derartige Untersuchungen unbedingt mit untersucht werden muss. Kulturelle und soziale Unterschiede der Wahrnehmung werden innerhalb solcher Tests selten auf mögliche Abweichungen in Hinblick auf eine Generalisierung der Aussagen in ethnischer, regionaler oder gar globaler Sicht, wie sie von Löw eingefordert wird, untersucht. Dies würde in den meisten Fällen einen, den Budgetrahmen sprengenden, viel umfassenderen Versuchsaufbau erfordern. Trotzdem bleibt zu hoffen, dass Atmosphären zukünftig auch als soziologisch-relevantes Problem aufgefasst werden, da, nach Meinung Löws, Atmosphären immer sozial vorstrukturiert sind (vgl. LÖW, 2001, 109).

Die Einbeziehung kulturell beeinflusster Präferenzen in die Versuchsanordnung zukünftiger Projekte könnte zur Klärung solcherart unterschiedlicher Argumentationsketten dienen.

Atmosphären können als „synästhetische (sinnesübergreifende) Gesamtheit der ästhetischen Erfahrung“ (FROHMANN, 2010, 16) beschrieben und recht gut durch das Zusammenwirken dreier Aspekte vereinfacht dargestellt werden:

1. Eine phylogenetische Erfahrung, die sich als kollektives, stammesgeschichtliches Wissen einerseits in Form von Symbolik und Archetypen wahrnehmen lässt, und andererseits als Raumpräferenzen durch die Auswahl von bevorzugten und weniger bevorzugten Orten und Landschaften mehr oder weniger bewusst erfahren wird. Bemerkbar wird diese vor allem auf der Gefühlsebene in Form einer besonderen Verbundenheit mit Orten und Landschaften, die vorrangig auf der Beziehung zu seinen naturräumlichen Elementen beruht.

2. Eine soziogenetische Erfahrung, die vor allem kulturelle und gesellschaftliche Aspekte mit einbezieht. Dies beinhaltet sowohl aktuelle als auch historische, soziale Zusammenhänge, die in unsere persönliche Entwicklung einfließen.

3. Eine ontogenetische Erfahrungswelt: Sie bündelt innerhalb unserer Persönlichkeit alle Erfahrungsebenen zu einem individuell erlebten Ganzen.

(vgl. FROHMANN, 2010, 14ff)

Atmosphären sind in diesem Sinne immer und überall unsere Begleiter. Unsere innere wie auch die äußere, Stimmung ist ein ständiger wechselseitiger Prozess, der all unsere Gesamteindrücke, Sinneswahrnehmungen, Gefühle, Ahnungen, Intuitionen, unser Wissen, Vorerfahrungen, Vorannahmen, Projektionen, Umwelteinflüsse, „tote“ und lebendige Um- und Mitwelt in uns vereint. Das Vermögen, uns empathisch auf diese Atmosphäre einzuschwingen, mit ihr in Resonanz zu gehen, entscheidet über die Tiefe und das Erleben dieser Erfahrung. Atmosphäre ist also weder ein stabiler Zustand des äußeren Raumes noch eine innere Imagination; vielmehr ist sie eine gelebte Beziehung, an deren Wirkung wir mit all unserer Persönlichkeit direkt beteiligt sind.

# 7 Ergebnisse, Schlussfolgerungen und Zusammenfassung

In diesem Kapitel werden vorerst die zu Beginn der Arbeit gestellten Forschungsfragen Schritt für Schritt beantwortet. Die eher allgemein gehaltenen Leitfragen finden dabei weniger Berücksichtigung, da sie sich einerseits aus der Fülle von Informationen der einzelnen Kapitel zusammensetzen und andererseits bereits am Ende der einzelnen Abschnitte beantwortet wurden. Es folgt eine Zusammenfassung dieser Ergebnisse sowie der sich aus diesem Themenkomplex ergebenden Schlussfolgerungen. Ein weiterer Abschnitt beschäftigt sich explizit mit den Auswirkungen dieser Erkenntnisse mit Fokus auf die Verbesserung des landschaftsplanerischen und landschaftsarchitektonischen Zugangs zu Ort und Landschaft mittels Empathie.

## 7.1 Ergebnisse zu den Forschungsfragen

*Was ist Empathie?*

Wie bereits im Kapitel 5.6 zusammengefasst, gibt es keine einheitliche Definition von Empathie. Vielmehr werden durch die einzelnen Empathiedefinitionen die Schwerpunktsetzung und Präferenz der einzelnen Forscher und Forscherinnen sowie ihre Zugehörigkeit zu verschiedenen wissenschaftlichen Fachdisziplinen deutlich. Die sich daraus ergebenden thematischen Exklusionen und Inklusionen prägen somit auch die Determination der Begriffsbestimmung. Die Definition des Autors von Empathie ist ebenfalls innerhalb des Kapitels 4.6. nachzulesen. Verkürzt zusammengefasst setzt sich dieser wie folgt zusammen:

Empathie ist als bewusster Akt der Öffnung zu verstehen, der unsere geistigen und emotionalen Ebenen mittels unserer Herzensebene in Balance hält, und dadurch sowohl die innere „Wahrheit“ als auch jene des Gegenübers, sei es auch ein nicht menschliches, ernst nimmt und respektiert. Voraussetzungen dazu werden zu einem großen Teil bereits in der Kindheit geschaffen, auch wenn diese Fähigkeit als immerwährender Prozess gesehen werden kann. Fähigkeiten, die maßgeblich zu einem Gelingen einer empathischen Beziehung beitragen, sind: Authentizität, ganzheitliche Selbstreflexion, die Bereitschaft innere und äußere Begrenzungen zu überwinden und ein unerschütterlicher Glaube an die Macht der Liebe.

*Welche Einflüsse entscheiden über die Fähigkeit eines Menschen zur Empathie?*

Auf diese Aspekte wurde, in den gesamten Kapiteln 4. und 6., breits eingegangen. Dazu zählen einerseits das Mutter-Kind-Bonding, das wesentlich zu einem sicheren, explorierenden, ausgeglichenen und sinnerfüllten Erwachsenwerden beiträgt. Das soziale und gesellschaftliche Umfeld, das Faktoren wie Beziehungsbildung, Herzenswärme und Freiheit im Sein und Handeln ermöglicht, fördert oder erschwert. Dazu zählen auch kulturelle Aspekte wie soziale Normen, Religion und Bildungssysteme - einerseits in der Art und Weise ihrer Vermittlung, als auch in Form vorgelebter Wissens- und Handlungsbereitschaft andererseits. Die Grenzen unserer Soziogenese entwickeln erst das Potential unserer Persönlichkeit und mit dieser auch die Fähigkeit, Beziehungen empathisch zu erfahren.

*Sind diese Einflüsse lediglich auf psychologische und emotionale Faktoren reduzierbar?*

Die Einflüsse auf Empathie sind holistisch aufzufassen und keineswegs auf diese, wenngleich wichtigen Teilaspekte zu reduzieren. Sie basieren ebenso, wie jene Erfahrung des Raums, auf einem alle Sinne einbeziehenden Gesamteindruck, dessen Wurzeln ebenso in der Phylogenese und Soziogenese als auch in der Ontogenese zu suchen sind.

*Kann Empathie mit einem Ort stattfinden?*

Empathie mit einem Ort wird über die Beziehung, entweder zu einem in Zeit und Raum bestimmbaren Ereignis und/oder zu räumlichen Elementen, hergestellt (siehe Kapitel 5 und 6). Über die synästhetische Wahrnehmung der Atmosphäre können uns Schwingungsebenen und Muster bewusst werden, mit denen wir auf Basis dieser Resonanz kommunizieren. Es ist dabei nebensächlich ob es sich unserer Definition nach um lebende oder tote Materie, begriffliche Konstruktionen, Orte oder Landschaften handelt. Empathie ist somit, als prozesshafte Interaktion, innerhalb eines ganzheitlich-leiblichen Gesamteindrucks mit dem verorteten Ereignis, also mit einem Ort, möglich.

*Ist Empathie zur Beschreibung bestimmter Mensch-Raum-Beziehungen ein passender Ausdruck?*

Empathie ist für die Verbindung und Beziehungsbildung mit dem Raum ein besonders passender Ausdruck, da gerade hier die Relevanz der Verschmelzung innerer und äußerer Prozesse offensichtlich wird. Wie in dem Kapitel 4.4.5 und vor allem im Kapitel 7

dargelegt, geht die Erfahrungstiefe der äußeren Eindrücke, wie zum Beispiel die Wirkung natürlicher Raumqualitäten, Hand in Hand mit einer inneren Entwicklung. Die Art und Weise einer empathischen Beziehungsbildung macht keinen Unterschied, ob es dabei um Menschen, Tiere, Pflanzen oder Orte geht. Die Öffnung für unser Gegenüber, unter Einbeziehung all unserer kognitiven und affektiven Möglichkeiten sowie unserer Wahrnehmung als atmosphärischen Gesamteindruck, verwendet dasselbe neuronale Netzwerk und greift auf dasselbe „Betriebssystem“ in unserem Körper zurück, egal um welches verortete Ereignis es sich handelt. Auch die relative Offenheit des Begriffs der Empathie und die Komplexität des Prozesses einer empathischen Beziehungsbindung begünstigt die Verwendung dieses Ausdrucks für die Beschreibung von Mensch-Raum-Beziehungen.

*Sind Konzepte, die im Zusammenhang mit Empathie stehen, auf die Mensch-Raum-Beziehung übertragbar?*

Jene, in dieser Arbeit angeführten Konzepte, die mit Empathie in Zusammenhang stehen, lassen sich nicht eins zu eins auf die Mensch-Raum-Beziehung übertragen. Modelle wie das für „emotionale Intelligenz“ nach Salovey & Mayer, wie im Kapitel 4.3.2.5 beschrieben, oder das „organizational model“ nach Davis (siehe Kapitel 4.1.3), welches Vorbild für den empathischen Prozessablauf sein könnte, sind allerdings adaptierbar. Überhaupt wäre es wünschenswert Modelle, die ihren Fokus auf den lebendigen Raum legen, vermehrt mit holistischen Ansätzen und Modellen aus anderen Disziplinen, wie der Soziologie und der Psychologie, zu verschneiden.

*Wie weit ist die Empathiefähigkeit eines Menschen für den Umgang mit Räumen ausschlaggebend?*

Wie schon das Kapitel 4 gezeigt hat, ist die Messbarkeit von Empathie mittels quantitativer Methoden bis dato nur sehr eingeschränkt möglich. Empirische Erhebungen könnten über qualitative Studien aussagekräftigere Ergebnisse erzielen. Weiterführende Forschungsarbeiten werden diesbezüglich vorgeschlagen. Schlussfolgerungen dahingehend können hier lediglich aus den Kapiteln 6.3, und 6.4 gezogen werden. Einerseits ist auffällig, dass bei erfolgreicher Verbindung im Kindesalter diese Personen vermehrt auch als Erwachsene eine Verbindung zur Natur suchen. Dies gilt sowohl für den Aufenthalt im „Grünen“ als auch für die Haltung von Haustieren. Dass auch eine von Erwachsenen

präferierte Landschaft vorrangig auf emotionaler Beziehungsbildung in der Kindheit basiert, ist von hoher Wahrscheinlichkeit.

Da Studien eine große Kluft zwischen Umweltwissen und Umwelthandeln festgestellt haben, ist auch hier die emotionale Bindung als wichtigster Faktor für einen ökologisch verantwortungsvollen Umgang mit räumlichen Ressourcen und nachhaltiges umweltgerechtes Handeln anzunehmen. Die Empathiefähigkeit eines Menschen kann also insofern als für den Umgang mit Räumen ausschlaggebend erachtet werden, da diese mit Selbsterkenntnis und Authentizität korreliert. Diese Faktoren sprechen wiederum gegen vermeintliche Abwehrreaktionen und Realitätsverweigerung und für die Fähigkeit einer einfühlenden Perspektivenübernahme anderen Lebewesen und auch der Umwelt gegenüber.

*Können Räume zur Steigerung der Empathiefähigkeit beitragen?*

Aufgrund der Aussagen über die Entwicklung von prosozialem Lernen (Kapitel 4.4), der Bindungstheorien, der Entwicklungspsychologie, der Effekte tierischer Begleiter, des Kapitels „Aneignung und Schaffung einer Beziehung zum Ort“ (6.1.2) sowie jenes der „Wirkung der Natur auf den Menschen“ (Kapitel 6.3) können Räume zur Steigerung von Empathie beitragen. Gerade „natürliche“ Umwelten, bieten in den Phasen der Kindheit ein besonders vielfältiges Potential, alle Ebenen der Wahrnehmung zu stimulieren und zu fördern. Wie im Kapitel 6.6 über Atmosphäre ausgeführt, wirken diese Umgebungen synästhetisch und ganzheitlich positiv (siehe Kapitel 6.3). Wichtig dabei ist die Schaffung einer Verbundenheit, einerseits zum Objekt oder zum Subjekt der Beziehung, andererseits zu dem eigenen inneren Selbst. Diese Verbundenheit geht mit einer qualitativen Erweiterung und Vertiefung der Empfindung und Wahrnehmung einher, welche wieder zu gesteigerter Empathiefähigkeit beiträgt.

*Sind empathische Beziehungen in der gesellschaftlichen- als auch in der planerischen Realität raumentscheidend?*

Diese Frage hat im Wesentlichen zwei Seiten. Erstens kann spätestens nach den Ausführungen in dieser Arbeit kein Zweifel daran bestehen, dass wir mittels unserer „punktuellen“ Verknüpfungen über Ereignisse im Raum, die unsere individuelle Realität bilden, mit Orten, Landschaften sowie (natur)räumlichen Elementen des Raumes verbunden sind. Wir diese, mehr oder weniger empathisch, in Form von Beziehungen in

unser Weltbild integrieren und sowohl auf kognitiver Verstandesebene, aber maßgeblich auch auf Gefühlsebene, als Teil unserer Umwelt erachten.
Zweitens steht die ganzheitliche Erfassung, die eine starke emotionale Prägung aufweist, der Ratio des Verstandes, auf der die meisten planerischen und politischen Entscheidungsprozesse basieren und mittels derer auch raumrelevante Entscheidungen getroffen werden, gegenüber, was klarer Weise innere und äußere Konflikte hervorruft. Dies gilt für das Einzelindividuum, aber verstärkt auch für die soziale und gesellschaftliche Gruppe, in der solche, individuellen, „irrationalen", also den auf gefühlsmäßigen Gesamteindruck und Beziehungen basierenden Präferenzen kaum der erforderliche Respekt und Stellenwert entgegengebracht wird und denen daher innerhalb gesellschaftlicher und auch raumrelevanter Entscheidungen das nötige Gewicht fehlt. Empathische Beziehungen, obwohl latent ständig vorhanden, werden sowohl gesellschaftlich als auch planerisch nicht mit jener Aufmerksamkeit bedacht, die sie für uns Menschen innerhalb unseres Begreifens der umgebenden Umwelt und unserer Konstruktion der Realität eigentlich besitzen.

## 7.2 Schlussfolgerungen und Thesenbildung zu den forschungsleitenden Hypothesen

1. *Empathiefähigkeit ist Voraussetzung für gesteigerte Wahrnehmung sowie für die Verbindung mit Ort und Landschaft.*

Diese Annahme ist insofern schlüssig, als dass sie sich auf die empathischen Aspekte einer Beziehung mit dem Ort oder der Landschaft bezieht. Ohne die Fähigkeit zur Einfühlung in sein/ihr Gegenüber oder, wie in diesem Fall eben die örtlichen oder landschaftlichen Gegebenheiten, gelingen Beziehungen kaum oder gar nicht. Genauso ist es mit der Tiefe der Auseinandersetzung. Wie genau habe ich mein Gegenüber erfasst und verstanden? Handelt es sich um Vorannahmen, Projektionen? Wie offen kann ich für neue Erfahrungen und Eindrücke sein, wie kann sich die vermeintliche Realität verformen, und wie weit kann ich mich über meine bisherigen Grenzen wagen? Was für zwischenmenschliche Beziehungen gilt, kann im Großen und Ganzen auch auf Orte oder Landschaften umgelegt werden. So ist der Umgang mit Natur und Ressourcen auch ein Spiegel für unsere eigene Beziehungsfähigkeit und der Wertschätzung uns selbst gegenüber.

2. *Bei steigender Empathiefähigkeit verstärkt sich die emotionale Verbindung zum Raum. Diese bewirkt sensiblen Umgang, erhöhte Achtsamkeit und Wertschätzung gegenüber der Umwelt.*

Auch diese Aussage, die mit der Vorigen in Zusammenhang steht, konnte innerhalb dieser Arbeit belegt werden - geht es bei Achtsamkeit und Wertschätzung doch um die Qualität und Tiefe der eigenen inneren Wahrnehmung. Ist die Verbindung zu den eigenen Emotionen ungestört und besitzt der Mensch einen bewussten Zugang zu dieser inneren Ressource, dann ist er auch verstärkt zu Empathie fähig. Dies impliziert auch erhöhte Achtsamkeit und Wertschätzung seiner Umwelt gegenüber, da er sich selbst, und das Leben an sich, besser verstanden hat und ein klareres Unterscheidungsvermögen besitzt.

3. *Die Fähigkeit zur Empathie mit dem Raum kann für den nachhaltigen Umgang mit Umwelt und Natur einen entscheidenden Beitrag leisten. Dieser wirkt wiederrum zurück auf die eigene Psyche und ist letztlich mitentscheidend für die Zukunft unserer menschlichen Zivilisation.*

Wie aus verschiedenen Kapiteln der Arbeit ersichtlich wird, unterliegen sowohl die Phänomene der Empathie, des Raumes, der Umwelt, der Natur und der menschlichen Psyche immer komplexen Prozessen. Diese wirken aufeinander ein und bewirken so, in Rückkoppelungsschleifen, wieder Veränderungen auf anderen Ebenen. Wie vor allem in den Kapiteln 6.3, 6.3.1 und 6.4 ersichtlich, wirken gerade negative Szenarien, die unsere naturräumliche Umwelt betreffen, stark auf unsere Psyche ein, in gleichem Maße wie sie als intakte Ressource positive Effekte auf unseren Organismus erzielen kann. Genauso wie der Mensch seiner Umwelt entgegentritt, wirkt auch diese auf ihn selbst ein. Insofern ist die eigene Ressource, der angeeigneten Fähigkeit zur Empathie, Teil einer Kette, die unseren Umgang mit den Ressourcen und Lebewesen unseres Planeten mitentscheidet. Sie wirkt auf uns als Individuum, hat soziale und gesellschaftliche Auswirkungen, diese wiederum sind systementscheidend, und haben so Anteil an der Zukunft unserer Zivilisation.

4. *Die Qualität des Ortes im Zusammenhang mit einer (em)pathischen Mensch-Raum-Beziehung ist derzeit kaum als raumrelevanter Faktor in Planungen anerkannt und sollte zukünftig stärker in solche einfließen.*
5. *Bei empathischer Raumgestaltung kommt es zu harmonischen, nachhaltigen und umweltgerechten Planungen.*

Die Hypothesen 4 und 5 können innerhalb dieser Arbeit nicht beantwortet werden, da die empirischen Grundlagen dazu fehlen. Zwar lassen medial ausgetragene Konflikte in Planung den Schluss zu, dass es diese gibt, dies allein sagt aber nichts über die Häufigkeit ihres Auftretens aus. Aus wissenschaftlicher wie auch gesellschaftlicher Sicht ist Empathie jedoch weder hinreichend erforscht noch Thema einer breiteren Öffentlichkeit. „Weiche“ Themen wie Einstellungen, Werte und Gefühle genießen gesellschaftlich generell wenig Ansehen und Wertschätzung. Ebenso werden Fähigkeiten wie Intuition aufgrund ihrer wissenschaftlich schwer zu belegenden Eigenschaft in unserer Gesellschaft nicht als Kriterium zur Entscheidungsfindung anerkannt. Es ist also unwahrscheinlich, dass diese Faktoren offiziell in Planungen einfließen, und es bleibt zu hoffen, dass die Zukunft dementsprechende Konzepte bereitstellt und diese bis dato unsichtbaren Faktoren transparent macht sowie ihren Stellenwert anerkennt.

6. *Jeder individuelle Ausdruck im Raum spiegelt den Umgang mit Leben an sich wider. Dieser ist auch Anzeiger für Empathie.*

Diese Hypothese lässt sich insofern teilweise bestätigen, als individuelle Ausdrücke im Raum mit einer bewussten Auseinandersetzung mit bestimmten raumbildenden Elementen einhergehen. Wie im Kapitel 6.1.2 beschrieben, dienen solche bewussten Auseinandersetzungen, wie sie zum Beispiel Aneignungen darstellen, der Bildung einer Beziehung zu bestimmten Räumen. Durch die bewusste Beschäftigung mit solcherart angeeigneten Räumen werden diese individuell besetzt, geprägt und auch gestaltet.

Ausgehend von der Fähigkeit zur Einfühlung, sollten Gestaltungen, die empathisch innerhalb der Auseinandersetzung mit dem Raum entstehen, harmonischer und abgestimmter auf diesen bestimmten Ort ausfallen. Dies sollte ebenfalls für andere Betrachter und Betrachterinnen innerhalb einer synästhetischen Atmosphärenwirkung erkennbar sein. Leider wurde auch diese Hypothese nicht empirisch in dieser Arbeit

erforscht, zumal Unterschiede zwischen sozialkulturellen Normen und persönlichen Vorlieben ein solches Unterfangen in der Praxis erschweren.

## 7.3 Zusammenfassende Diskussion

Empathie ist Forschungszusammenhang ein Phänomen, welches sich an der Schnittstelle mehrerer Wissenschaften bewegt. Die Erforschung durch die Psychologie ist im historischen Kontext gesehen jene, die zwar am beständigsten ist, bringt aber aufgrund ihrer selbsterwählten Einschränkung auf zwei voneinander getrennten Ebenen der Betrachtung, in affektiv und kognitiv, kaum neue Erkenntnisse hervor. Die Einbettung von Empathie in die Entwicklungspsychologie und Neurowissenschaft, vor allem in Verbindung mit der „Sozialen Kompetenz“ und ihren Teilaspekten wie „Soziale Intelligenz“ und „Emotionale Intelligenz“, geben hier schon ein runderes Bild als die „klassische“ Empathieforschung selbst. Gerade die emotionale Seite erfährt dadurch eine Aufwertung. Auffällig sind vor allem die Unterschiede zwischen der Erforschung von Empathie und ihrer Anwendung in der psychologischen Praxis.

Die Psychologie versteht Empathie immer auf eine andere Person bezogen. Die Wahrnehmungsebenen werden mit kognitiv und affektiv festgelegt, gleichsam auf diese Ebene reduziert. Andere denkbare Einflüsse, wie zum Beispiel Wahrnehmungen auf Schwingungsebene, werden nicht einmal in Erwägung gezogen. Dabei befähigt uns, so nicht von unserer Umwelt blockiert oder fehlgeleitet, unser Körper zu wahrlich erstaunlichen Leistungen. Viele Fähigkeiten sind jedoch aus Gründen der Technisierung unserer Zivilisation verkümmert oder nur mehr bedingt einsetzbar. Trotz allgemeiner gesellschaftlicher Tendenz, in welcher der Stellenwert von Gefühlen, Intuition und paranormalen Phänomenen ständig steigt, darben genau diese ein wissenschaftlich vernachlässigtes Dasein. Durch ihr latentes Vorhandensein sind sie aber auch aktivierbar und können sich auf eine Art und Weise weiterentwickeln, die den Rahmen dessen, was heute als „normal“ bezeichnet wird, um ein Vielfaches vergrößert.

Die Praxis bezieht gerade in Bereichen der Therapie vermehrt jene Aspekte mit ein, die innerhalb der Forschung weitestgehend ausgeklammert bleiben, wie Ansätze in der Gartentherapie oder Therapien mit Tieren als Schlüsselerlebnis mit Hunden, Katzen oder Pferden beweisen, die auch stark psychologische Aspekte beinhalten. Auch die streng begrenzte Begriffsbestimmung von Empathie hat in der psychologischen Praxis kaum

mehr Relevanz. Wird der Mensch dort doch mehr und mehr ganzheitlich betrachtet, und gleichzeitig mit dieser Betrachtung finden Begriffe wie Herzensbindung und Liebe Einzug in eine Fachsprache, die so zwar wissenschaftlich weniger präzise, jedoch allgemein gut nachvollziehbar wird. Im Mittelpunkt steht letztlich immer die Wahrnehmung des Individuums in Relation zu seiner Umgebung. Ein Austausch, eine Lernerfahrung, ein Weiterentwickeln findet dort in weitaus größerer Tragweite und Effizienz statt, wo wir uns selbst in Balance befinden. Der innere Bezug eines Menschen zu sich Selbst ist ebenso Reflexion einer Verbindung zur Außenwelt, also auch ein Spiegel seiner Verbindung zur Natur. Dabei sind eine weitestgehend intakte und in hohem Maße lebendige Umgebung, durch Lebensfreude erfüllte Personen, sich ihrer Entsprechung verhaltende Tiere in ihrem natürlichen Habitat oder autochthone Pflanzen, die weitestgehend unbeeinflusst von menschlichen Beschneidungen ihr gänzliches Potential ausschöpfen, ein wesentlicher Beitrag. Die Umgebung, also auch die naturräumliche Ausstattung, vor allem aber ihre jeweilige Qualität, bezogen auf die Bedürfnisse des individuellen Menschen, schafft Raum für Offenheit und Zugang, im Innen wie im Außen. Das Angebot der Natur und ihre Wirkung schaffen Beziehung. Sowohl zu den Aspekten des sich darbietenden Lebens als auch zu der eigenen, inneren Lebendigkeit. In den Belegen der gesundheitsfördernden und ausgleichenden Wirkung von Natur, zumeist von Grünräumen, sind jene Aspekte zu finden, die auch Beziehungen zu anderen, vorrangig menschlichen Bezugspartnern im Stande sind zu leisten. So kann die Beziehung zur Natur als besonders prägend für die Entwicklung im Allgemeinen und von Empathie im Besonderen gesehen werden. Ist sie doch unbestreitbar ein wichtiger Teil unserer Umgebung. Die Qualität der individuellen Einzelerfahrungen spielt dabei eine wesentliche Rolle. Die psychische und soziale Entwicklung des Menschen steht und fällt mit den Angeboten der naturräumlichen und sozialen Umwelt, oder eben gerade der Verhinderung eines Austausches mit ihr. Das emotionale und sinnliche Erleben der Natur, im Innen und im Außen, ist dabei entscheidend, sowohl für die individuelle, als auch für die gesellschaftliche Entwicklung. Es ist nicht nur von Bedeutung, ob und wie diese Erfahrungen gemacht werden, sondern welche Qualität diese Begegnungen beinhalten. So ist auch der Unterschied zwischen weitestgehend natürlicher oder künstlich gestalteter Umwelt, einerseits als Potential möglicher Erfahrungen, andererseits als vorhandene Grundschwingung der Atmosphäre, relevant.

Es ist die Erinnerung an das eigene Potential, warum wir uns in der Natur wohlfühlen. Wir öffnen uns in dem Maße, in dem sich unser Leib, unser Herzschlag und unsere körpereigenen Frequenzen auf die Schwingungsebene der Umgebung einstimmen. Es ist davon auszugehen, dass sich durch eine Veränderung des Frequenzbereiches unserer Umgebung unsere Eigenschwingung der Zellen, der Herzschlag und andere wesentlich subtilere Bereiche deutlich verändern. Gleichzeitig sind wir aber auch in der Lage diese Frequenzbereiche in uns und unserer näheren Umgebung mit zu verändern. Die Anlagen dazu haben wir alle. Die Förderung dieser obliegt anfangs unserer Umgebung, und später uns selbst. Dabei ist die Emotion von entscheidender Bedeutung.

Sobald wir eine Beziehung zu einem Körper, egal ob Objekt oder Subjekt, haben, sind angelernte Muster aus Sozialisation, Vorlieben, Abneigungen und Wertungen beteiligt. Evolutionär bedingt dies den Vorteil, schnell reagieren zu können. Innerhalb dieses Prozesses werden die für das Individuum nutzbringenden Informationen aus einer, für unser Gehirn nicht erfassbaren, Summe an Einzelheiten gefiltert. Dieser Umstand führt zu einer beträchtlichen Wahrnehmungsreduktion einerseits, sie legt jedoch andererseits den Fokus auf schon Bekanntes, Vertrautes und einigermaßen gut Einschätzbares. Diese Einzelheiten aus einem Konglomerat an Informationen, werden ontogenetisch verschieden gewichtet und kulturell geprägt und sind immer emotional besetzt.

Auch Bilder, die auf der Wahrnehmungsebene als Ausschnitte von Handlungen registriert werden, könnten so zeitgleich Emotionen auslösen. Auf diese Art sind in dem Vorgang des Realisierens, im Sinne des Erschaffens der Realität, Emotionen gleichsam raumprägend. Sie gehen ebenso mit jeglicher Handlung einher und sind auf diese Weise auch von anderen Personen zeitlich unabhängig emotional wahrnehmbar. Auf emotionaler Ebene können so durch Spiegelung auch raumimmanente Informationen erfasst und übertragen werden. Sie werden neuerlich Realität und auch verstärkt wahrnehmbar. In gleicher Weise erfolgt die Überformung des Raumes durch andere oder gegensätzliche Emotionen. Wird der Raum oder der Ort mit solcherart Gefühlen, durch Realisation oder durch Projektion gefüllt, so ändert sich seine atmosphärische Wirkung dementsprechend. Über Resonanz kann aus einem Raum mit wohltuenden Gefühlen einer werden, der Gefühle der Angst, Trauer oder Aggressionen hervorruft, oder umgekehrt.

Empathie lässt sich, auf räumlicher Ebene, innerhalb einer Beziehung zu Etwas dingfest machen beziehungsweise wie ein punktuelles Ereignis verorten. Dies schließt die Gesamtheit unserer Wahrnehmung und alle sprachlich formulierten Klassifizierungen von

Raumgrößen mit ein. Empathie als gegenseitiger Prozess eines offenen Austauschs auf allen erdenklichen Ebenen der Wahrnehmung impliziert unsere Bereitschaft und Fähigkeit, auch emotional der von uns symbolisch manifestierten Materie, in Formen wie „der Landschaft“ oder „des Baumes“, gegenüber zu treten. Eigentlich ist sie eine In-Relation-Setzung, im Sinne einer Beziehungsbildung, die eine eigene Atmosphäre oder räumliche Sphäre erst erschafft. Das „Hiersein“ und „Hier lassen“ auch des Körpers (Mensch, Tier, Gegenstand), entspricht dem Annehmen des Gegenübers wie er/sie/es ist, und dies ist eine Neuschaffung der für uns gültigen Wirklichkeit. Das Teilhaben an einem Ereignis der Gegenwart, der Prozess der ‚VerGegenwärtigung‘ dessen, was ist - ohne Hintergedanken, ohne Ziel, ohne Kritik, ohne Bewertung, allein die Öffnung lässt eine Herzensbeziehung entstehen, die auch anderen ein Gefühl von Sicherheit und Freiheit geben kann. Es ist dieses gemeinsame Einstimmen auf eine tiefe Basis des Vertrauens, ein nicht sprachliches Fundament, welches aus dem inneren „Sich-finden“ entsteht.

Empathie mit dem Raum beziehungsweise mit seinen konstituierenden Elementen ist möglich, wenn die Wahrnehmung auf Etwas konzentriert wird, bis diese aus unserem Inneren entspringende Schwingung der Ruhe selbst ein Ereignis kreiert, welches einerseits ortsprägend und andererseits raumbildend wirkt. Es wird also eine neue Atmosphäre geschaffen, die zu den bereits existierenden an einem Ort hinzutritt. Diese „Schichten“ verschiedener Atmosphären von Räumen können auch als solche synästhetisch erkannt werden.

Die in diesen Austausch mit dem Raum eingebrachte Empathie hat einerseits etwas Vermittelndes und Ausgleichendes, andererseits aber auch etwas sehr Emotionales. Das Hervorheben des emotionalen Aspekts ist vor allem deshalb notwendig, da sich der von uns antrainierte versachlichte Verstand von dem bewussten Erleben unserer Emotionen entfernt hat.

Im Rahmen der vertiefenden Auseinandersetzung mit dem Raum wird deutlich, dass sich unsere Raumauffassung noch nicht den wissenschaftlichen Erkenntnissen des letzten Jahrhunderts angepasst hat und dieser Prozess, die Auffassungen des Raumes und jene die Raumwahrnehmung betreffend, noch einer breiteren kollektiven Entwicklung bedarf. Aufgrund der wissenschaftlichen Belege, angefangen von Albert Einstein bis zur modernen Quantenphysik beispielsweise von David Bohm, stehen uns sowohl in der Wissenschaft als auch in unserer Wahrnehmung bereits jetzt schon gänzlich andere

Zugänge zur Verfügung als jene, die wir täglich gebrauchen und als wissenschaftlich unanfechtbar erachten.

Derzeitig stellt sich der Prozess des Raumerlebens, zwar sehr verkürzt, etwa folgendermaßen dar:

Je nach Persönlichkeitsstruktur und Beziehungsfähigkeit sind Bindungen, wie jene zum Raum oder zu den Raum konstituierenden Elementen potentiell möglich. Je nach empathischer Fähigkeit variiert die Tiefe des Erlebnisses. Mit der jeweiligen Konstruktion der Wirklichkeit sind Beziehungen oder Erlebnisse entweder nur innerhalb oder auch außerhalb der persönlichen Norm und der persönlichen Wahrnehmung denkbar. Mit jeder Erweiterung der sinnlichen, emotionalen und geistigen Fähigkeiten werden andere Wahrnehmungen möglich. Verschiedene Wahrnehmungen erzeugen verschiedene Weltbilder. Je nach Weltbild manifestiert sich eine spezifische Realität. Realitäten schaffen unsere Persönlichkeit. Und so schließt sich der Kreis.

Der Raum, der von unserem Standpunkt aus vermeintlich gleich mit jenem einer anderen Person im „selben“ Raum ist, aber von jedem Lebewesen individuell erfahren und verarbeitet wird, ist eine kreative Schöpfung des Menschen selbst.

Empathie zum Raum beziehungsweise zu jenen, den Raum organisierenden, sprachlichen Konstruktionen, vor allem aber zu den ihn beinhaltenden Bezugspunkten und räumlichen Elementen, ist dann möglich, wenn eine Beziehung aufgebaut werden kann. Dies wird umso schwieriger, je abstrakter die Begriffe oder je „ungreifbarer“ die raumbildenden Elemente sind. Dies betrifft vor allem unsere Kommunikationsebene, denn innerhalb der ganzheitlich-leiblichen Erfassung und Wahrnehmung des Raumes stellt dies, wie das synästhetische Gesamterleben von Atmosphären beweist, kein Problem dar. Eine solche Beziehung wird also erschaffen. Dazu fließen ebenso archetypische und symbolische Aspekte der Phylogenese wie auch Wertesysteme, die entweder in traditioneller Art und Weise, sei es religiös, spirituell oder kulturell, überliefert werden, als auch Werte, deren Einflüsse innerhalb eines sozialpolitischen und gesellschaftlichen Systems, also soziogenetisch vermittelt werden, mit ein. Die individuellen Eigenschaften und Fähigkeiten mit einbeziehend, wird dieser Gesamteindruck prozessual „verpersönlicht“ und ontogenetisch zu einem Weltbild verarbeitet. Charakteristisch dabei ist, dass sich gefühlsbezogene „Wahrheiten“ nicht nur mit jenen der Ratio austauschen und überschneiden, sondern uns wie bei den Spiegelneuronen, Entscheidungspräferenzen diktieren, die vorerst nicht vom Bewusstsein des Großhirns beeinflusst werden. Auf dieser

oder ähnlicher Basis sind Heilungseffekte der Natur, sei es eine harmonische, weil intakte, naturräumliche Ausstattung, möglich. Ebenso sind Verbindungen, seien es nun zu Tieren, Orten oder Landschaften, über Resonanzphänomene, die einerseits eine geistige andererseits aber auch eine stark emotionale Komponente aufweisen, innerhalb unserer psycho-physischen, leiblichen Erfahrungswelt wissenschaftlich erforschbar. Ob das dazugehörige Erklärungsmodell nun das „Herz-Gehirn-Bonding“ von Pearce (1994, 137ff) oder die „morphische Resonanz“ Sheldrakes (2003, 130ff) ist, ist dabei unerheblich. Gemein sind ihnen intuitiv geprägte Aspekte, die parallel zu den jüngeren Erkenntnissen der Quantenphysik die Grenzen von Raum und Zeit verschwimmen lassen, aber auch in der phylogenetischen, soziogenetischen und ontogenetischen Entwicklung des Menschen verankert sind.

Empathie kann, je nach Auslegung, ohne den menschlich individuellen Ausgangspunkt der Realität aus dem Fokus zu verlieren, all diese Aspekte vereinen. Basiert diese doch auf fundamentalen persönlichen Entwicklungsprozessen, und verbindet so, affektive und kognitive Authentizität mit offener Herzensliebe, Transparenz sowie einer holistisch ganzheitlich-leiblichen Auffassung des Menschen, der sich mit seiner Umwelt in dem Maße austauschen kann, mit dem er mit seinem inneren Selbst im Einklang ist.

So ist die empathische Mensch-Raum-Beziehung auch gesellschaftlicher und umweltrelevanter Gradmesser und Faktor für ein ökologisches und nachhaltiges Miteinander innerhalb einer globalisierten Welt und einer am Beginn des Exodos stehenden Menschheit die trotz ihrer Evolution, nicht davor zurückschreckt, den gesamten Planeten in ihr eigenes Unglück mit einzubeziehen.

## 7.4 Die empathische Raum-Mensch-Beziehung als Beitrag zu nachhaltigem Handeln und Planen

Aufbauend auf obigen Ausführungen, gilt es für zukünftiges nachhaltiges Planen und Handeln eben diese empathischen Aspekte zu stärken. Einerseits sowohl auf der Ebene der Selbsterfahrung innerhalb einer Auseinandersetzung mit der eigenen Natur als auch im Umgang mit der Umwelt und ihren immanent lebendigen Anteilen, seien es Menschen, Tiere, Pflanzen oder Kulturlandschaften. Andererseits in der Verantwortung als ausführender und gestaltender Spezialist auf dem Fachgebiet der Landschaftsplanung.

Als Planer/Planerin gilt es, seine/ihre eigenen empathischen Fähigkeiten und seine/ihre Beziehungsfähigkeit zu prüfen sowie diese zu erweitern. Für die eine intensivierende Auseinandersetzung mit Natur und Landschaft gibt es vielerlei Konzepte aus der Pädagogik (siehe z.B. MUFF, 70ff), der „Deep Ecology“ (siehe z.B. SCHELAKOVSKY, 2005, 197ff), der Naturtherapie (siehe z.B. SCHLEHUFER, 2005, 181ff), vor allem aber aus der Geomantie (siehe z.B. http://www.raumundmensch.com). So beschreibt BRÖNNLE (2006, 192f) in „Die empathische Methode: Über die Kunst ein Bach zu sein“ die Einfühlung in einen Ort. Auch die Universität für Bodenkultur bietet, am Institut für Landschaftsarchitektur (ILA), Lehrveranstaltungen zur Vertiefung der Raumwahrnehmung an. So bietet die Methode der kontemplativen Raumwahrnehmung (vgl. FROHMANN, 2000, 267ff) eine Möglichkeit der bewussten Erfassung von Raumqualitäten mit stark emotionalem Bezug.

Das Achten und Erkennen von räumlichen Qualitäten und Atmosphären geschieht dabei über ein Einstimmen auf ortsbezogene Stimmungen innerhalb bestimmter erlern- und trainierbarer, daher auch wiederholbarer Techniken. Über das Wahrnehmen der eigenen emotionalen Befindlichkeit mittels Öffnung und Selbstreflexion, verbunden mit innerer Ruhe, werden die Dynamiken und Rhythmen der Landschaft erlebbar. Eine solcherart empathische Hinwendung zum Raum ist eine Belebung mit innerem und äußerem Bezug, und Atmosphären sowie Qualitäten einer Landschaft oder eines Ortes werden synästhetisch und mit dem Herzen erfassbar.

Die planerische Verantwortung Nachhaltigkeit in seiner ursprünglichsten Bedeutung zu leben und nicht zu einer leeren Phrase zu degradieren, bedingt es, sich mit prozessualen Abläufen und grundlegendsten Zusammenhängen in einem sozikulturellen Raum auseinanderzusetzen, um überhaupt erst eine ungefähre Vorstellung zu bekommen, welche Konsequenzen eine Handlung oder Planung mit sich zieht. Dazu gehören, neben ökonomischen und ökologischen, vor allem auch soziale Auswirkungen, die psychische und emotionale Komponenten beinhalten. Nachhaltiges Handeln und Planen ist dementsprechend auch ein politischer Akt, der innerhalb der Grenzen entweder ein etabliertes Machtsystem unterstützt oder eben am anderen Ende die Zivilcourage fördert. In der Empathie steckt einerseits die Auseinandersetzung mit dem individuellen Lebewesen selbst, und andererseits begünstigt diese Einfühlung das Erkennen der Gefühle und Bedürfnisse kleiner sozialer und systemischer Einheiten. Gerade in der Planung gilt es, die Aufmerksamkeit auf den Prozess an sich zu richten. Sei es nun beim explorieren des

Planungsgebietes selbst als auch mit den Planungsbetroffenen oder den Entscheidungsträgern und Entscheidungsträgerinnen. Dafür kommen ausschließlich partizipative Planungsprozesse in Frage, die innerhalb des Prozesses auch Zeit und Raum für das Erforschen jener Gefühlswelten und Befindlichkeiten geben, die hinter den dargelegten Positionen stehen. Diese müssen erst begrifflich „geboren“ und verstanden werden. Ihnen ist auch, als immanente Realität der beteiligten Personen, gebührender Wert und als wichtiger Faktor in einen Entscheidungsprozess beizumessen.
Die Stärkung des Empathischen, die Beziehungswelt betreffend, sei es im Sozialen oder aber auf die Umwelt bezogen, beinhaltet Offenheit, Transparenz und Klarheit sowie den Verstand des Herzens; sie ist somit grundlegendster und nachhaltigster Beitrag innerhalb des Zusammenlebens aller Geschöpfe dieses Planeten.

## 7.5 Zusammenfassende Betrachtung

Das sich aus der Arbeit ergebende zusammenfassende Ergebnis kann, auf den Punkt gebracht, etwa folgendermaßen formuliert werden:
Die Verbindung mit der naturräumlichen Qualität verstärkt die Sehnsucht für Empathie zur Landschaft.
Die Verbindung mit den naturräumlichen Qualitäten einer Landschaft wird durch das leibliche Erfahren dementsprechender Ereignisse geprägt, die mit einem Bonding, dem Aufbauen einer Beziehung, vergleichbar ist. Ganzheitlich synästhetisches Erleben, vor allem in der Kindheit, aber auch als Erwachsener, vertieft und fördert diese Erkenntnis der Verbundenheit und auch seine Wirkung.
Diese wird innerlich als Sehnsucht spürbar und der empathische Austausch mit der atmosphärischen Erlebenswelt der Natur verstärkt gesucht. Es steckt mehr dahinter als der bloße körperliche Aufenthalt in der Natur! Es vollzieht sich dabei eine Rückverbindung, die auf phylogenetischen Wurzeln beruht und daher auch mythische und spirituelle Erfahrungen miteinschließt. Vor allem aber ist das Religio mit der Natur eine stark ontogenetische Erfahrung, die auf den inneren Kern der eigenen emotionalen und geistigen Balance abzielt. Eine Selbsterfahrung, die wiederum auf die Soziogenese zurückwirkt und die Wahrnehmung und das Erleben der eigenen Realität wandelt. So ist eine empathische Beziehung zur Landschaft von innerer Lebendigkeit und Wachheit geprägt, und ein Öffnen und Einfühlen in seine naturräumlichen Qualitäten ist möglich.

# 8 Literaturverzeichnis

ABRAHAM, A.; SOMMERHALDER, K.; BOLLIGER-SALZMANN, H.; ABEL, T. (2007): Landschaft und Gesundheit: Das Potential einer Verbindung zweier Konzepte. Institut für Sozial- und Präventivmedizin, Universität Bern.

ATTESLANDER, P. (1991): Methoden der empirischen Sozialforschung. 6. Aufl., Berlin, New York: Walter de Gruyter, Sammlung Göschen.

BAUER, J. (2009): Warum ich fühle, was du fühlst. 13. Aufl., München: Wilhelm Heyne Verlag.

BEGUSCH, G. (2001): Konstruktion eines Selbstbeurteilungsfragebogens zur Messung der Sensitivität für Emotionen anderer. Dipl.-Arb., Univ. Graz.

BERGLER, R. (2000): Gesund durch Heimtiere: Beiträge zur Prävention und Therapie gesundheitlicher und seelischer Risikofaktoren. Köln: Deutscher Instituts-Verlag.

BERTO, R. (2005): Exposure to restorative environments helps restore attentional capacity. In: Journal of Environmental Psychologie 25(3): 249-259.

BISCHOF-KÖHLER, D. (1998): Spiegelbild und Empathie: Die Anfänge der sozialen Kognition. Bern: Hans Huber.

BIXLER, R. D.; FLOYD, M. F. & HAMMITT, W. E. (2002): Environmental Sozialisation: Quantitative Tests of the Childhood Play Hypothesis. In: Environment and Behavior 34, 6, 795-818.
Online:
http://eab.sagepub.com/content/34/6/795
(23.11.2011)

BÖGEHOLZ S. (1999): Qualitäten primärer Naturerfahrung und ihr Zusammenhang mit Umweltwissen und Umwelthandeln. In: Arbeitsgruppe „Umweltbildung“ der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (Hrsg.): Schriftenreihe „Ökologie und Erziehungswissenschaften“, Band 5, Leske + Budrich: Opladen.

BÖHME, G. (1989): Für eine ökologische Naturästhetik. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

BÖHME, G. (2004): Der Raum leiblicher Anwesenheit und der Raum als Medium von Darstellung. In: Hasse, J. und Kozljanič, J. (Hrsg.): V. Jahrbuch für Lebensphilosophie -2010/2011-: Gelebter, Erfahrener und Erinnerter Raum. München: Albena Verlag, 47-57.

BÖSE, H. (1981): Die Aneignung von städtischen Freiräumen: Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraums. Gesamthochschule Kassel, Arbeitsbericht des Fachbereichs 13 Stadtplanung und Landschaftsplanung, Heft 22, Kassel.

BOLNOW, O. F. (1994): Mensch und Raum. 7. Aufl., Stuttgart-Berlin-Köln: Kohlhammer Verlag.

BRÖNNLE, S. (2008): Grenzenlose Sinne. Saarbrücken: Neue Erde.

BRÖNNLE, S. (2010): Heiliger Raum: Sakrale Architektur und die Schaffung >>Heiliger Räume<< heute. Saarbrücken: Neue Erde.

BRÖNNLE, S. (2006): Landschaften der Seele: Landschaften, Geomantie und ihre Auswirkungen auf die menschliche Psyche. 1. Auflage, Darmstadt: Schirner Verlag.

BROWN, M. Y.; MACY, J. (2007): Die Reise ins lebendige Leben: Strategien zum Aufbau einer zukunftsfähigen Welt. 2. Auflage, Paderborn: Junfermannsche Verlagsbuchhandlung.

BRUCKMOSER, J. (2011): Der Mensch spielt mit der Schöpfung. In: Salzburger Nachrichten, 67. Jahrgang, Nr. 222, 27.

BRUNNADER, R. (1999): Ein objektiver Test für Perspektivenübernahme und sein Zusammenhang mit Empathie. Dipl.-Arb., Univ. Graz.

BRZOZOWSKI, I. (2004): Empathie und die Vorstellungskraft. Dipl.-Arb., Univ. Wien.

BUTTINGER F: (2007): Verwurzelt im Leben: Soziale Gartenarbeit und ihre Bedeutung für die Wiedereingliederung langzeitarbeitsloser Frauen. Dipl.-Arb., Univ. Wien.

DAVIS, M. H. (1994): Empathy: A Social Psychological Approach. Dubuque, Iowa, USA: Brown & Benchmark Social Psychology Series.

DE VIGNMONT, F.; SINGER, T. (2006): The empathic brain: how, when and why? In: TRENDS in Cognitive Sciences, Elsevier, Vol.10, No.10, 435-441.
Online:
www.sciencedirect.com
(5.5.2010)

DOBLHAMMER, R.; FROHMANN, E. (2005): Schönbrunn: Eine vertiefende Begegnung mit dem Schlossgarten. Steyr: Ennsthaler Verlag.

DOCZI, G. (1994): The Power of Limits: Proportional Harmonies in Nature, Art, and Architecture. Boston & London: Shambhala.

DORSCH, F.; HÄCKER, H. & STAPF, K. (Hrsg.): Psychologisches Wörterbuch (1994), Bern: Huber.

DUAN, C. & HILL, C. E. (1996): The Current State of Empathy Research. In: Journal of Counseling Psychology, Vol.43, No 3, 261-274.

DÜRKHEIM, K. (2010): Einleitendes zur Untersuchung des gelebten Raums. In: Hasse, J. und Kozljanič, J. (Hrsg.): V. Jahrbuch für Lebensphilosophie -2010/2011-: Gelebter, Erfahrener und Erinnerter Raum. München: Albena Verlag, 25-35.

ECO, U. (1993): Wie man eine wissenschaftliche Abschlußarbeit schreibt. 6.Auflage, Heidelberg: C.F. Müller.

FELBER-RUFER, P. (2006): Landschaftsveränderung in der Wahrnehmung und Bewertung der Bevölkerung: Eine qualitative Studie in vier Schweizer Gemeinden. Eidg. Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft WLS, Birmensdorf (Hrsg.): Diss., 2005, Univ. Bern.

FLEISCHER, M. (2004): Schopenhauer; Bd. 33: Herder/Spektrum Meisterdenker, Wiesbaden: Panorama Verlag.

FLICK, U.; KARDORFF, E.; STEINKE, I. (2008): Qualitative Forschung: Ein Handbuch. 6. Auflage, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

FRIESE, S. (2011): Konfuzianismus – Daoismus – Buddhismus: China und die Natur – ein natürlicher Weg. In: Jung, N.; Molitor, H. und Schilling A. (Hrsg.): Natur im Blick der Kulturen: Naturbeziehung und Umweltbildung in fremden Kulturen als Herausforderung für unsere Bildung, Bd. 1, Opladen, Berlin & Farmington Hills MI: Buderich UniPress, 65-78.

FRITH, C. D. & SINGER, T. (2008): The role of social cognition in decision making. In: Royal Society Britan (ed.): Philosophical Transactions, 365, 3875-3886.

FRIEDRICHS, J. (1990): Methoden empirischer Sozialforschung. 14. Aufl., Opladen: Westdeutscher Verlag.

FROHMANN, E. (2000): Gestaltqualitäten in Landschaft und Freiraum, 2.Aufl., Wien: Österreichischer Kunst und Kulturverlag.

FROHMANN, E.; GROTE, V.; AVIAN, A.; MOSER, M. (2010): Psychophysiologische Effekte atmosphärischer Qualitäten der Landschaft. In: Schweiz Zeitschrift Forstwesen 161 (2010) 3: 97-103.

FROHMANN, E. (2010): Traumlandschaften wahrnehmen In: Zolltexte, Nummer 16, Juni 2010, 14-17.

FROMM, E. (2000): Die Seele des Menschen: Ihre Fähigkeit zum Guten und zum Bösen. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

GOLEMAN, D. (1996): Emotionale Intelligenz. München-Wien: Carl Hanser Verlag.

GEBHARD, U. (1994): Kind und Natur: Die Bedeutung der Natur für die psychische Entwicklung. Opladen: Westdeutscher Verlag.

GEBHARD, U. (2005): Natur, Atmosphäre und Erlebnis: Zur ästhetischen Dimension von Naturerlebnissen. In: Unterbrunner, U.; Forum Umweltbildung (Hrsg.): Naturerleben: Neues aus Forschung und Praxis zur Naturerfahrung. Innsbruck: Studienverlag, 23-44.

GEBHARD, U. (2009): Kind und Natur: Die Bedeutung der Natur für die psychische Entwicklung. 3. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, GWV Fachverlage GmbH.

GUYONVARC'H, C. J.; LE ROUX, F. (2006): Die Druiden. Mythos, Magie und Wirklichkeit der Kelten. Übersetzt von Mag. Schweiger Christian. 5. Aufl., Uhlstädt-Kirchhasel: Arun-Verlag.

HÄCKER, H.; STAPF, K. (Hrsg.): Dorsch - psychologisches Wörterbuch. 15.Aufl., 2009, Bern, Göttingen, Toronto, Seattle: Hans Huber.

HAGENEDER, F. (2004): Der Geist der Bäume: Eine ganzheitliche Sicht ihres unerkannten Wesens. 3. Aufl., Saarbrücken: Neue Erde Verlag.

HALBWIDL, R. (2004): Landschaft_Bild: Wie wirken sich unterschiedliche Landschaftsbilder auf die Befindlichkeit der Menschen aus? Dipl.-Arb., Univ. Bodenkultur, Wien.

HASSE, J. (1997): Mediale Räume: Wahrnehmungsgeographische Studien zur Regionalentwicklung. Krüger, Rainer (Hrsg.): Heft 16, Univ. Oldenburg.

HASSE, J.; KOZLJANIČ, J. (2010): Einleitung. In: V. Jahrbuch für Lebensphilosophie -2010/2011-: Gelebter, Erfahrener und Erinnerter Raum. München: Albunea, 9-21.

HAWKER, S. & WAITE M. (ed.): OXFORD PAPERBACK DICTIONARY AND THESAURUS. 2nd edition, 2007, Oxford: University Press.

Health Council of the Netherlands and Dutch Advisory Council for Research on Spatial Planning, Nature and the Environment (2004): Nature and Health: The influence of nature on social, psychological and physical well-being. The Hague: Health Council of the Netherlands and RMNO (ed.), publication no. 2004/09E; RMNO publication nr A02ae.
Online:
www.healthcouncil.nl.
(23.11.2011)

HEIN, G. & SINGER, T. (2008): I feel how you feel but not always: the empathic brain and its modulation. Current Opinion in Neurobiology, 18: 153-158.
Online:
www.sciencedirect.com
(5.3.2010)

HOLZ-EBELING, F. (1991): Determinanten von Empathie: Eine experimentelle und eine nicht-experimentelle Studie im Vergleich. In: Psychologische Beiträge, Band 33, 145-176.

HOLZ-EBERLING, F. & STEINMETZ, M. (1995): Wie brauchbar sind die vorliegenden Fragebogen zur Messung von Empathie?: Kritische Analysen unter Berücksichtigung die Iteminhalte. In: Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie, 16, 1995, Heft 1, 11-32.

IPSEN, D. (2006): Ort und Landschaft. Wiesbaden: VS Verlag f. Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH.

JAGOUTZ, J. (2003): Die Natur als psychische Ressource. Dipl.-Arb., Univ. Klagenfurt.

JUNG, N. (2005): Naturerfahrung, Interdisziplinarität und Selbsterfahrung: zur Integration in der Umweltbildung. In: Unterbrunner, U., Forum Umweltbildung (Hrsg.): Naturerleben: Neues aus Forschung und Praxis zur Naturerfahrung. Innsbruck: Studienverlag, 87-100.

JUNG, N. (2011): Kultur: Weisheit der Gemeinschaft. In: Jung, N.; Molitor, H. und Schilling A. (Hrsg.): Natur im Blick der Kulturen: Naturbeziehung und Umweltbildung in fremden Kulturen als Herausforderung für unsere Bildung, Bd. 1, Opladen, Berlin & Farmington Hills MI: Buderich UniPress, 9-26.

KANNING, U. P. (2003): Diagnostik sozialer Kompetenzen. 2.Auflage, Göttingen: Hogrefe.

KARLEGGER, A. (2010): Naturverbundenheit und Umweltidentität im Jugendalter: Der Einfluss von Naturkontakt und sozialem Kontext. Dipl.-Arb., Univ. Wien.

KELEMAN, S. (2004): Verkörperte Gefühle: Der anatomische Ursprung unserer Erfahrungen und Einstellungen. 4. Aufl., München: Kösel–Verlag GmbH & Co.

KLOSA, A. (Hrsg.): Duden Etymologie: Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache. 2.Aufl., 1997, bearb. v. Güther Dorsdowski, Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.

KOLOSSOVA, A. (2011): Naturgeister, heilige Orte und Naturbräuche slawischer Kulturen: Mythologie als Inspirationsquelle für ganzheitliche Umweltbildung. In: Jung, N.; Molitor, H. und Schilling A. (Hrsg.): Natur im Blick der Kulturen: Naturbeziehung und Umweltbildung in fremden Kulturen als Herausforderung für unsere Bildung, Bd. 1, Opladen, Berlin & Farmington Hills MI: Buderich UniPress, 79-98.

KOSLJANIČ, R. J. (2010): Landschaft als physiognomisch-atmosphärisches und geistig-kulturelles Phänomen. In: V. Jahrbuch für Lebensphilosophie -2010/2011-: Gelebter, Erfahrener und Erinnerter Raum. München: Albunea, 157-176.

KÜHBERGER, M. (2007): Überprüfung des Zusammenhangs der vier Emotionskonstrukte: Emotionale Intelligenz, Empathie, Emotionale

Erlebnisfähigkeit, und Alexithymie mittels Fragebogenuntersuchung. Dipl.-Arb., Univ. Salzburg.

LEHR, U. (2007): Die Gartentherapie. In: Berting-Hüneke, C.: Gartentherapie. Deutscher Verband der Ergotherapeuten e. V. (Hg.): Neue Reihe Ergotherapie. Reihe 9: Fachbereich Allgemeine Themen Bd 5., Idastein: Schulz-Kirchner Verlag.

LEIBETSEDER, M.; LAIREITER, A.-R.; RIEPLER, A.; KÖLLER, T. (2001): E-Skala: Fragebogen zur Erfassung von Empathie – Beschreibung und psychometrische Eigenschaften. In: Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie, 22 (1), 70-85.

LEITNER, N. (2009): Wieso fühle ich, was du fühlst?: Erfassung der Sensitivität für Emotionen anderer (Empathie) mittels implizitem affektivem Priming. Dipl.-Arb., Univ. Graz.

LENTSCH, K. (2007): Die Bedeutung der kognitiven Empathie bei der Auswahl von Handlungsalternativen. Dipl.-Arb., Univ. Wien.

LIESSMANN, K. P. (2001): Günther Anders – Die Antiquiertheit des Menschen. In: Denken und Leben III: Annäherung an die Philosophie des 20. Jahrhunderts in biographischen Skizzen. ORF – CD 640 DDD, Wien: ORF shop.

LIESSMANN, K. P. (2001): Edmund Husserl – Zu den Sachen selbst. In: Denken und Leben III: Annäherung an die Philosophie des 20. Jahrhunderts in biographischen Skizzen. ORF – CD 640 DDD, Wien: ORF shop.

LÖW, M. (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

MARVALICS, N. (2005): Kognitive Empathie als Potenzial. Dipl.-Arb., Univ. Wien.

MAYER, J.D.; SALOVEY, P. & CARUSO, D.R. (2008): Emotional Intelligence: New Ability or Eclectic Traits?. In: American Psychologist, Vol. 63, No. 6, 503-517.

MAYER, S. F.; FRANTZ, C. M.; BRUEHLMAN-SENECAL, E. & DOLLIVER, K. (2009). Why Is Nature Beneficial?: The Role of Connectedness to Nature. In: Environment and Behavior, 41(5), 607-643.
Online:
http://eab.sagepub.com/content/41/5/607

(23.11.2011)

MAYER, S. F. & McPHERSON FRANTZ, C. M. (2004). The connectedness to nature scale: A measure of individuals' feeling in community with nature. In: Journal of Environmental Psychology, 24, 503-515.
Online:
www.elsevier.com/locate/yjevp
(23.11.2011)

MAYR, C. (2007): Der Einfluss von Beziehungen zu Tieren auf die Emotionsregulation und Empathie bei Kindern und Jugendlichen. Dipl.-Arb., Univ. Salzburg.

MERLEAU-PONTY, M. (1965): Phänomenologie der Wahrnehmung. In: Graumann, C. F. & Linschoten, J. (Hrsg.): PHÄNOMENOLOGISCH-PSYCHOLOGISCHE FORSCHUNGEN, 1996, Bd. 7, übersetzt aus dem Französischen von Boehm, R.: 6.Aufl., Photomechanischer Nachdruck 1974, Berlin: Walter de Gruyter & Co., vormals G.J. Göschen'sc he Verlagshandlung. J. Gutentag, Verlagsbuchhanlung.

MÜLLER, W. (1991): Empathie: Der Seele eine Stimme geben. Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag.

MUFF, A. (2001): Erlebnispädagogik und ökologische Verantwortung: Erleben und Handeln im Spannungsfeld von Naturnutzung und Naturschutz. 2. Auflage, Butzbach-Griedel: AFRA-Verlag., Zugl.: Bamberg, Univ., Diss., 1997.

NEUBAUER, A. C. & FREUDENTHALER, H. H. (2001): Emotionale Intelligenz: Ein Überblick. In: Stern, E. & Guthke, J. (Hrsg.): Perspektiven der Intelligenzforschung. Lengrich: Pabst Verlag, 205-232.

NIEPEL, A.; EMMRICH S. (2005): Garten und Therapie: Wege zur Barrierefreiheit. Stuttgart: Ulmer Verlag.

ÖSTERREICHER, H. (2006): Natur- und Umweltpädagogik für sozialpädagogische Berufe. Troisdorf: Bildungsverlag EINS.

PEARCE, J.C. (1994): Der nächste Schritt der Menschheit: Die neurologischen und biologischen Grundlagen für die volle Entfaltung des menschlichen Potentials. Übers. Aus dem Amerikan.: Karin Hein, Originaltitel: „Evolution's End" ,1992, Freiamt: Arbor-Verlag.

PONS, (2000): Kompaktwörterbuch für alle Fälle: Neugriechisch – Deutsch. bearb. v. Karagiannakis, D. et. al., Stuttgart: Ernst Klett Verlag.

PREKOP, J. (2005): Einfühlung: Die Intelligenz des Herzens. München: DTV.

RATHGEBER, T. (2011): Indigenes Wissen zur Bewahrung der Schöpfung: Natur und indigene Völker in der Vergangenheit und Moderne. In: Jung, N.; Molitor, H. und Schilling A. (Hrsg.): Natur im Blick der Kulturen: Naturbeziehung und Umweltbildung in fremden Kulturen als Herausforderung für unsere Bildung, Bd. 1, Opladen, Berlin & Farmington Hills MI: Buderich UniPress, 27-48.

RAUDSEPP, M. (2005): Emotional Connection to Nature: Its Socio-Psychological Correlates and Associations with Pro-Environmental Attitudes and Behavior. In: B. Martens & A. G. Keul (Eds.): Designing Social Innovation. Planning, Building, Evaluating. Incorporated and Registered in the State of Washington, USA, and Göttingen, Lower Saxony, Germany: Hogrefe & Huber Publishers.

RIGGIO, R. E. (1986): Assessment of Basic Social Skills. In: Journal of Personality and Social Psychology, Vol.51, No. 3, 649-660.

ROGERS, C. R. (2007): Therapeut und Klient: Grundlagen der Gesprächspsychotherapie. 19.Aufl., Frankfurt am Main: Geist und Psyche, Fischer.

RUF, S. (2004): SINN-LICH WAHR-NEHMEN: Methodische Zugänge zur sinnlichen Raumwahrnehmung. Dipl.-Arb., Univ. f. Bodenkultur, Wien.

SCHELAKOVSKY A. (2005): Deep Ecology: Das Verlangen und Trachten nach dem Ganzen. In: Unterbrunner, U.; Forum Umweltbildung (Hrsg.): Naturerleben: Neues aus Forschung und Praxis zur Naturerfahrung. Innsbruck: Studienverlag, 197-209.

SCHLEHUFER, A. (2005): Naturtherapie: Naturerleben als Entwicklungschance. In: Unterbrunner, U.; Forum Umweltbildung (Hrsg.): Naturerleben: Neues aus Forschung und Praxis zur Naturerfahrung. Innsbruck: Studienverlag, 181-196.

SCHULZ VON THUN, F. (2006): Miteinander Reden: Störungen und Klärungen. 43. Aufl., Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

SEASHORE, C.S. (1904): Review of Einfühlung, innere Nachahmung und Organempfindungen. In: Psychological Bulletin, Vol. 1 (9), August 1904, 329-330.

SHELDRAKE, R. (2003): Das Gedächtnis der Natur: Das Geheimnis der Entstehung der Formen in der Natur. 11. Aufl., Bern, München, Wien: Scherz – Neue Wissenschaft.

SHELDRAKE, R. (2009): Der siebente Sinn der Tiere. 3. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

SINGER, T.; CRITCHLEY, H. D.; PREUSCHOFF, K. (2009): A common role of insula in feelings, empathy and uncertainty. In: TRENDS in Cognitive Science Vol.13, No.8., 334-340.

SINGER, T. & LAMM, C. (2009): The Social Neuroscience of Empathy. In: THE YEAR IN COGNITIVE NEUROSCIENCE, 2009, New York: Academy of Sciences, 81-95.

SKARPHEDINSSO M. (2011): In: Im Land der Gletscher und Geysire: unterwegs in Island. ORF. ö1, Von der Kunst des Reisens: Ambiente Spezial. Gestaltung: Ursula Burkert, Sendung vom 02. Oktober 2011 um 10:05h.

SZANIECKI PERRET SERPA, A. (1994): Annäherung an den Begriff Park: Eine Studie zur menschlichen Wahrnehmung der Natur am Beispiel städtischer Freiräume. Diss. Univ. f. Bodenkultur Wien.

THEIMER, W. (1985): Was ist Wissenschaft. Tübingen: Franke Verlag.

THIELE, J. (1989): Die mystische Liebe zur Erde: Fühlen und Denken mit der Natur. Stuttgart: Kreuz Verlag.

THOMPSON, C. W., ASPINALL, P. & MONTARZINO, A. (2008): The childhood factor: Adult visits to green places and the significance of childhood experience. In: Environment and Behavior, 40, 111-143.
Online:
http://eab.sagepup.com/content/40/1/111
(23.11.2011)

THOMPSON, I. (2009): Rethinking Landscape: A critical reader. Oxon, UK: Published by Routledge.

ULRICH, R. S. (1985): AESTHETIC AND EMOTIONAL INFLUENCES OF VEGETATION: A review of the scientific literature. Stockholm, Schweden: Swedish Council for Building Research.

VOLLAND, C. (1995): Mutter-Kind Beziehungsqualität als Entwicklungsbedingung von Empathie und prosozialem Verhalten in der Kindheit. Regensburg: S. Roderer Verlag.

VONDERACH, G. (2010): Räumliche Erlebniswirklichkeit als fortwirkende Erinnerung. In: Hasse, J. und Kozljanič, J. (Hrsg.): V. Jahrbuch für Lebensphilosophie -2010/2011-: Gelebter, Erfahrener und Erinnerter Raum. München: Albunea Verlag, 177-188.

WASSMANN, C. (2010): Die Macht der Emotionen: Wie Gefühle unser Denken und Handeln beeinflussen. 2.Aufl., Darmstadt: Primus Verlag.

WEBER, F. (2008): Dimensionen des Denkens: Der raumzeitliche Kollaps des Gegenwärtigen. Bielefeld: transcript Verlag, Zugl.: Diss., Ludwig-Maximilians-Universität, 2007.

WEHR, G. (1996): Karlfried Graf Dürckheim: Leben im Zeichen der Wandlung. Freiburg im Breisgau: Herder Verlag.

WELLS, N. M. & EVANS, G. W. (2003): Nearby nature: A buffer of life stress among rural children. In: Environment and Behavior, 35(3), 311-330.
Online:
http://eab.sagepub.com/content/35/3/311
(23.11.2011)

WERLEN, B. (2008): Sozialgeographie. 3.Auflal., Bern, Stuttgart, Wien: Haupt Verlag.

WILBER, K. (1986): Das holographische Weltbild. Wissenschaft und Forschung auf dem Weg zu einem ganzheitlichen Weltverständnis – Erkenntnisse der Avantgarde der Naturwissenschaften. 2. Auflage, (Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Amerikanischen von Erwin Schuhmacher. Titel der Originalausgabe: The Holographic Paradigm and other parodoxes. Copyright 1982. Shambhala Publications, Inc. Boston.) Scherz Verlag, Bern, München, Wien.

WISPÉ, L. (1986): The Distinction Between Sympathy and Empathy: To Call Forth a Concept, A Word Is Needed. Journal of Personality and Social Psychology, Vol. 50, No. 2, 314-321.

**Internetquellen**

DIE GRÜNEN MÖDLING: Thema: Babenbergergasse: SCHADE!. http://www.die-gruenen-moedling.at/themababenbergergasseschade.html#c2110
(29.12.2011)

DIE GRÜNEN MÖDLING: Thema: Babenbergergasse: Kurier, 09.03.2007.
http://www.die-gruenen-moedling.at/kurier27032007-winzergasse0.html,
(29.12.2011)

DOLLINGER F.(2010): Europäische Kulturlandschaften.
www.culture-nature.com/kulturlandschaft/definition.pdf
(8.9.2011)

EISLER, R. (1904): Wörterbuch der Philosophischen Begriffe: Altruismus. http://www.textlog.de/1415.html
(25.5.2010)

EISLER, R. (1904): Wörterbuch der philosophischen Begriffe: Archetyp. http://www.textlog.de/1374.html
(2.12.2011)

EISLER, R. (1904): Wörterbuch der philosophischen Begriffe: Ich – Herbart, Mill, Spencer, Lipps.
http://www.textlog.de/7561.html
(11.5.2010)

INSTITUT FÜR RAUM UND MENSCH: Grundsätzliches zur Geomantie. http://www.raumundmensch.com/Geomantie.html
(15.12.2011)

WIKIPEDIA: Bezirk Mödling.
http://de.wikipedia.org/wiki/Bezirk_Mödling
(16.12.2011)

WIKIPEDIA: Empathie
http://de.wikipedia.org/wiki/Empathie
(11.5.2010)

WIKIPEDIA: Sympathie
http://de.wikipedia.org/wiki/Sympathie
(11.5.2010)

# 9 Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Schema zur Zuordnung von Empathiedimmensionen zu einem Muster konstituitiver Aspekte. In: LEIBETSEDER M. et al. (2001) E-Skala: Fragebogen zur Erfassung von Empathie – Beschreibung und psychometrische Eigenschaften, Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie, 22 (1), 72.

Abb. 2: Possible alternations in the organizational model. In: DAVIS, M.H. (1994): Empathy – A Social Psychological Approach. Dubuque, Iowa, USA, Brown & Benchmark Social Psychology Series, 219.

Abb. 3: Schematische Darstellung der Funktion von Spiegelneuronen. In: BAUER, J. (2009): Warum ich fühle, was du fühlst. 13. Auflage, Wilhelm Heyne Verlag, München. 52.

Abb. 4: Anterior Insula (AI) In: SINGER, T.; CRITCHLEY, H. D.; PREUSCHOFF, K. (2009): A common role of insula in feelings, empathy and uncertainty. In Trends in Cognitive Science Vol.13 No.8. 335.

Abb. 5: A Model for the integration of feelings, empathy and uncertainty in insular cortex In: SINGER, T.; CRITCHLEY, H. D.; PREUSCHOFF, K. (2009): A common role of insula in feelings, empathy and uncertainty. In Trends in Cognitive Science Vol.13 No.8, 337.

Abb. 6: Soziale Kompetenz. In: KANNING, U. P. (2003): Diagnostik sozialer Kompetenzen. 2.Auflage, Hogrefe, Göttingen, 25.

Abb. 7: The Four Branch Model of Emotional Intelligence 1997, Salovey & Mayer In: MAYER, J.D.; SALOVEY, P. & CARUSO, D.R. (2008): Emotional Intelligence. New Ability or Eclectic Traits?. In: American Psychologist, Vol. 63, No. 6, 503-517.

Abb. 8: Das modifizierte Konzept der emotionalen Intelligenz nach Mayer und Salovey, 1997 in der Übersetzung von Neubauer und Freudenthaler, 2001, S. 208ff, aus LEITNER, N. (2009): Wieso fühle ich, was du fühlst? - Erfassung der Sensitivität für Emotionen anderer (Empathie) mittels implizitem affektivem Priming. Dipl.-Arb., Univ. Graz, 24.

Abb. 9: Hoffman`s model of empathy: an affective-cognitive synthesis. In: DAVIS, M.H. (1994): Empathy – A Social Psychological Approach. Dubuque, Iowa, USA, Brown & Benchmark Social Psychology Series. 38.

Abb. 10: Die Beziehungsaspekte zwischen Natur und Mensch. In: PUSCHMANN, C. (2012): Empathie und Raum - Zur empathischen Beziehung zwischen Mensch und Raum. Dipl. Arb. Univ. f. Bodenkultur.

Abb. 11: Bewegung: Querverbindungen und Zielbereiche. In: ÖSTERREICHER H. (2006): Natur- und Umweltpädagogik für sozialpädagogische Berufe. Troisdorf: Bildungsverlag EINS. 44

Abb. 12: Quellen der Naturbeziehung und umweltverträglichen Lebens. In: JUNG, N. (2005): Naturerfahrung, Interdisziplinarität und Selbsterfahrung: - zur Integration in der Umweltbildung. In: Unterbrunner, U.; Forum Umweltbildung (Hrsg.): Naturerleben: Neues aus Forschung und Praxis zur Naturerfahrung. Innsbruck: Studienverlag, 93.